

Deutsche Geisteshelden

Aus dem Leben deutscher Dichter

von

C. Carstensen



Hellmuth Wollermann in Braunschweig



Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by

Mrs. C. D. Bertram

Christmas 1914

From
Mother

LG.H
C 3216d

Deutsche Geisteshelden

Aus dem Leben deutscher Dichter

Eine Literaturkunde in Bildern

von

C. Carstensen

Große Ausgabe

Dritte, vermehrte Auflage

: Mit 32 Bildnissen :



Braunschweig und Leipzig

Verlag von Hellmuth Wollermann

Hof-Buch- und Kunsthändler

1914

430200
29.11.44

Gedruckt in der Waisenhaus-Buchdruckerei
in Braunschweig.

Vorwort.

Das vorliegende Buch, das hiermit in dritter, verbesserter und stark vermehrter Auflage — früher 24, jetzt 32 Lebensbilder — erscheint, will sich in den Dienst des Jugendunterrichts und der Jugenderziehung stellen. Es enthält daher vorzugsweise solche Züge aus dem Leben der Dichter, die geeignet sind, das Interesse der Kinder zu fesseln.

Wo es möglich war, ist die Bedeutung des Dichters in die Zeichnung seines Lebensbildes (A) aufgenommen. Oft war es aber zweckmäßiger, die Bedeutung in einem besondern Abschnitt (B) zu beleuchten, der durch kleinere Lettern kenntlich gemacht worden ist. Dem Zwecke des Buches entsprechend, ist in diesen Anhängen in erster Linie das berücksichtigt, was dem kindlichen Verständnis erschließbar ist und zu einer eingehenderen Beschäftigung mit den dabei in Betracht kommenden Dichterwerken anregen könnte.

Für die Volksschüler habe ich im engsten Anschluß an den Inhalt dieses Buches eine kleine Ausgabe in demselben Verlage zum Preise von 80 Pf. erscheinen lassen. Trotz der gedrängten Kürze enthält es keineswegs nur eine trockne Aufzählung von Namen und Daten, sondern lebensvolle Einzelbilder und die Bildnisse. Die weitergehenden Ausführungen über die Bedeutung der Dichter mußten aber um des beschränkten Raumes willen ausfallen.

Plön, Ostern 1914.

C. Carstensen.

Inhaltsverzeichnis.

1. Walter von der Vogelweide, 1170—1230	1
2. Hans Sachs, 1494—1576	10
3. Paul Gerhardt, 1607—1676	15
4. Christian Fürchtegott Gellert, 1715—1769	21
5. Friedrich Gottlieb Klopstock, 1724—1803	29
6. Gotthold Ephraim Lessing, 1729—1781	34
7. Johann Gottfried Herder, 1744—1803	40
8. Johann Wolfgang von Goethe, 1749—1832	44
9. Friedrich von Schiller, 1759—1805	56
10. Gottfried August Bürger, 1747—1794	79
11. Matthias Claudius, 1740—1815	83
12. Johann Peter Hebel, 1760—1826	93
13. Ernst Moritz Arndt, 1769—1860	100
14. Theodor Körner, 1791—1813	114
15. Friedrich Rückert, 1788—1866	127
16. Ludwig Uhland, 1787—1862	134
17. Adalbert von Chamisso, 1781—1838	145
18. Wilhelm Hey, 1789—1854	151
19. Robert Reinick, 1805—1852	160
20. Friedrich Hebbel, 1813—1863	168
21. Hoffmann von Fallersleben, 1798—1874	180
22. Ferdinand Freiligrath, 1810—1876	195
23. Friedrich Güll, 1812—1879	199
24. Emanuel Geibel, 1815—1884	205
25. Theodor Storm, 1817—1888	217
26. Karl Gerok, 1815—1890	224
27. Friß Reuter, 1810—1874	230
28. Theodor Fontane, 1819—1898	244
29. Klaus Groth, 1819—1899	251
30. Detlev von Liliencron, 1844—1909	261
31. Johann Hinrich Fehrs seit 1838	273
32. Peter Rosegger seit 1843	280
Anhang. Das Drama.	294
Namen- und Sachregister	297



1. Walter von der Vogelweide.

1170—1230.

A. 1. In der Heimat. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts, bald nach dem Tode Walters von der Vogelweide, sang der Dichter Hugo von Trimberg:

„Hêr Walter von der Vogelweide,
swer des vergaez', der tât mir leide.“

(„Herr Walter von der Vogelweide,
wer des vergâß', der tât mir leide.“)

Und doch ist er, der Meister und Reigenführer der Minnesänger (Minne = Liebe), jahrhundertlang vergessen worden. Erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts, als man sich eingehender mit alt- und mitteldeutscher Dichtung beschäftigte, erkannte man, daß Walter von der Vogelweide unter den Dichtern des Mittelalters einen hervorragenden

Platz einnehme. Seit der Zeit sind seine zahlreichen Lieder, sei es in der ursprünglichen mittelhochdeutschen Form oder in neuhochdeutscher Übersetzung, bekannt geworden. Von ihm selbst aber wissen wir sehr wenig. Die einzige geschichtlich verbürgte Nachricht aus seinem Leben lautet: „Dem Sänger Walter von der Vogelweide 5 Solidi zu einem Pelzrocke.“ Mit diesen Worten gibt der Rechnungsführer des Bischofs Wolfger von Passau am 12. November 1203 unter den Reisekosten seines Herrn die Ausgabe für einen Pelzrock an, den der Bischof seinem Begleiter, dem Sänger Walter von der Vogelweide, schenkte. Alles übrige, was wir von ihm wissen, müssen wir seinen Dichtungen entnehmen, die seinen Lebensgang der Hauptsache nach erkennen lassen; denn er sang nicht nur, wie andre Minnesänger, von der Minne, sondern griff frisch und frei ins volle Gegenwartsleben hinein und verknüpfte auf diese Weise die Ereignisse des eignen Lebens mit denen seiner Zeit.

Walter gehörte wahrscheinlich nicht dem Ritterstande, sondern dem der Dienstmänner an. Mit irdischen Glücksgütern war er nicht gesegnet. Als armer fahrender Sänger zog er von Land zu Land, um sich durch Lied und Spiel auf Ritterburgen und Königshöfen seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Wo und wann er geboren wurde, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, vielleicht in Südtirol auf dem Vogelweidhof im malerischen Eisacktale, wenige Stunden nördlich von Bozen. Sein Geburtsjahr liegt zwischen 1160 und 1170, fällt also in die Regierungszeit Barbarossas (1152—1190). In Bozen hat man dem Dichter 1889 ein Marmordenkmal errichtet. Er selbst erwähnt in keinem seiner Lieder sein Elternhaus und seine engere Heimat. Aber einmal äußert er:

„Sagen lernt' ich doch zu Österreich und singen.“

In Österreich scheint hiernach seine Wiege gestanden zu haben, und in Wien hat er ohne Zweifel einen Teil seiner Jugend verlebt. Reinmar der Alte, ein bedeutender Minnesänger am Wiener Herzogshofe, war sein Lehrmeister in der Sangeskunst. Die in Wien verlebten Jahre waren die glücklichsten seines Lebens, und aus jener Zeit stammen seine schönsten Liebes- und Frühlinglieder. Bald hatte der Schüler seinen

Lehrer übertroffen, so daß nach Reinmars Tode der Dichter Gottfried von Straßburg, Walters Zeitgenosse, sagen konnte:

„Wer leitet nun die liebe Schar
 (der deutschen Nachtigallen)?
 Wer weiset dies Gesinde?
 Ich hoffe, daß ich sie finde,
 die nun das Banner führen soll:
 ihre Meisterin, die kann es wohl,
 die von der Vogelweide.
 Hei, wie die über die Heide
 mit hoher Stimme klinget!
 Wie wunderbar sie singet!
 Wie fein sie organieret,
 ihr Singen wandelieret!“

2. Auf der Wanderschaft. Im Jahre 1198 erreichte die „sel'ge, gold'ne Zeit“ am Wiener Hofe für Walter ihr Ende. Sein Gönner, der jugendliche Herzog Friedrich, starb auf einem Kreuzzuge in Palästina, und der neue Herzog, Leopold VI., war kein Freund der Dichtkunst. Da mußte Walter zum Wanderstabe greifen. In wehmütiger Erinnerung an die schönen Tage in Wien schrieb er das Gedicht:

An Leopold von Österreich.

Mir ist versperrt des Glückes Tor,
 und wie verwaist steh' ich davor,
 nichts hilft mir all mein Klopfen.

Ereignen größ're Wunder sich?
 Es regnet ringsumher um mich,
 zu mir fällt nicht ein Tropfen.

Des Fürsten Mild' aus Österreich
 erquickt, dem süßen Regen gleich,
 macht beide, Land und Leute, reich.
 Er gleicht der Heide, wohl geschmückt,
 wo man zahllose Blumen pflückt,
 und bräch' mir seine reiche Hand
 ein Blatt aus diesem Blumenland,
 wie sänge ich aus froher Brust
 von dieser süßen Augenlust!
 Wie wollte ich ihm dankbar sein! —
 Bei diesem Spruche denk' er mein!

Im Jahre 1203, als Leopold VI. seine Hochzeit feierte, sehen wir Walter wieder in Wien, aber nur auf kurze Zeit.

Wenige Tage nach der Hochzeit verließ er schon die Donaustadt. Damals stand er im Dienste des bereits genannten Bischofs von Passau. Von fremden Leuten abhängig, zuweilen auch sein eigener Herr, zog er als fahrender Sänger durch die Lande. Beim kunstliebenden Landgrafen Hermann I. (1190—1216) von Thüringen, der auf der Wartburg wohnte, weilte er oft als Gast. Hier soll er auch 1207 an dem sagenhaften „Sängerkrieg“ teilgenommen haben, und außer ihm Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Ofterdingen, Reinmar von Zweter (nicht mit Reinmar dem Alten verwechseln!) und Meister Klingsor aus Ungarn. Noch heute zeigt man auf der Wartburg den „Sängersaal“, in dem der Sängerkampfstattgefunden haben soll, und Moritz von Schwinds Meisterhand hat in einem herrlichen Gemälde jene denkwürdige Begebenheit festgehalten.

Auf seinen vielen Wanderfahrten, die ihn vom Po nach der Trave und von der Seine nach der Mur führten, hat Walter häufig Mangel und Not gelitten. Bittend wendet er sich einmal an Kaiser Friedrich II. (1215—1250) in folgendem Liede:

An König Friedrich.

O schenkt, vielerlei König von Rom, mir eure Gunst,
 der ich so arm bei allem dem Reichtum meiner Kunst!
 Ach, kann es sein, dann möcht' ich, — o, lasset euch erbarmen! —
 nun unter eignem Dache, an eignem Herd erwärmen.

Zahi, wie dann ich sänge den Lenz und seine Lust,
 die Blumen und die Heide, wie einst ich es gewußt!
 Den schönen Frauen allen, die dann mir Dank verliehen,
 ließ' Rosen ich und Lilien aus ihren Wangen blühen.

So reit' ich spät und frühe und komme nie nach Haus;
 es gehn dem Obdachlosen, ach weh, die Lieder aus!
 Doch fröhlich läßt sich singen daheim vom grünen Klee;
 so übet denn Erbarmen mit eures Sängers Weh,
 damit, vielmilder König, auch eure Not zergeh'!

Endlich, es mag ums Jahr 1220 gewesen sein, erfüllte Friedrich II. Walters sehnlichsten Wunsch, indem er ihm ein kleines Landgut in der Nähe Würzburgs als Lehen gab. Da jubelte der Dichter in seinem Liede:

Das Lehen:

Ich hab' mein Lehen, o alle Welt! Ich hab' mein Lehen!
 Nun fürcht' ich nicht den Hornung an den Zehen
 und brauche böse Herren nun nicht mehr zu flehen.
 Des Königs milder Sinn hat mich nun wohl beraten,
 daß ich am Sommer mich erfreun, im Winter wärmen kann.

Die Nachbarn sehn mich jezt mit andern Blicken an;
 sie sehn in mir nicht mehr ein Schreckgespenst, wie sonst sie taten.
 Ich war zu lange arm, das wußt' ich keinem Dank,
 so voll von Schelten¹⁾ war ich, daß mein Atem stank;
 befriedigt hat der König mich; nun preiset ihn mein Sang.

In den Kämpfen zwischen Kaiser und Papst stellte sich
 Walter auf des ersteren Seite. Als der Papst Innocenz III.
 1213 in allen deutschen Kirchen Opferstöcke aufstellen ließ,
 deren Erträge zu einem Kreuzzug verwandt werden sollten, er-
 hob Walter zürnend und mannesmutig seine Stimme in dem
 Gedicht:

Der welsche Schrein.

O weh, wie christengütig uns der Papst verlacht,
 wenn er seinen Welschen sagt, wie er's bei uns gemacht!
 Was er da redet, hätt' er nimmer es gedacht:
 „Zwei Deutsche²⁾ hab' ich unter eine Kron' gebracht,
 daß sie im Reiche stürmten, brannten, praßten;
 unterdessen füll' ich meine Kasten.
 An meinen Stock treib' ich sie hin; ihr Gut wird alles mein;
 ihr deutsches Silber fließt in meinen welschen Schrein.
 Ihr Pfaffen, esset Hühner, trinket Wein
 und laßt die dummen deutschen Schafe fasten!“

Das deutsche Vaterland ging Walter über alles. Schon
 600 Jahre vor „Deutschland, Deutschland über alles“ von Hoff-
 mann von Fallersleben erscholl Walters Lied:

Deutschlands Ehre.

1. Lande hab' ich viel gesehen,
 und die besten schaut' ich allerwärts;
 übel möge mir geschehen,
 wenn bekennen wollte je mein Herz,
 daß ihm wohlgefalle
 fremden Landes Sitte!
 Mehrt es mir mein Lob, wenn ich für Unrecht stritte?
 Deutsche Zucht, die schlägt sie alle.

1) Gegen Otto IV. und den Papst.

2) Otto IV. und Friedrich II.

2. Von der Elbe bis zum Rhein
 und hinauf bis an der Ungarn Land
 mögen wohl die besten sein,
 die ich in der weiten Welt erkannt.
 Wenn ich recht kann schauen
 holden Sinn und Leib,
 hört, so schwör' ich, besser ist das deutsche Weib,
 ja, als alle andern Frauen!

3. Hehr sind deutscher Männer Sitten;
 Engel könnt ihr in den Frauen sehn.
 Wer das jemals hätt' bestritten,
 dessen Wort kann nicht als wahr bestehn.
 Holde, reine Liebe,
 wer die suchen will,
 komm' in unser Land, da ist der Wonne viel.
 Wenn ich lang' darin nur bliebe! (Gek.)

In seinen letzten Lebensjahren sah Walter nach etwa fünfzigjähriger Abwesenheit die Heimat wieder. Aber was er fand, machte ihm wenig Freude. Alles war verändert. Die Eltern waren gestorben, die Jugendfreunde fort oder alt wie er. Die Heimat war ihm zur Fremde geworden. Wehmütigen Herzens sang er:

Fremd in der Heimat.

O weh, wohin entschwunden sind alle meine Jahr!
 Hat mir mein Leben geträumet, oder ist es wahr?
 Was stets ich hielt für wirklich, war's Wesen oder Schein?
 Sonach hab' ich geschlafen, es kann nicht anders sein.

Nun bin ich wach geworden, und ist mir unbekannt,
 was ehemals ich kannte wie meine andre Hand.
 Die Leute und die Heimat, da ich als Kind erzogen,
 die sind mir fremd geworden, als sei es all gelogen.

Der Kinderzeit Gespielen sind worden träg und alt;
 es ist das Feld verwandelt, geschlagen ist der Wald.
 Wenn nicht das Wasser flösse, wo einst es rann daher,
 fürwahr, ich müßte glauben, ich wär' ich selbst nicht mehr.

So mancher grüßt mich zögernd, der einst mir stand so nah;
 ach, niemals lag die Erde so traurig vor mir da!
 Wenn ich zurücke denke an manchen frohen Tag,
 die sind zerronnen alle, so wie im Meer ein Schlag,
 für immerdar, o weh!

Im Jahre 1228 unternahm Kaiser Friedrich II. einen Kreuzzug nach dem Heiligen Lande, an dem Walter wahrscheinlich teilgenommen hat; denn er sagt in seinem Gedicht:

Im gelobten Lande:

Jetzt zufrieden ich erst werde,
da mein sündig' Aug' das Land
schauet und die heil'ge Erde,
die stets preisend wird genannt.
Denn erfüllt ist, was ich hat:
dahin kam ich, wo den Pfad
Gott als Mensch betreten hat.

Nach der Rückkehr aus Palästina (1229) muß Walter bald gestorben sein, etwa im Jahre 1230. Im stillen Lorenzgarten des neuen Münsters zu Würzburg fand er seine Ruhestätte unter einer Linde, von deren Zweigen herab Vögel ihm das Grablied sangen. Eine Sage berichtet, daß Walter in seinem Testament angeordnet habe, vier Löcher in seinen Leichenstein zu hauen und in ihnen täglich den Vögeln, seinen Lieblingen, Weizenkörner und Wasser zu geben.

B. Minnesänger. Weitaus die meisten Minnesänger gehören dem Ritterstande an, und ihre Kunst ist eine höfische Kunst. Nur selten treffen wir einen bürgerlichen Minnesänger, dagegen manchen hochgeborenen Fürsten, z. B. Kaiser Heinrich VI. und Konradin von Hohenstaufen. Die Blütezeit des Minnesangs währte von 1150 bis 1300. Viele Minnesänger entstammten dem niederen, wenig begüterten Adel. Auf Ritter- und Königsburgen ließen sie bei festlichen Gelegenheiten ihren Sang erschallen, wie Goethe uns es schildert im „Sänger“, Schiller im „Grafen von Habsburg“ und Uhland in „Des Sängers Fluch“.

Die Minnesänger sangen in erster Linie von der Liebe zu den Frauen, dann aber auch von der Liebe zu Gott, zur Natur, zum Vaterlande und von den Heldentaten der Ritter. Uhland sagt:

„Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, gold'ner Zeit,
von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
sie singen von allem Höhen, was Menschenherz erhebt.“

Walter von der Vogelweide preist in „Deutschlands Ehre“ sein deutsches Vaterland und die deutschen Frauen, und in dem Gedicht „Der welsche Schrein“ geißelt er mit bitterem Spott die unwürdige Stellung des deutschen Reiches gegenüber dem Papsttum. Er greift unter allen Minnesängern am wirkungsvollsten in

das politische Leben seiner Zeit ein. Winterleid und Frühlingslust klingen uns entgegen aus seinem

Frühlingssehnen.

1. Was schuf überall uns der Winter für Pein!
Entblättert die Heide, verklungen im Hain
die lieblichen Stimmen der Waldvögelein.
Ach, würfen erst wieder im munteren Reihn
die Mädchen den Ball an dem grünenden Rain,
so sängen auch wieder die Vögel darein!

2. Ach, könnt ich verschlafen die grämliche Zeit!
Wie hass' ich den Winter im schneeigen Kleid,
und ist seine Macht mir so inniglich leid!
Doch reicht sie auch heut noch so weit und so breit,
erliegt er doch endlich dem Frühling im Streit;
dann pflück' ich mir Blumen, wo heute es schneit.

Ein charakteristisches Merkmal vieler Minnelieder ist „dieses innige, bald freudig erregte, bald tief wehmütige Mitleben mit der Natur, diese Freude an Laub und Gras und Blumen und Waldvögelein, an den langen lichten Sommertagen und der hellen wonnigen Sommerzeit, diese Trauer um die verwelkten Blüten, die gefallenen Blätter und die in Reif und Schnee erstarrte Erde.“ (Dilmar.)

Walters gottesfürchtiger Sinn und sein tiefreligiöses Empfinden gelangen zum Ausdruck in dem Gedicht:

Bekennntnis.

Ruhmreicher Gott, wie selten preis' ich dich!
Der du die Kunst der Lieder mir verliehen,
des Minnefanges süße Melodien,
wie konnte, wehe, ich vergehen mich
an deinem Szepter, Herr, so freventlich?

Fremd sind gerechte Werke und die Minne
zu dir und meinem Nächsten meinem Sinne,
und ach, ich liebe keinen mehr als mich!

Lehr', Sohn und Vater, mich dein Geist mit Huld!
Wie kann ich lieben, welche mich betrüben?
Ich kann nur, die mir gut sind, wieder lieben,
so nach wie vor: vergib mir meine Schuld!

Eine andre Eigentümlichkeit der Minnelieder ist die, daß sie zur Zeit ihrer Entstehung nicht niedergeschrieben und gelesen, sondern von den Dichtern selbst gesungen wurden, und zwar zur Begleitung der Harfe, der Geige oder der Zither. Manche Minnefänger, z. B. Wolfram von Eschenbach und Ulrich von Lichten-

stein, konnten weder lesen noch schreiben. Durch Vor- und Nachsingen pflanzten sich die Lieder fort von Geschlecht zu Geschlecht. Erst später, als der Minnesang allmählich verstummte, wurden die Lieder aufgezeichnet. Die wichtigste Sammlung dieser Art ist die aus dem 14. Jahrhundert stammende *Manesse'sche* Handschrift, die ihren Namen nach ihrem Urheber, dem Ratherrn Rüdiger von Manesse in Zürich, erhalten hat. Mit unermüdlichem Fleiße und erheblichen Kosten hat er auf 429 prächtigen Pergamentblättern die Lieder von 140 Sängern aufschreiben lassen und sie dadurch der Vergessenheit entrissen. Aber kein Dichter hat selbst geschrieben. Für jeden war von vornherein eine gewisse Anzahl von Blättern bestimmt, die aber nicht alle beschrieben worden sind, weil es an den nötigen Liedern fehlte. Die Schrift ist ungemein sauber ausgeführt, und die Anfangsbuchstaben der Lieder und Strophen sind mit bunten Farben aufs schönste geschmückt. Besonders wertvoll sind die zahlreichen, meist eine ganze Seite füllenden Bilder, die die Dichter darstellen sollen, und zwar in einer Form, die dem Hauptinhalt ihrer Lieder oder ihrer Lebensstellung oder ihren sonstigen persönlichen Eigentümlichkeiten entspricht. Walter von der Vogelweide nimmt beispielsweise die Stellung ein, die er selbst in seinem ersten „Wahlstreitliede“ folgendermaßen schildert:

„Ich saß auf einem Steine
und deckte Bein mit Beine;
darauf sezt' ich den Ellenbogen.
Ich hatt' in meine Hand gezogen
mein Kinn und meine Wange.“

Heinrich VI. sitzt auf seinem Throne im Schmuck des Purpurmantels mit Krone und Szepter. Der junge Konradin sprengt auf feurigem Roß einher und streckt eine Hand nach einem aufliegenden Falken aus. Zwei bellende Hunde begleiten ihn. Reinmar der Alte unterhält sich sitzend mit einer Frau, die ein Hündlein im Arme hält.



2. Hans Sachs.

1494—1576.

A. 1. Lehr- und Wanderjahre. Auf einer Marmortafel an einem Hause der engen Brunnengasse in Nürnberg liest man, daß hier am 5. November 1494 der Meistersänger Hans Sachs geboren ist. Der Vater war ein Schneidermeister, der sich bei der Erziehung seines Sohnes nach dem Sprüchlein richtete: „An guter Lehr' trägt niemand schwer.“ Darum schickte er seinen Hans beizzeiten in eine gute Schule, in der er sogar auch etwas Latein und Griechisch lernte. Zwar hat der Hans in späteren Jahren vieles von dem, was das Hänschen einst lernte, wieder vergessen, wie es bei andern Leuten auch vorkommen soll; aber eins hat er für sein ganzes Leben behalten, nämlich die Lust, gute Bücher zu lesen und sein Wissen zu mehren. In seinen alten Tagen, als er ein berühmter

Dichter geworden war, sagt er in seiner bescheidenen Weise von sich selbst:

„Gott sei Lob, der mir sandt herab
 so mildiglich die schöne Gab'
 als einem ungelehrten Mann,
 der weder Latein noch Griechisch kann;
 daß mein Gedicht grün', blüh' und wachsf'
 und viel Frucht bringe, wünscht Hans Sachs.“

Als er 15 Jahre alt war, kam er zu einem Schuhmachermeister in die Lehre, der ihm um seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit willen schon nach zwei Jahren den Gesellenbrief ausschrieb. Neben seinem Handwerk hatte Hans auch die Verschmiedekunst getrieben. Sienhard Nunnenbeck, ein Leineweber und Meistersänger, war sein Lehrmeister in der Dichtkunst gewesen, und so zog er, 17 Jahre alt, als ein frischer, fröhlicher Gesell nach Handwerks Brauch auf die Wanderschaft.

Zuerst wanderte er nach Erfurt, wo damals berühmte Meister des Schuhmacherhandwerks wohnten, bei denen er Arbeit suchen wollte. Als er seinen Einzug in die Stadt hielt, war seine Geldtasche ebenso leer wie sein Magen. Beklommenen Herzens setzte er sich in einer Herberge an den Tisch, um seinen Hunger zu stillen, und als er nachher bezahlen sollte, suchte er sich durch Notlügen aus der Verlegenheit zu helfen. Da wurde der Herbergsvater böse, nahm einen leeren Mehlsack, steckte den Wanderburschen hinein und band ihm das Gefängnis über dem Kopf zu, damit er das Weglaufen vergäße. Am andern Morgen machte er die Gefängnistür wieder auf und fragte ihn, ob das Bettlein fein weich gewesen sei, und gab ihm dann den Laufpaß.

Fünf Jahre ist Hans Sachs hin und her durch ganz Deutschland gewandert, hat sich über die Schönheit des Vaterlandes gefreut und mit offenen Augen und Ohren des Volkes Art und Sitte erlernt, was zahlreiche Dichtungen von ihm beweisen. Ihm durfte man nachher nicht nachsingen:

„Es flog ein Gänschen wohl über den Rhein
 und kam als Gigak wieder heim.“

2. Meisterjahre. Nach seiner Heimkehr im Jahre 1516 ließ er sich nach wohlbestandener Handwerksprüfung als Schuhmachermeister in Nürnberg nieder und führte drei Jahre

später Kunigunde Kreuzer als sein trautes Ehegemahl heim. Vierzig Jahre hat er mit ihr in glücklicher Ehe gelebt. Während er mit seinen Gesellen fleißig in der Werkstätte schaffte, verwaltete sie einen Kramladen, um auf diese Weise auch an ihrem Teil an des Hauses Wohlstand mitzuarbeiten. In seinen Mußestunden, wenn Pfriem und Hammer ruhten, schrieb er manch herrliches Gedicht, das, auf ein Blättlein gedruckt und oft mit einem Bilde geschmückt, in kurzer Zeit seinen Weg durch ganz Deutschland fand. Noch heute lesen wir gern sein „Schlaraffenland“, das drei Meilen hinter Weihnachten liegt und das Land der Sehnsucht für alle Faulen ist. Den Weltverbesserern, die viel klüger sein wollen als der liebe Herrgott, hat er in dem Schwank „Sankt Peter mit der Geiß“ in ergötzlicher Weise den Text gelesen. Großes Aufsehen erregte 1523 sein Lied: „Die Wittenbergisch Nachtigall, die man jetzt höret überall“, das er Dr. Luther zu Ehren sang. Es hebt an:

„Wacht auf, es nahet sich der Tag!
 Ich höre singen im grünen Hag
 eine wonnigliche Nachtigall;
 ihr Stimm durchklinget Berg und Tal.
 Die Nacht neigt sich gen Occident,
 der Tag geht auf vom Orient.
 Die rotbrünstige Moraenröt
 her durch die frühen Wolken geht,
 daraus die lichte Sonn tut blicken,
 des Mondes Schein tut sie verdrücken.“

Die Sonne ist Luther, der Mond der Papst. Das Gedicht schließt:

„Kehrt wieder aus des Papstes Wüßt'
 zu unserm Hirten Jesus Christ!
 Der selb ein auter Hirte war,
 wie doch durch seinen Tod wird klar,
 durch den er löst wir von der Pein;
 er ist unser Trost allein,
 er allein uns Hoffnung heut
 und Seligkeit, Gerechtigkeit
 allen, die glauben an seinen Namen;
 wer das begehrt, der spreche Amen!“

Wie in jedem Menschenleben Freud und Leid miteinander wechseln, so auch bei Hans Sachs. Die sieben Kinder, mit denen

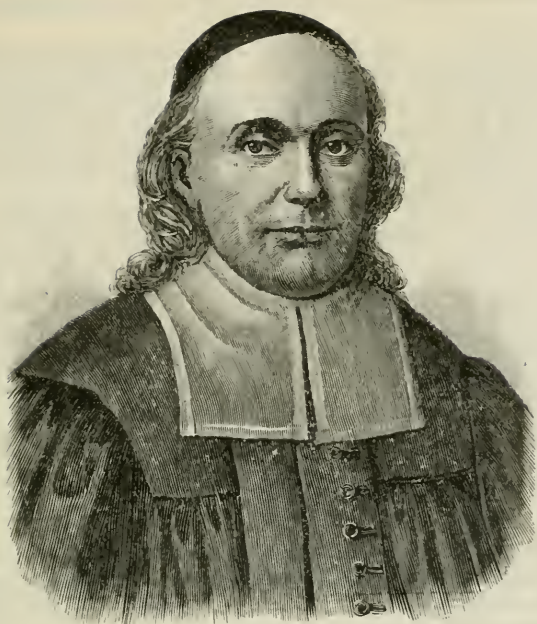
seine Ehe gesegnet war, gingen ihm alle in die Ewigkeit voran. 1560 starb seine treue Lebensgefährtin. Nach anderthalb Jahren vermählte er sich zum zweitenmal mit Barbara Harscher, einer siebzehnjährigen Jungfrau, an deren Seite ihm noch 15 Jahre beschieden waren. Zwei Jahre vor seinem Tode wurde der sonst so rüstige Mann geisteschwach; Gehör und Sprachvermögen schwanden. „Da saß er denn,“ wie einer seiner Schüler erzählt, „schneeweiß wie eine Taube an Haar und Bart, hinter seinem Pulte vor seinem großen Buche und neigte nur noch das weiße Haupt gegen die Besuchenden und sah sie mit seinem milden, liebevollen Greisenantlitz freundlich an, bis er im zweiundachtzigsten Jahre seines Lebens, am 19. Januar 1576, sanft entschlummerte.“

B. Meistersänger. Als nach dem Erlöschen des hohenstaufischen Kaisergeschlechts die „kaiserlose, die schreckliche Zeit“ über Deutschland hereinbrach, sank das Rittertum von seiner idealen Höhe herab. Die Ritter, die bis dahin Pfleger der Dichtkunst gewesen waren (Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg und der Minnesänger Walter von der Vogelweide), verloren den Sinn für alles Höhe und Schöne. Sie wurden Wege-lagerer, beraubten die vorüberziehenden Kaufleute und brandschätzten die Städte. Da flüchtete die Dichtkunst aus den Ritter-sälen der Burgen in die Handwerkerstuben der Städte. Die Handwerksmeister wurden Dichter; der Meistersang trat an die Stelle des Minne-sangs. Jeden Sonntagnachmittag kamen die Handwerksmeister, die sich zu einer Sängergunst vereinigt hatten, im Rathause oder in der Kirche zusammen, um Schule zu singen, d. h. um in Gegenwart zahlreicher Bürger und Bürgerinnen die im Laufe der Woche entstandenen Dichtungen singend oder sagend vorzutragen. Obenan saß der Vorstand der Meistersänger, das sogenannte Gemark: der Büchsenmeister (Kassierer), der Schlüsselmeister (Verwalter), der Merkmeister (Hauptbeurteiler) und der Kronenmeister (Preis-gewonnen, deren Aufgabe es war, gemeinschaftlich mit dem Merkmeister sorgfältig die Fehler aufzumerken und am Schlusse der Singschule das Urteil zu fällen. Wer als Sieger aus dem Wett-kampfe hervorging, wurde von dem Kronenmeister mit einem Kranze gekrönt oder empfing ein Kleinod an einer Kette um den Hals. Die vorzüglichsten Gedichte wurden in ein großes Buch ein-getragen, das der Schlüsselmeister sorgfältig aufbewahren mußte. Jahrhundertlang wurde der Meistersang gepflegt, zuerst in Mainz, später besonders in Nürnberg und zuletzt in Ulm. Am 31. Oktober 1839 wurde in Ulm von dem letzten Gemark der alte Meistersang feierlich beschlossen.

Unter allen Meisterfängern nimmt Hans Sachs die erste Stelle ein. Die Zahl seiner Dichtungen beträgt nicht weniger als 6048. Manches Gedicht schließt eigentümlicherweise mit dem Namen des Dichters. Der Schluß lautet etwa: „Das wünscht Hans Sachs“ — „so spricht Hans Sachs“ — „das rät Hans Sachs“ — „das meint Hans Sachs“. Selbstverständlich gibt es unter der großen Zahl manches Gedicht von geringem Werte; trotzdem bleiben der guten so viele, daß dem Nürnberger Schuhmachermeister ein Ehrenplatz in der deutschen Literatur gebührt. Kein Geringerer als Goethe urteilt:

„Wie er so heimlich glücklich lebt,
da droben in den Wolken schwebt
ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt,
in Froschpfuhl all das Volk verbannt,
das seinen Meister je verkannt.“

Aus: „Hans Sachsens poetischer Sendung“ von Goethe.



3. Paul Gerhardt.

1607—1676.

A. 1. **Zwei ungleiche Brüder.** In der Fürstenschule zu Grimma, südöstlich von Leipzig an der Mulde, herrschte eines Tages zu Anfang des Jahres 1623 große Aufregung. „Hast du es schon gehört,“ fragte ein Schüler den andern, „daß Christian Gerhardt ausgerückt ist? Er hat sich heimlich davongemacht; niemand weiß, wohin, auch sein Bruder Paul nicht.“ Der Rektor der Schule aber schrieb einen Brief an des Flüchtlings Vater, den Bürgermeister von Gräfenhainichen bei Wittenberg, und teilte ihm mit, was geschehen war. „Niemand von uns weiß, weshalb er die Anstalt verlassen hat,“ fügte er hinzu. „Sollte er sich daheim einfinden, dann bitte ich, ihn schleunigst herzusenden; sonst wäre ich gezwungen, dem Kurfürsten Meldung zu machen.“

Und richtig! Der Ausreißer stellte sich in Gräfenhainichen ein und wurde von seinem Vater scharf ins Verhör genommen. Offen und ehrlich bekannte der achtzehnjährige Jüngling, daß er durchaus keine Lust zum Studieren habe und deshalb heimlich davongegangen sei. Sein Vater möge ihn doch aus der hohen Schule fortnehmen.

Darauf schrieb der Bürgermeister einen längeren Brief an den Rektor, stellte ihm die Sachlage dar und bat ihn, den Sohn zu entlassen, damit er sich der Landwirtschaft widmen könne; denn die Arbeit in der freien Gottesnatur mache ihm mehr Freude als die Arbeit bei den lateinischen Dokabeln, die nur mühsam ihren Weg in seinen harten Kopf fänden.

Mit diesem Briefe kehrte Christian nach Grimma zurück, und weil er reumütig um Verzeihung bat und des Vaters Bitte um Entlassung mündlich anhaltend unterstützte, so ließen die Lehrer ihn in Frieden seine StraÙe ziehn.

Anders als Christian machte es aber der zwei Jahre jüngere, 1607 geborene Bruder Paul, unser Dichter. Er lief nicht davon, sondern saÙ fleißig bei seinen Büchern und erwarb sich die volle Zufriedenheit seiner Lehrer. In einem Zeugnis aus jener Zeit heißt es: „Sein Kopf ist nicht übel. Sein Gehorsam und sein Fleiß sind lobenswert; nur mit den lateinischen Versen will es ihm nicht immer gelingen.“

Im Sommer 1626 hielt ein böser Gast, vor dem viele zitterten, Einkehr in Grimma. Das war die Pest. Ein Schüler machte es wie vor drei Jahren Christian Gerhardt: er nahm Reißaus. Andere wurden von ihren Eltern nach Hause geholt. Paul Gerhardt aber blieb. Er vertraute dem, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache und kein Haar von unserm Haupte fällt. Und der Herr hielt seine schützende Hand über ihm, so daß er später aus eigener Erfahrung und mit dankerfülltem Herzen singen konnte:

„Wer unterm Schirm des Höchsten sitzt,
der ist sehr wohl bedeckt;
wenn alles donnert, kracht und blizt,
bleibt sein Herz unerschreckt.
Er spricht zum Herrn: „Du bist mein Licht,
mein' Hoffnung, meine Zuversicht,
mein Turm und starke Feste.
Du rettetest mich vor Jägers Strick
und treibst des Todes Neg zurück
und schüttest mich aufs beste.““

2. Student in böser Zeit. Nach sechsjähriger Schulzeit in Grimma bestand Paul Gerhardt mit gutem Erfolg die Abgangsprüfung und ging 1628 als Student der Theologie auf die Universität in Wittenberg, wo vor hundert Jahren Luther und Melanchthon als Professoren mit großem Segen gewirkt hatten. Zu Gerhardts Zeit wurden die Studenten mit ihrem Studium nicht so schnell fertig wie heutigentags. In der Regel gebrauchten sie zehn Jahre. Paul Gerhardt hat sogar vierzehn genommen.

Seine Studentenjahre fallen in die böse Zeit des Dreißigjährigen Krieges, der bereits zehn Jahre in Deutschland getobt hatte, als er die Universität bezog. Es ist begreiflich, daß in der wilden Kriegszeit Professoren und Studenten nicht immer ungestört ihr Lehr- und Lerngeschäft treiben konnten. Daher mag es wohl gekommen sein, daß Paul Gerhardt vierzehn Jahre haben mußte, bevor er sein Studium beendigt hatte.

Die Schrecken des entsetzlichen Krieges, wie verwüstete Felder, brennende Häuser, rauchende Schutt- und Trümmerhaufen, plündernde und mordende Feinde, blutige Leichen und fliehende Menschen, sind ihm oft vors Auge getreten. Auch seine Vaterstadt Gräfenhainichen ging 1637 in Flammen auf. Ein Jahr später starb sein Vater. Man kann's daher dem Dichter nachfühlen, wie sein „Herz in Sprüngen ging“, als endlich der Friedensruf erscholl. Wie helles Glockengeläut ließ er hineinklingen ins deutsche Land und Volk sein Friedenslied:

„Gottlob, nun ist erschollen
das edle Fried- und Freudenwort,
daß nunmehr ruhen sollen
die Spieß' und Schwerter und ihr Mord!
Wohlauf und nimm nun wieder
dein Saitenspiel hervor!
O Deutschland, singe Lieder
im hohen, vollen Thor!
Erhebe dein Gemüte
und danke Gott und sprich:
„„Herr, deine Gnad' und Güte
bleibt dennoch ewiglich!““

3. In Amt und Würden. Als Gerhardt im Jahre 1642 mit seinem Universitätsstudium fertig war, hätte er gern ein

Pfarramt genommen. Aber der unruhige Krieg setzte ihn auf eine lange Wartezeit. Er mußte zunächst eine Hauslehrerstelle in Berlin annehmen, und erst 1651 gelang es ihm, Propst in Mittenwalde, drei Meilen südlich von Berlin, zu werden. Vier Jahre später führte er die jüngste Tochter des Kammergerichtsadvokaten Berthold, bei dem er Hauslehrer gewesen war, als seine Gattin heim. 1657 wurde er Prediger an der Nikolai-kirche in Berlin.

Damals lebten die evangelisch-lutherischen Christen mit den Reformierten auf sehr gespanntem Fuße, und es kam nicht selten vor, daß die beiderseitigen Geistlichen Sonntags den Streit auf die Kanzel trugen. Das ärgerte den Großen Kurfürsten, und er befahl, alle Prediger sollten eine Urkunde (Revers) unterschreiben, in der sie sich verpflichteten, fortan das Schelten und Schimpfen auf die Andersgläubigen zu unterlassen. Im Weigerungsfalle sollten sie ihres Amtes entsetzt werden. Unter dieses Schriftstück wollte aber Gerhardt seinen Namen nicht setzen, weil er dadurch sein Gewissen beschwert fühlte. Vergeblich waren die Bitten der Freunde, und vergeblich war's, daß der Kurfürst ihm sagen ließ, er habe gerade auf ihn bei der Wiederherstellung des kirchlichen Friedens ganz besonders gerechnet. Gerhardt wurde abgesetzt. Da traten viele einflußreiche Bürger der Stadt zusammen und legten für ihren geliebten Prediger und berühmten Liederdichter warmherzige Fürsprache beim Kurfürsten ein. Der antwortete: „Da ich über Paul Gerhardt keine andre Klage außer der vernommen, daß er meinen Erlaß nicht unterschrieben, so muß ich annehmen, er habe denselben nicht recht begriffen, und ich verstatte ihm daher, nach wie vor sein Predigtamt auszuüben.“ Gerhardt aber erklärte, wie es eines wahrheitsliebenden Mannes Pflicht ist, daß er den Erlaß sehr wohl verstanden habe und nur dann sein Amt wieder übernehmen könne, wenn er ohne jegliche Bedingung wieder eingesetzt würde. Darauf wollte jedoch der Kurfürst nicht eingehen und befahl, seine Stelle mit einem andern Geistlichen zu besetzen, 1666.

Drei Jahre hat Gerhardt ohne Amt in Berlin gelebt. Mangel und Not hat er aber während der Zeit nicht gelitten; denn seine zahlreichen Freunde versorgten ihn ausreichend

mit des Lebens Nahrung und Notdurft. 1668 traf ihn ein harter Schlag: seine heißgeliebte Gattin starb. Das folgende Jahr brachte ihm einen neuen Wirkungskreis. Er wurde Prediger in Lübben am Nordrande des Spreewaldes und ist dort, 69 Jahre alt, am 27. Mai 1676 gestorben. Von seinen fünf Kindern waren ihm und seiner Gattin bereits vier in die Ewigkeit vorangegangen. Für seinen ihn überlebenden vierzehnjährigen Paul Friedrich schrieb er kurz vor dem Tode ins Testament u. a. folgendes: „Tue nichts Böses in der Hoffnung, es werde heimlich bleiben; denn es ist nichts so fein gesponnen, es kommt an die Sonnen! Tue Leuten Gutes, wenn sie dir es auch nicht vergelten können! Den Geiz fleuch als die Hölle! Laß dir genügen an dem, was du mit Ehren und gutem Gewissen erworben hast! Bete fleißig! Studiere was Ehrliches! Lebe friedlich! Diene redlich und bleibe in deinem Glauben und deinem Bekenntnis beständig, so wirst du einmal von dieser Welt scheiden willig, fröhlich und seliglich! Amen.“

B. Der Dichter. Paul Gerhardt ist nächst Luther der größte Kirchenliederdichter der evangelischen Kirche. Seine Lieder zeichnen sich aus durch tiefe Innigkeit und echt volkstümlichen Ton. Der Grundgedanke, der sie wie ein roter Faden durchzieht, ist der unerschütterliche Glaube an Gottes Liebe. Wohl keinem deutschen Kinde bleibt während der Schulzeit unbekannt das herrliche Sommerlied:

„Geh aus, mein Herz, und suche Freud'
in dieser lieben Sommerzeit
an deines Gottes Gaben!“

Die Zahl seiner Lieder beträgt 131, von denen sich die schönsten in jedem Gesangbuch finden. Zu ihnen gehören: „Ich singe dir mit Herz und Mund“, „Ich weiß, mein Gott, daß all mein Tun“, „Ist Gott für mich, so trete“, „Nun rufen alle Wälder“, „O Haupt voll Blut und Wunden“ (deutsche Bearbeitung eines lateinischen Liedes von Bernhard von Clairvaux), „Wie soll ich dich empfangen“, „Wach auf, mein Herz, und singe“, „Warum sollt' ich mich denn grämen?“, „Die güldne Sonne“, „Sollt' ich meinem Gott nicht singen?“ Unter allen seinen Kirchenliedern ist aber „Befiehl du deine Wege“ unbestritten das schönste. Es gleicht einer köstlichen Perle, die mit ihrem milden Glanze schon in manches betrübte Menschenherz hineingeschienen und ihm aufrichtenden Trost gebracht hat, wie nachfolgende Erzählung lehrt.

Zur Zeit des Siebenjährigen Krieges kam eines Abends ein preußisches Regiment in ein sächsisches Dörflein und quartierte sich bei den Leuten ein. Der Oberst und sein Adjutant nahmen nebst

ihren Burschen und zehn andern Soldaten im Pfarrhause Quartier. Da hatten die Frau Pfarrer und ihr Töchterlein viel zu tun, um die ungebetenen, hungrigen Gäste zu bewirten.

Unterdessen saß der Pfarrer in seinem Studierstübchen und dachte über die Predigt des folgenden Tages nach. Aber die Unruhe im Hause störte ihn bei seiner Arbeit, so daß seine Gedankenschifflein oft vom rechten Wege abirrten. Den Kopf auf die Hand gestützt, starrte er verdrießlich und sorgenschwer vor sich hin.

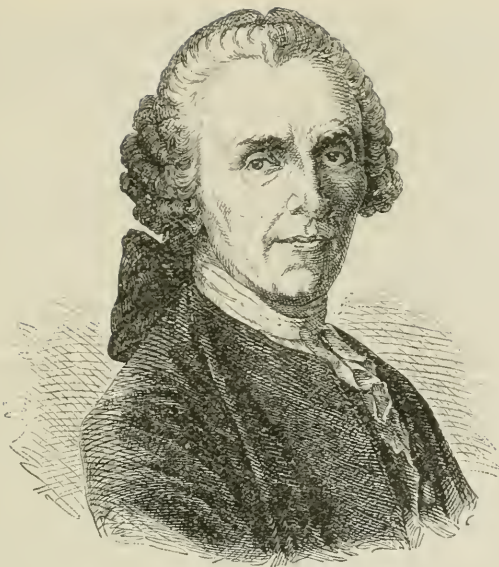
Da trat mit betrübtem Gesicht und klagendem Munde seine Frau zu ihm ins Stübchen. Sie hatte nach und nach alle Vorräte aus Keller und Speisekammer hervorholen müssen und wußte nicht, wie es werden sollte, wenn die feindlichen Soldaten noch lange blieben. Dem Pfarrer war das Herz auch schwer, und so saßen die beiden in trübseligem Zwiegespräch beieinander. Ohne daß sie es merkten, kam ihr Töchterlein, ein liebliches Mädchen von 19 Jahren, ins Zimmer. Ein Blick auf das kummervolle Antlitz der Eltern genügte, um ihr zu sagen, was das Elternherz bedrückte. Leise ging sie nach der einen Ecke, wo die Harfe stand, ergriff diese und stimmte mit ihrer glockenhellen Stimme des Vaters Lieblingslied an:

„Befiehl du deine Wege,
und was dein Herze kränkt,
der allertreusten Pflege
des, der den Himmel lenkt!“

Da verstummte das Gespräch. Die Sorgenfalten wichen. In dem Auge der Mutter glänzte eine Träne, und der Vater faltete tiefbewegt die Hände. Erst leise, dann immer kräftiger und freudiger sangen beide mit:

„Dem Herren mußt du trauen,
wenn dir's soll wohl ergehn;
auf sein Werk mußt du schauen,
wenn dein Werk soll bestehn.“

So sangen sich die drei die Trauer aus dem Herzen hinaus, und niemand von ihnen sah, daß in der halbgeöffneten Thür der preußische Oberst stand, dem Träne um Träne in den grauen Bart rollte. Als das Lied beendet war, schritt er auf die Tochter zu, drückte ihr die Hand und sagte: „Gott segne dich, liebes Kind! Du hast einem tiefbekümmerten Vater reichen Trost ins Herz gesungen. Als der harte Kriegsdienst mich zwang, mein Haus zu verlassen, lag meine einzige Tochter, die gleichen Alters mit dir ist, schwer erkrankt danieder, und bis heute habe ich keine Kunde von ihr erhalten. Ich weiß daher nicht, ob sie noch unter den Lebenden weilt. Da legten sich die Klänge deiner Harfe und die Töne des herrlichen Trostliedes wie lindernder Balsam auf mein wundes Herz. Es litt mich nicht länger in meinem Zimmer. Ich mußte hierher, um zu lauschen, und danke dir innig für dieses trostreiche Stündlein.“



4. Christian Fürchtegott Gellert.

1715—1769.

1. Im Elternhause zu Hainichen. Unter den 13 Kindern des Predigers Gellert zu Hainichen bei Freiburg im heutigen Königreich Sachsen war unser Dichter Christian Fürchtegott, geboren am 4. Juli 1715, das jüngste. Der Vater wirkte über 50 Jahre mit unermüdlicher Treue als Seelsorger in seiner Gemeinde und genoß die Hochachtung und Liebe aller, die ihn kannten. An seiner trefflichen Gattin besaß er eine treue Lebensgefährtin. Ihre ordnende, fleißige Hand und ihre Sparsamkeit ermöglichten es, daß trotz des geringen Einkommens Mangel und Not fern gehalten wurden; ja, Arme fanden allezeit im gastlichen Pfarrhause ein mitfühlendes Herz und eine helfende Hand.

Die Kindererziehung war strenge. „Ich habe früh gehorchen gelernt,“ sagt Gellert. Von seinem elften Jahre an

mußte er durch Abschreiben von Kaufbriefen und andern gerichtlichen Schriftstücken Geld verdienen, weshalb er scherzend sagte, daß seine Vaterstadt in ihren Kaufbriefen und Schriftstücken mehr Werke aus seiner Feder besitze, als die Welt aus seinem späteren Leben.

2. Professor und Dichter in Leipzig. Gellert hatte sich für den geistlichen Stand entschieden. Weil er aber an einer unüberwindlichen Schüchternheit litt und die Kanzel nicht zu besteigen wagte, und weil seine Gesundheit für den erwählten Beruf nicht ausreichte — er bekam Blutspeien und durfte nicht predigen —, so entschloß er sich, nachdem er seine Studien vollendet hatte, Lehrer zu werden. Von seinem 36. Lebensjahre an finden wir ihn als Professor der Literatur, Beredsamkeit und Moral an der Universität in Leipzig. „Die Verehrung und Liebe, die er von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich,“ sagt Goethe, der auch als Schüler zu seinen Füßen gesessen hat. Um ihn sammelte sich ein stets wachsender Zuhörerkreis, den die größten Säle der Universität kaum zu fassen vermochten. Die Studenten verehrten in ihm nicht nur ihren Lehrer, sondern zugleich ihren väterlichen Freund, der ihnen in allen Angelegenheiten mit Rat und Tat zur Seite stand.

Einmal hörte er von einem Unglücklichen, der durch einen leichtsinnigen Lebenswandel nicht nur Gesundheit und Vermögen, sondern auch jeden inneren, sittlichen Halt verloren hatte und nun in der Blüte der Jahre verlassen und schwer erkrankt daniederlag. Obgleich der Jüngling ihm völlig unbekannt war, eilte er doch sofort zu ihm, um Hilfe und Trost zu bringen. Bald hatte er das volle Vertrauen des Kranken gewonnen, besuchte ihn täglich und wußte durch Erquickungen und kleine Bequemlichkeiten seinen traurigen Zustand zu erleichtern. Mit freundlich-ernstem Wort brachte er ihn zum Nachdenken und zur Reue über seine Verirrungen und verwies ihn tröstend auf eine bessere Zukunft. Das Wesen des Kranken veränderte sich zusehends; er schien auf dem Wege der Besserung zu sein, und der Arzt gab gute Hoffnung. Da, eines Abends, als Gellert wieder bei ihm am Bette saß, erfaßte er plötzlich dessen Hand, flüsterte ihm als dem Retter seiner Seele innige Worte des Dankes zu, sank tief aufatmend ins

Kissen zurück und — verschied. Ein seliges Lächeln verklärte sein bleiches Antlitz und zeugte von dem Frieden, den sein Herz gefunden hatte.

Nicht geringer war die Verehrung und Liebe, die sich Gellert als Dichter erwarb. Seine köstlichen Fabeln und Lieder fanden ihren Weg bis in die ärmste Hütte hinein. „Mein größter Ehrgeiz besteht darin,“ schreibt er einem Freunde, „den Vernünftigen zu dienen und nicht nur Gelehrten im engeren Sinn. Der niedrigste Mann von gesundem Verstande ist mir würdig genug, seine Aufmerksamkeit zu suchen, ihm Vergnügen zu bereiten, ihm in leicht verständlicher Weise gute Wahrheiten zu sagen und edle Empfindungen in seiner Seele anzuregen.“

Daß er diesen Zweck erreicht hat, beweisen manche kleine Erlebnisse, von denen einige hier Platz finden sollen.

Einst saß Gellert kurz vor Weihnachten an seinem Schreibtisch. Da klopfte es an die Thür, und ein Bauer, die Mütze verlegen in den Händen herumdrehend, trat herein. „Wohnt hier der Herr Professor, der die schönen Fabeln und Lieder geschrieben hat?“ fragte er schüchtern.

„Jawohl, lieber Mann, der bin ich. Was wünscht Ihr denn von mir?“

„Ach, der Herr Professor wollen gütigst entschuldigen, daß ich mit einer großen Bitte komme! Ich wollte Sie nämlich bitten, das Fuder Brennholz von mir anzunehmen, das eben vor Ihrem Hause abgeladen wird. Ich bin Ihnen großen Dank schuldig und möchte mich darum gern erkenntlich zeigen.“

„Ei, wie kommt Ihr dazu, lieber Mann?“ fragte erstaunt der Dichter. „Wie und wann hätte ich Euch Gutes erwiesen?“

„Ach, Herr Professor, mein Weib und ich haben uns in guten und bösen Tagen an Ihren Büchern erseut und aufgerichtet, haben über Ihre Fabeln — nehmen Sie's nicht übel! — herzlich gelacht und in Ihren erbaulichen Liedern und Sprüchen reichen Trost in der schweren Kriegszeit gefunden. Über meine Thür habe ich den schönen Spruch von Ihnen geschrieben:

„„Genieße, was dir Gott beschieden,
entbehre gern, was du nicht hast;
ein jeder Stand hat seinen Frieden,
ein jeder Stand hat seine Last.““

Tief gerührt drückte Gellert dem treuherzigen Manne die Hand und dankte ihm von Herzen für den unerwarteten Beweis seiner Zuneigung.

Einmal war der Dichter bei seinem Buchbinder, als ein Holzbauer hereintrat und aus einem Korbe, der Butter, Käse und Brot enthielt, ein ungebundenes Exemplar von Gellerts Fabeln hervorzog.

„Bindet mir dieses Buch fest und schön ein!“ sprach er zum Buchbinder.

„Christoph,“ fragte dieser, „wo habt Ihr denn das Büchlein bekommen?“

„Wo ich's bekommen habe? Nun ich hab' es mir gekauft. Unser Schulmeister und der Schulze haben sich darüber schier krumm gelacht, so spaßiges Zeug steht darin. Ich habe zu Hause einen kleinen Jungen, der schon recht nett lesen kann. Dem will ich's geben. Der soll mir abends, wenn ich vom Felde heimgekommen bin und meine Pfeife rauche, daraus vorlesen; dann brauch' ich nicht in die Schenke zu gehn. Es war noch ein ganz junger Herr, der das Buch hat drucken lassen. Ich wollt' ihm etwas abdingen; aber er wollt' es nicht unter 20 Groschen losschlagen, und da hab' ich sie ihm gezahlt. Er hatte noch viele Bücher mehr. Das Bücherschreiben muß ihm recht von der Hand gehn.“

„Ach, Christoph,“ versetzte der Buchbinder, „der Mann, von dem Ihr das Büchlein gekauft habt, hat's nicht selbst geschrieben; er handelt nur damit.“

„Sieh einer den Schelm!“ fuhr der Holzbauer fort, „das hätt' ich wissen sollen; dann würd' ich ihm nicht so viel gegeben haben.“

„Hier steht der Dichter,“ sprach der Buchbinder und zeigte auf Gellert.

Da machte der Bauer große Augen und betrachtete diesen mit ehrfurchtsvoller Verwunderung, klopfte ihm dann zutraulich auf die Schulter und bat ihn, mehr solch lustiges Zeug zu schreiben.

Ein junger preußischer Offizier, der auf einer Durchreise in Leipzig eine kleine Erbschaft zu erheben hatte, besuchte Gellert und redete ihn mit folgenden Worten an: „Ich bin Ihr

Schuldner, verehrter Herr Professor, und komme, Ihnen meinen innigsten, heißen Dank auszusprechen.“

„Mein Schuldner? Ich habe Sie ja nie in meinem Leben gesehen!“

„Und dennoch; ich danke Ihren Schriften die Umkehr von schlimmen Wegen, die Besserung meines Lebens, den Frieden meiner Seele, der mehr wert ist als alle Schätze der Erde.“

In tiefer Rührung umarmte Gellert den jungen Freund, der ihm nun seine ganze Lebensgeschichte erzählte. Beim Abschied bat der Offizier, ein kleines Andenken hinterlassen zu dürfen, und legte ein versiegeltes Päckchen auf den Tisch. Es enthielt 20 Louisdor. „Ich war so betroffen,“ schreibt Gellert, „daß ich gar nicht imstande war, ihm nachzueilen. Aber was mich so innig erfreute, war gewiß nicht das Geld; nein, Geld kann nicht solche Freude bereiten. Es war die Überzeugung, daß ich doch nicht unnütz auf der Welt bin, wie es mich so oft in trüben Stunden bedünkt. Ein Menschenherz durch mich gebessert und getröstet! Dieser Gedanke soll mich stärken in dem bei meinem körperlichen Leiden so oft wiederkehrenden Kampfe gegen den Wunsch, nichts mehr zu schreiben und zu lehren, sondern in tiefer Einsamkeit den Rest meines schmerzvollen Daseins zu verbringen.“

Gellert durfte in seinem Leben wiederholt an sich selber die Wahrheit des Wortes von Herder erfahren:

„Eine schöne Menschenseele finden
ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
sie, die schon verloren war, zu retten.“

Eine besondere Auszeichnung war es für unsern Dichter, daß Friedrich d. Gr., der bei seiner Vorliebe für französische Sprache und Literatur die deutschen Dichter und Schriftsteller gering schätzte, ihn einer längeren Unterredung würdigte. Er entließ ihn mit den Worten: „Nun, komme Er bald wieder!“

Trotz solcher erhebenden Zeugnisse von Hochachtung und verehrender Liebe blieb Gellert demütig und bescheiden. Seine Verehrer mußten nicht selten List anwenden, wenn sie ihm, dem armen Professor, durch Geldgeschenke ihre Dankbarkeit beweisen wollten.

Einer seiner ehemaligen Schüler, der Baron K. aus Schlesien, bot ihm einst ein bedeutendes Jahresgehalt an. Tief bewegt, aber unerschütterlich lehnte er jedoch das hochherzige Anerbieten ab. Da überwies der dankbare Schüler der alten Mutter des Dichters die Summe als jährliche Einnahme und bereitete ihr dadurch ein sorgenfreies Alter.

Sehr häufig kamen Geldsendungen von ungenannten Wohltätern. „Was sagen Sie dazu,“ schreibt Gellert einmal seinem Freunde und Schüler, dem Grafen Moritz Brühl, „daß ich in acht Tagen nun zweimal eine Postsendung von je 100 Talern erhalten und keine Ahnung habe, woher sie kommen könnten?“

Er hatte auch keine Ahnung davon, daß derselbe Freund, an den er dies schrieb, ihm bis zu seinem Tode jährlich 200 Taler zufließen ließ, die aber auf Umwegen an ihn gelangten, weil er die Annahme sonst verweigert haben würde. Der größte Teil dieser Spenden wanderte in die Hütten der Armut oder in die Hände bedürftiger Studenten, während er sich selbst oft Entbehrungen auferlegen mußte.

Im Siebenjährigen Kriege kam Prinz Heinrich von Preußen nach Leipzig, besuchte Gellerts Vorlesung, ließ ihn zu sich bitten und sagte: „Ich möchte Ihnen so gern etwas zu Gefallen tun, um Ihnen meine besondere Hochachtung zu beweisen.“ Uneigennützig antwortete der bescheidene Dichter: „Königliche Hoheit, ich bitte um Schonung für mein Heimatland. Erleichtern Sie ihm die Lasten des Krieges!“ „Ich werde tun, was in meiner Macht steht,“ erwiderte der Prinz.

Als Leipzig später belagert wurde, kam in Gellerts Haus keine Einquartierung; auch sein Geburtsort Hainichen blieb um seinetwillen verschont. „Unser Städtchen,“ schreibt seine Schwester, „ist nur mit sehr leichter Einquartierung belegt worden, und der General hat dem Rat eigens sagen lassen: dieses geschehe aus besonderem Wohlwollen für Professor Gellert.“

3. Krankheit und Tod. Gellert war schon als Kind von zarter, schwacher Gesundheit, und die Hoffnung, daß sein Körper sich mit den zunehmenden Jahren kräftigen und sein Leiden schwinden werde, ging nicht in Erfüllung. Er mußte oft tagelang mit den heftigsten Schmerzen kämpfen und be-

durfte seiner ganzen Willenskraft, um nicht allen Lebensmut und alle Lebensfreudigkeit zu verlieren.

Auf den Rat seiner Ärzte unternahm er eine Reise nach Karlsbad, um dort Heilung zu suchen. Kaum war seine Anwesenheit bekannt geworden, so drängten sich seine Freunde und Verehrer zu ihm, um ihn ihrer herzlichsten Teilnahme zu versichern. Die Kaiserin Maria Theresia ließ ihn durch ihren dort weilenden höchsten Beamten begrüßen und ihm ihre aufrichtigsten Wünsche für seine Genesung überbringen.

Während der Gesandte bei Gellert war, fragte die alte Magd des Postmeisters, bei dem der Dichter wohnte, ihren Dienstherrn, ob das wirklich der Herr mit dem großen Ruhm sei, der so schöne Bücher geschrieben habe. Als ihre Frage bejaht wurde, wartete sie so lange an der Treppe, bis Gellert vorüberging. Dann ergriff sie treuherzig seine Hand, um sie zu küssen.

Unter den vielen Fremden, die er in Karlsbad kennen lernte, war ihm der österreichische Feldmarschall Laudon einer der liebsten. In einem Briefe äußert er über ihn: „Meine liebste Bekanntschaft, die ich hier gemacht, ist der General Laudon, ein Mann von ausgezeichnetem Charakter. Er ist ernsthaft, bescheiden, dabei halb traurig, fast wie ich. Er redet wenig, nichts von seinen Taten und vom Kriege; alles, was er sagt, ist richtig und wahr. Sein ganzes Betragen und seine Art, sich zu kleiden, sind einfach und würdig, wie seine Reden. Er ist nicht groß, aber wohl gewachsen und hat nachsinnende, tiefstehende, bläuliche Augen. Er wurde nur allmählich vertraulich gegen mich, woran vielleicht meine traurige Miene schuld war. Einmal sagte er zu mir, als er mir in der Allee begegnete: „„Ich käme gar gerne oft zu Ihnen; aber ich fürchte mich; ich weiß nicht, ob Sie mich haben wollen.““ — Ein andermal fing er an: „„Sagen Sie mir nur, lieber Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viele Bücher haben schreiben können, besonders so viel Scherzhafte und Komisches; ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe.““

„„Das will ich Ihnen wohl sagen, Herr General,““ antwortete ich, „„aber sagen Sie mir erst, wie es möglich war, daß Sie Schweidnitz in einer Nacht einnehmen und die Schlacht bei

Kunersdorf gewinnen konnten; ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe.““

Caudon lachte laut auf; es war das erste Mal, daß ich ihn herzlich lachen sah. Er lud mich nun oft zu Tische, aber nur, wenn er allein war, hatte sich aber eigens nach meinem Geschmack erkundigt, ließ mir nur weiche, leichte Speisen zubereiten, jedesmal meinen gewohnten Wein bringen; ließ mich so recht vom Herzen herausreden und redete auch so mit mir; ließ mich bald nach der Tafel wieder fortgehen, wenn es mir besser behagte, kurz, richtete sich ganz nach meinem Willen. Ich habe aus seinem Munde nur Gutes gehört und aus allem erkannt, daß er sehr religiös ist.“

Das ist ein gutes Zeugnis für den Dichter wie für den berühmten Feldherrn, den sein Kaiser Joseph II. einst selbst mit dem höchsten Orden schmückte, den sonst nur er allein zu tragen berechtigt war.

Die Badekur hatte leider nicht den gewünschten Erfolg, und ihre Wiederholung führte auch nicht die erhoffte Genesung herbei. Schmerzbewegt sahen die Freunde, daß Gellert ihnen bald entrisen werden würde.

Sein Todestag war der 13. Dezember 1769. Als er das letzte Stündlein herannahen fühlte, fragte er den am Bette sitzenden Arzt: „Wie lange wird der Kampf wohl noch dauern?“

„Vielleicht noch eine Stunde,“ lautete die Antwort.

Da richtete sich der Dichter auf und sprach: „Gottlob, nur noch eine Stunde! Mir ist Barmherzigkeit geworden, mir ist Barmherzigkeit geworden!“

Es waren seine letzten Worte. Gottergeben faltete er die abgekehrten, fast durchsichtigen Hände und legte sich still auf die Seite. Immer schwächer wurde der Atem, und kurz vor Mitternacht zeigte ein leises Zurücksinken des Hauptes, daß ein edles Menschenherz den letzten Schlag getan hatte.

Unter aufrichtiger, allgemeiner Teilnahme wurde seine irdische Hülle auf dem schönen, von schattigen Bäumen umgebenen Johanniskirchhof in Leipzig zur letzten Ruhe gebettet.



5. Friedrich Gottlieb Klopstock.

1724—1803.

A. 1. Schüler und Student. Friedrich Gottlieb Klopstock wurde 1724 in Quedlinburg geboren. Sein Vater war Rechtsanwalt. Von 1739—1745 besuchte Klopstock das Gymnasium in Schulpforta bei Naumburg an der Saale. Als sein Vater ihn hinbrachte, hatte Friedrich zunächst eine Aufnahmeprüfung zu bestehen. Der damalige Rektor gab ihm eine schriftliche Prüfungsarbeit, wies ihm ein Zimmer an und sagte: „In drei Stunden müssen Sie fertig sein. Wenn Sie fertig sind, klingeln Sie, bitte!“ Er klingelte aber schon vor Ablauf der drei Stunden. Der Rektor erschien, um die Arbeit nachzusehen, und schickte Klopstock während der Zeit auf den Kreuzgang hinaus, wo die Schüler der Anstalt sich um ihn versammelten,

um ihn mit seinem Namen zu hänseln. „Klopstock heißen Sie? Klopstock?“ „Ja, ich heiße Klopstock,“ antwortete der Gefragte mit festem Ton und Blick und nahm eine Körperhaltung ein, als wenn er sagen wollte: „Fragt nicht zum zweitenmal, sonst gibt es Hiebe!“ Da ließen die andern ihn für immer ungeschoren. Seine schriftliche Arbeit war so gut ausgefallen, daß er gleich einer der Ersten in der III. Klasse wurde.

Mit großem Fleiß widmete er sich seinen Studien. Die alten Sprachen nahmen den ersten Platz im Lehrplan der Anstalt ein, und Klopstock hat manchen lateinischen und griechischen Vers schmieden müssen, „wohl 20 000 in einem Jahr,“ wie er später einmal sagt. Daneben trieb er aber auch fleißig das Studium der deutschen Literatur. Ein Mitschüler berichtet in einem Brief über ihn: „Dieser Jüngling hat sowohl in der deutschen als römischen und griechischen Sprache wohlgeratene Schäfergedichte verfertigt. An ihm verspüre ich eine wahre Neigung zur Weltweisheit, einen natürlichen Trieb zur Poesie und eine ungeheuchelte Ehrerbietung gegen die Religion. Er lebt gern in der Einsamkeit. An den Orten, wo er die Werke und Wunder Gottes in der Natur betrachten kann, ist er am liebsten.“

Sein religiöser Sinn ließ ihn schon als Gymnasiast den Entschluß fassen, in einem längeren Gedicht, das den Titel „Der Messias“ haben sollte, den Heiland zu verherrlichen. Mit der Ausführung begann er aber erst in J e n a , wohin er gegangen war, um Theologie zu studieren. Dort entstanden 1745 die ersten drei Gesänge. Im folgenden Jahre bezog er die Universität in L e i p z i g und goß den „Messias“, der zunächst in Prosa geschrieben war, in Hexameter um. Auf den Wunsch mehrerer Freunde ließ er die ersten drei Gesänge 1748 in den „Bremer Beiträgen“ erscheinen. Sie wurden in ganz Deutschland mit Begeisterung aufgenommen.

2. Dichterleben. Bodmer, ein Verehrer Klopstocks, lud ihn ein, ihn in Z ü r i c h zu besuchen, und schickte ihm 300 Taler Reisegeld. Klopstock kam und verlebte ein herrliches Jahr im schönen Zürich, 1750. (Vergl. die Ode: „Der Zürchersee.“) 1751 reiste er nach K o p e n h a g e n . König Friedrich V. gab ihm, angeregt durch seinen Minister Bernstorff, ein Jahres-

gehalt von 400 Talern, damit er in Kopenhagen ohne Störung den „Messias“ vollenden könne. Auf der Hinreise lernte er in Hamburg Meta Moller kennen, die 1754 seine Gattin wurde, aber schon nach vierjähriger Ehe starb. In seinen Liedern nennt er sie „Tidli“. Nach ihrem Tode schrieb er das bekannte Trost- und Glaubenslied: „Auferstehn, ja, auferstehn wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh.“ 1770 verließ er Kopenhagen und wohnte von da an mit geringen Unterbrechungen bis zu seinem Tode im Jahre 1803 in Hamburg. Er wurde mit fürstlichem Gepränge auf dem Kirchhofe zu Ottensen neben seiner Meta zur letzten Ruhe gebettet. „Die Glocken erschollen von allen sechs Türmen der Stadt, als der Leichenzug sich in Bewegung setzte. Eine Reihe von 76 Wagen folgte dem Sarge mit den Behörden und Bürgern Hamburgs, mit der Geistlichkeit, den Lehrern und Zöglingen der öffentlichen Schulen und einer Ehrenwache von hundert Mann zu Roß und zu Fuß; auch fehlten nicht die dermaligen Geschäftsträger deutscher und fremder Staaten. So fuhr der mit vier Pferden bespannte Leichenwagen an einer unabsehbaren Zuschauermenge entlang durch die Hauptstraßen der Stadt aus dem Millerntore nach Altona. Dort lösten holsteinische Husaren dänischerseits die Hamburger Ehrenwache ab, und 48 Trauerwagen aus Altona selbst vermehrten das endlose Geleite. Auf allen Schiffen im Elbhasen flatterten Trauerflaggen. Von dort bewegte sich der Zug nach dem Dorfe Ottensen, in dessen Kirche eine besondere Feier veranstaltet wurde. Man schmückte den angelangten Sarg mit Lorbeerzweigen und legte den aufgeschlagenen „Messias“ darauf. Nachdem unter gedämpfter Trauermusik und von klagenden Chören das „Vaterunser“ des großen Dichters und sein „Heilig“ gesungen worden, trug der Domherr Meyer eine Stelle aus dem 12. Messiadengesange vor, an der der Hingeschiedene sich noch in seinen letzten Stunden erfreut hatte. Als dies geschehen, wurde endlich der Sarg unter dem erhebenden Gesang des Klopstockschen „Auferstehn, ja, auferstehn“ unter eine Linde auf dem Gottesacker des Dorfes geleitet, in die Gruft gesenkt und mit den ersten Blumen des Frühlings aus der Hand von Jünglingen und Jungfrauen überschüttet, während eine allgemeine Stille über der Versammlung schwebte.“ (Minkwitz, Neuhojd. Parnaß. S. 468.)

Ein weißer Marmorstein schmückt das Grab. Die Inschrift lautet: „Saat von Gott gesäet, am Tage der Garben zu reifen. — Bei seiner Meta und seinem Kinde ruht Friedrich Gottlieb Klopstock. Er ward geboren den 2. Juli 1724. Er starb den 14. März 1803. — Deutsche, nahet mit Ehrfurcht und mit Liebe der Hülle eures größten Dichters! Nahet, ihr Christen, mit Wehmut und mit Wonne der Ruhestätte des heiligen Sängers, dessen Gesang, Leben und Tod Jesum Christum pries!“

B. 1. Der Messias. Der Grundzug in Klopstocks Wesen war tiefe Religiosität. Das tritt uns am deutlichsten in seinem „Messias“ entgegen, in dem er das Erlösungswerk des Heilandes besingt. Den Grundgedanken gibt der Dichter in den ersten vier Zeilen an:

„Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
leidend, getötet und verherrlichtet, wieder erhöht hat.“

Das Gedicht besteht aus 20 Gesängen und enthält die Leidensgeschichte des Heilandes vom Einzug in Jerusalem an bis zur Himmelfahrt. Zur Abfassung hat Klopstock 25 Jahre gebraucht, von 1748—1773. Mit liebevoller Versenkung in den Stoff hat der Dichter den „Messias“ geschrieben. Seine Gattin berichtet, er arbeite nie an dem „Messias“, ohne daß sie unterdes bete, Gott möge die Arbeit und die Erbauung segnen. Der „Messias“ ist ein religiöses Epos, entbehrt aber leider der stetig fortschreitenden Handlung und ermüdet daher den Leser. Die in dem Epos auftretenden Personen gehören vorwiegend der übersinnlichen Welt an (Gott, Engel, Teufel, Seelen Verstorbener). Es fehlen ihnen die konkreten, individuell-menschlichen Züge. Nicht mit Unrecht sagte Schiller darum: „Klopstock zieht allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen.“

Schwungvoll ist die Sprache, deren er sich bedient. „Er schuf eine besondere Dichtersprache voll Biegsamkeit und Weichheit, aber zugleich voll Kraft und Ausdruck.“ (Kluge.) Dadurch ist er bahnbrechend für die zweite Blütezeit unserer Literatur geworden. In seiner Ode: „An Freund und Feind“ rühmt er die Vorzüge seiner Sprache folgendermaßen:

„Die Erhebung der Sprache,
ihr gewählter Schall,
bewegterer, edlerer Gang,
die innerste Kraft der Dichtkunst
haben mein Mal errichtet.“

Ein Lobliedlein auf die deutsche Sprache singt er in der Ode: „Unsere Sprache.“

2. **Oden.** Oden sind Gedichte, die in schwungvoller Form erhabene Stimmungen und Empfindungen zum Ausdruck bringen. Religion, Vaterlandsliebe und Freundschaft werden in ihnen verherrlicht. Zu den schönsten gehören: „Psalm“, „Dem Erlöser“, „Die Frühlingsfeier“, „Die frühen Gräber“ und „Vaterlandslied“.

Auffällig ist es, daß Klopstock sich selten des Endreims bedient. Er fühlte sich bei der Anwendung des Reims gehindert, dem freien Flug seiner Phantasie zu folgen. Darum suchte er den poetischen Wert einer Dichtung mehr in ihren Inhalt als in die Form zu verlegen.

Die frühen Gräber.

1. Willkommen, o silberner Mond,
 schöner, stiller Gefährt' der Nacht!
 Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
 Sehst, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

2. Des Maies Erwachen ist nur
 schöner noch wie die Sommernacht,
 wenn ihm Tau, hell wie Licht, aus der Locke träufelt,
 und zu dem Hügel herauf rötlich er kömmt.

3. Ihr Edleren, ach, es bewächst
 eure Male schon ernstes Moos!
 O, wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
 sahe sich röten den Tag, schimmern die Nacht!



6. Gotthold Ephraim Lessing.

1729—1781.

A. 1. Schülerleben. Gotthold Ephraim Lessing wurde am 22. Januar 1729 in der Stadt K a m e n z in der Oberlausitz geboren, wo sein Vater Prediger war. Bücher waren schon vom siebenten Lebensjahre an des Knaben größte Freude. Als ein Maler ihn einst mit einem Vogelbauer malen wollte, rief er unwillig: „Nein, nicht mit einem Vogelbauer! Ich will nur mit einem großen Haufen Bücher gemalt werden, sonst gar nicht.“ 1741 kam er auf die Fürstenschule zu M e i ß e n. In dieser Erziehungsanstalt wurden junge Leute auf das Universitätsstudium vorbereitet. Eine feste Ordnung regelte das Anstaltsleben. Im Winter mußten die Schüler um 5½, im Sommer um 4½ Uhr aufstehen. Abends 9½ Uhr läutete eine Glocke zum Schlafengehen.

Als Lessing 16 Jahr alt war, wurde er schon Primaner, und ein halbes Jahr später wünschte er, die Universität zu beziehen. Da wandte der Vater sich brieflich an den Rektor der Schule, um zu erfahren, ob der Sohn bereits die erforderliche Reise für das Universitätsstudium habe. Die Antwort lautete: „Er ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektionen, die andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen.“

2. Studentenzeit. So bezog denn Lessing, 17 Jahre alt, die Universität in Leipzig, wo er auf den Wunsch des Vaters Theologie studierte. Weil er bis jetzt wenig Gelegenheit gehabt hatte, gesellschaftlichen Verkehr zu pflegen, so war er etwas linkisch und unbeholfen in seinem äußern Auftreten. Darum übte er sich im Fechten, Reiten und Tanzen. Mächtig zog ihn das Theater an. „Lieber aß er trocknes Brot, als daß er es versäumt hätte.“ 18 Jahre alt, trat er mit dem kleinen Lustspiel „Der junge Gelehrte“ an die Öffentlichkeit, das in Leipzig zur Aufführung gelangte und eine beifällige Aufnahme fand. Der Dichter sagt selbst: „Wenn nach dem Gelächter und dem Händeklatschen die Güte eines Lustspiels abzumessen ist, so hatte ich hinlänglich Ursache, das meinige für keins von den schlechtesten zu halten.“ Das Theater begeisterte Lessing in so hohem Grade, daß er allen Ernstes daran dachte, Schauspieler zu werden. Dazu wollten seine Eltern aber nicht ihre Einwilligung geben. Man hatte ihnen erzählt, daß ihr Sohn Umgang habe mit Freigeistern und Komödianten, daß er Theaterstücke schreibe und seine Zeit mit nichtsnutzigen Dingen vergeude. Darüber vergoß die Mutter heiße Tränen und hielt den Sohn für verloren. Der Vater aber, der ihn dem Verderben entreißen wollte, schrieb kurz entschlossen: „Setze Dich nach Empfang dieses Briefes sogleich in den Postwagen und komme zu uns! Deine Mutter ist todkrank und verlangt, Dich vor ihrem Ende noch zu sprechen.“

Lessing kam und zerstreute bald der Eltern Besorgnisse. Er war keineswegs verbummelt und heruntergekommen, sondern hatte seine Zeit mit gewinnbringender Arbeit ausgefüllt. Das Studium der Theologie hatte er freilich vernachlässigt, und der Vater sah ein, daß eine Fortsetzung dieses Studiums erfolglos sein werde. Dagegen gestattete er dem

Sohn auf dessen dringliches Bitten, Medizin und Philologie zu studieren, und so kehrte Lessing wieder nach Leipzig zurück, besuchte fleißig die Vorlesungen und beschäftigte sich nebenbei eifrig mit der Schauspielkunst. 1748 mußte er Leipzig verlassen. Mehrere ihm befreundete Schauspieler hatten ihn veranlaßt, Bürgschaften für sie zu übernehmen, und als sie, ohne ihren Verpflichtungen nachzukommen, auf und davongingen, geriet Lessing in Geldnöte und begab sich, von seinen Gläubigern gedrängt, nach Wittenberg, wo er aber nur kurze Zeit blieb, um darauf nach Berlin überzusiedeln.

3. Mann und Dichter. Vor der Hand wußte er freilich nicht, womit er sich seinen Lebensunterhalt erwerben sollte, meinte aber: „Wer gesund ist und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu befürchten.“ Er fertigte Übersetzungen an, schrieb allerlei gelehrte Aufsätze, wurde Mitarbeiter an einer Zeitschrift, lernte in kurzer Zeit Spanisch und Italienisch und schloß ein inniges Freundschaftsbündnis mit dem Schriftsteller Moses Mendelssohn. Sein Aufenthalt in Berlin dauerte mit geringen Unterbrechungen sieben Jahre.

1760 wurde er als Sekretär des Generals von Tauenzien nach Breslau berufen. Fünf Jahre verlebte er in dieser Stellung. Fast alle höheren Offiziere des preußischen Heeres und das buntbewegte Soldatenleben zur Zeit des Siebenjährigen Krieges lernte er in Breslau und Umgegend kennen. Eine Frucht des Breslauer Aufenthalts ist das köstliche Lustspiel „Minna von Barnhelm“, das er 1765 in Berlin vollendete. An einem Hause am Königsgraben liest man auf einer Gedenktafel: „Lessing dichtete hier Minna von Barnhelm 1765.“ Leider gelang es ihm nicht, in Berlin eine Lebensstellung zu finden. Friedrich der Große bevorzugte die französische Literatur und kümmerte sich nicht um die deutschen Dichter. Darum begab sich Lessing 1767 nach Hamburg, wo er an dem neu gegründeten Nationaltheater als Dramaturg mit einem Jahresgehalt von 800 Talern angestellt wurde. Zwei Jahre verweilte er hier und schrieb in der Zeit die „Hamburgische Dramaturgie“. 1769 wurde er Bibliothekar in Wolfenbüttel, mit einem Anfangsgehalt von 600 Talern. 1772 erschien seine „Emilia Galotti“, das erste mustergültige deutsche Trauerspiel. Im 47. Lebensjahre verheiratete er sich mit

Frau Eva König, die er in Hamburg kennen gelernt hatte. Am Weihnachtsabend 1777 wurde ihm ein Sohn geboren, der aber schon nach 24 Stunden starb, und 2 Wochen später (am 10. Januar 1778) wurde ihm auch die Gattin entrisen. Da schrieb der tiefgebeugte Dichter an einen Freund: „Meine Frau ist tot, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen. Wenn Du diese Frau gekannt hättest! Wenn ich mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andre mit ihr zu verleben, wie gern wollte ich es tun! Aber das letztere geht nicht, und ich muß wieder anfangen, meinen Weg allein zu gehen; ich habe dieses Glück unstreitig nicht verdient.“

1779 erschien „Nathan der Weise“, das dritte Meisterwerk seiner dramatischen Kunst. Zwei Jahre später, als Lessing zu einem Besuch in Braunschweig weilte, endigte am 15. Februar ein Schlagfluß sein Leben. Er war so arm, daß der Herzog von Braunschweig ihn auf Staatskosten begraben lassen mußte. Auf seinem Standbild in Braunschweig, das Rietischels Meisterhand geschaffen hat, steht die Inschrift: „Dem großen Denker und Dichter das deutsche Vaterland.“ Schiller schrieb 1799 an Goethe: „Es ist doch keine Frage, daß Lessing unter allen Deutschen seiner Zeit über das, was die Kunst betrifft, am klarsten gewesen ist, am schärfsten und zugleich am liberalsten darüber gedacht und das Wesentliche, worauf es ankommt, am unverrücktesten ins Auge gefaßt hat.“

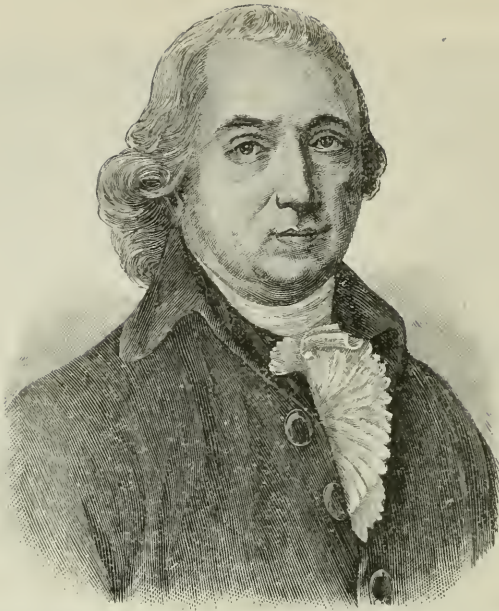
B. 1. Der Kritiker. Herder nennt Lessing den ersten Kunstrichter Deutschlands und gibt damit in treffender Kürze an, worin seine literaturgeschichtliche Bedeutung namentlich besteht. Sein umfassendes Wissen und sein klarer Verstand machten ihn zum einflußreichsten Kritiker auf dem Gebiete der Kunst. In ihm paarte sich rastloser Forschungseifer mit heißem Wahrheitsdrang. Über das Verhältnis zwischen Forschung und Wahrheit äußert er sich in einer Schrift aus seinen letzten Lebensjahren: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, immer und

Sag: „Die Poesie ist eine redende Malerei, und die Malerei ist eine stumme Poesie“ hat in der Poesie die Schilderungssucht hervorgerufen und das wahre Wesen der Poesie verhüllt. Das Gebiet der bildenden Kunst (Bildhauerei und Malerei) ist der Raum, das der Poesie dagegen die Zeit. Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften sind Gegenstände der Malerei, Handlungen sind Gegenstände der Poesie. Die Malerei kann auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper; die Poesie kann auch Körper schildern, aber sie sollte es nur andeutungsweise tun durch Handlungen. So macht es z. B. Homer in seiner „Iliade“. „Will er uns zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so muß sich der König vor unsern Augen seine völlige Kleidung Stück für Stück umtun: das weiche Unterkleid, den großen Mantel, die schönen Halbstiefel, den Regen, und so ist er fertig und ergreift das Szepter. Wir sehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens malt.“ (Lessing im „Laokoon“.)

b) Hamburgische Dramaturgie. Dieses Werk, das ursprünglich eine Theaterzeitung war, besteht aus einer Kritik von 75 Theaterstücken, von denen ungefähr zwei Drittel französische Dichtungen sind, die in deutscher Übersetzung auf deutschen Bühnen, auch im Nationaltheater, aufgeführt wurden. Lessing wies nach, daß von den drei Einheiten der Zeit, des Orts und der Handlung, die die Franzosen forderten, nur die letztere erforderlich sei. Im Gegensatz zu den französischen Stücken empfahl er die Shakespeareschen Dramen.

2. Der Dichter. Wie ein gutes deutsches Drama beschaffen sein müsse, zeigte Lessing durch seine drei Meisterdramen: „Minna von Barnhelm“, „Emilia Galotti“ und „Nathan der Weise“. Über seine dichterische Begabung sagt Lessing am Schluß der „Hamburgischen Dramaturgie“: „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für einen Dichter zu halten, aber nur, weil man mich verkennet. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so frischen, so reichen, so reinen Strahlen aufschießt. Ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen.“ Dazu bemerkt Johannes Scherr in seiner „Allgemeinen Geschichte der Literatur“: „Wenn das „„herausgepreßte““ eine „„Minna““, eine „„Emilia““, ein „„Nathan““ ist, so dürfte es immerhin darauf Anspruch machen, Poesie zu sein.“

Lessings Gedichte sind von geringerem Wert, bedeutungsvoller sind dagegen seine Fabeln, von denen sich manche in den Lesebüchern finden.



7. Johann Gottfried Herder.

1744—1803.

A. 1. Lehrjahre. „Johann! — Johann, wo bist du?“ rief Frau Herder, indem sie ihren Kopf zur Küchentür hinaussteckte.

„Hier, Mutter.“

„Wo denn?“

„Hier, oben im Baum.“

„Junge, was tust du da?“

„Ich lese.“

„Was? Oben im Baum?“

„Ja.“

Es war in der That so, wie er sagte. Er war heimlich hinaufgestiegen, um im schattigen Laubversteck ungestört lesen zu können. Mit Riemen hatte er sich an einem Ast festgebunden, damit er nicht herunterfalle. Der heiße Drang, recht viel zu lernen, brachte ihn auf den Gedanken, sich durch die Flucht ins

lauschige Laubdach allerlei häuslichen Arbeiten zu entziehen, die er für Vater und Mutter zu verrichten hatte. Die Eltern waren arme Leute, die ihre Kinder von früh auf zu nützlicher Tätigkeit anhielten. Anfangs trieb der Vater das Weberhandwerk; später übernahm er das Amt eines Elementarlehrers, das er mit großer Gewissenhaftigkeit verwaltete. Die Mutter war eine schlichte, fromme Frau. Haus und Kirche waren ihre Welt. „Um mich gräme Dich nicht!“ schrieb sie einmal an ihren Sohn. „Der alte Gott ist und bleibt mein Schutz. Wenn mir der Herr nur die Gnade schenkt, daß ich in sein Haus gehen kann, so habe ich alles. Die Freude in Gott ist und bleibt meine größte Zufriedenheit.“

Unser Dichter wurde am 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen geboren und erhielt die Vornamen Johann Gottfried. Nach seiner Konfirmation kam er zum Diakonus Trescho, einem fleißigen Schriftsteller, der ihn als Abschreiber und Laufburschen beschäftigte. Hier sollte er so lange bleiben, bis seine zarte Gesundheit sich zur Erlernung eines Handwerks kräftig genug erweisen würde. Er schloß in einer Kammer neben Treschos Bibliothek und studierte in dessen Büchern bis in die tiefe Nacht hinein. „An einem Abend,“ so berichtet Trescho, „als Herder mit brennendem Licht in seine Schlafkammer ging, empfand ich eine geheime Unruhe, ob er auch vergessen haben möchte, das Licht, wenn er sich zu Bett gelegt, auszulöschen. Nach einer halben Stunde schlich ich mich in seine Kammer, und — welcher Schrecken! — ich fand ihn, bis aufs Hemd entkleidet, auf dem Deckbett in tiefem Schlaf, um ihn her eine Menge neuer und alter Bücher, zum Teil aufgeschlagen, auf dem Fußboden liegen, und — in der Mitte der Bücher das brennende Licht! Ich durchsah die Bücher. Es waren meistens, soviel ich mich erinnere, griechische und lateinische Klassiker, sowie mehrere deutsche Dichter. Ich löschte das Licht aus und ging zu Bett. Die kleine Warnung, die ich ihm am Morgen wegen seiner Unvorsichtigkeit gab, war bald beendet. Die Frage, ob er fähig sei, diese Bücher zu benutzen, beantwortete er bloß einsilbig: er gebe sich Mühe, sie zu verstehen.“

Der Diakonus Trescho erzählt auch, wie Herders Dichtertalent sich zuerst kundgab. „Es war im Jahre 1762, als ich

ein Flugblatt, die Geschichte meines Herzens, an den Buchhändler Kanter in Königsberg zu schicken hatte. Der junge Herder übernahm das Abschreiben, Versiegeln und Wegschicken des Pakets. Ein paar Posttage nachher schrieb mir Kanter, er habe in dem Paket ein Gedicht: „„An Tyrus, den Enkel des Astpuges““, voll Geist und Salbung gefunden, es sogleich abgedruckt und mit großem Beifall der Kenner ausgegeben. Wer konnte dies anders sein als Herder? Er leugnete es nicht, ward rot und lächelte.“

Ruffällig ist es, daß Trescho ungeachtet dieses Gedichts und Herders seltenen Lerneifers doch fortwährend den Eltern riet, ihren Sohn ein Handwerk erlernen zu lassen.

Da trat unerwartet eine Wendung ein. Der 1762 aus dem Siebenjährigen Kriege heimkehrende Regimentsarzt Schwarzerloh kam nach Mohrungen und lernte im Pfarrhause Herder kennen. Die reiche Begabung des achtzehnjährigen Jünglings veranlaßte ihn, sich seiner anzunehmen. „Ich nehme ihn zu mir,“ sagte er, „heile sein Auge (Herder litt nämlich an einer Tränenfistel), und wenn er etwa Medizin studieren will, so verschaffe ich ihm dazu die Gelegenheit.“ Er nahm ihn mit nach Königsberg und hoffte, einen tüchtigen Wundarzt aus ihm zu machen. Aber bei der ersten Leichenöffnung, die in Herders Gegenwart ausgeführt wurde, fiel er vor Grausen in Ohnmacht. Daher vertauschte er das Studium der Medizin mit dem der Theologie.

2. **Amtsjahre.** 1764 wurde er Lehrer und Prediger in Riga. Mit inniger Liebe hingen seine Schüler an ihm, und seine hervorragende Rednergabe zog zahlreiche Hörer ins Gotteshaus. Einem innern Drange folgend, riß er sich nach fünfjährigem Aufenthalt schweren Herzens los und begab sich nach Paris, wo er sich mit französischer Sprache, Sitte und Literatur bekannt machen wollte. Hier erhielt er das Anerbieten, den Prinzen Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Gutin (gest. 1823 im Schlosse zu Plön) auf einer Reise nach Italien zu begleiten. Herder nahm das Anerbieten an und begab sich erwartungsfroh auf die Reise. In Straßburg mußte er aber wegen einer Tränenfistel zurückbleiben und sich von einem berühmten Augenarzt behandeln lassen. Während der Zeit lernte er Goethe kennen, der sich damals in Straß-

burg aufhielt und sich innig an ihn anschloß. Im nächsten Jahre ging Herder, nachdem sein Augenübel gehoben war, nach Bückeburg, wo er zunächst Hofprediger und später Superintendent wurde. 1776 bewirkte Goethe seine Berufung als Hofprediger und Generalsuperintendent nach Weimar. Hier gehörte er zum Dichter-Diergestirn: Goethe, Schiller, Herder, Wieland. Er starb am 18. Dezember 1803. Seine Gebeine ruhen in der Stadtkirche zu Weimar. Der Großherzog Karl August ließ auf sein Grab eine Gedächtnistafel legen mit der Inschrift: „Licht, Liebe, Leben.“

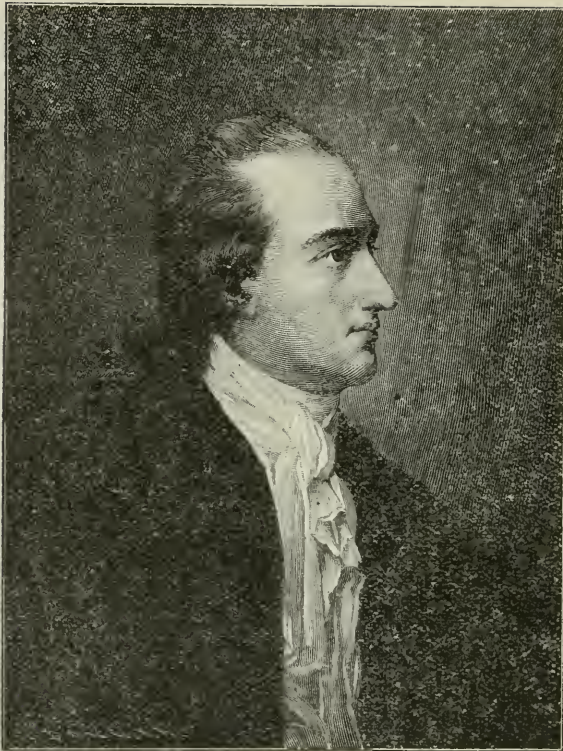
B. Herders Bedeutung für die deutsche Literatur liegt weniger in eignen Schöpfungen, sondern mehr in seiner großen Empfänglichkeit für alles wahrhaft Poetische und in der fördernden Anregung, die er als Theologe, Philosoph und Kritiker durch sein umfangreiches Wissen gab. In dieser Richtung seines Wirkens steht er neben Lessing.

Unter seinen zahlreichen Werken seien hervorgehoben:

1. **Stimmen der Völker in Liedern.** Dieses Buch enthält eine reichhaltige Sammlung von Volksliedern aus vielen Sprachen (19) und Völkern. Mit seinem poetischen Verständnis hat Herder die Auswahl getroffen und die fremdländischen Lieder in die deutsche Sprache übersetzt. In der Sammlung findet sich auch das köstliche „Abendlied“ von Claudius, das Herder mit folgender Bemerkung aufnahm: „Das Lied ist nicht der Zahl wegen hergeseht, sondern um einen Wink zu geben, welches Inhalts die besten Volkslieder sein und bleiben werden.“ Durch die „Stimmen der Völker in Liedern“ lenkte er die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf die Volkspoesie und auf das Volkstümliche in der Dichtersprache. Mit welchem Erfolg das geschah, sieht man beispielsweise an Goethes „Erlkönig“, der nach Form und Inhalt große Ähnlichkeit mit der von Herder übersetzten dänischen Ballade „Erlkönigs Tochter“ hat.

2. **Der Cid.** Dieses Gedicht ist Herders letztes Werk, das er erst in seinem Todesjahr vollendete. Es besteht aus 70 spanischen Romanzen, die er unter Benutzung einer französischen Prosa-bearbeitung in die deutsche Sprache übersetzte. Die Hauptperson der Dichtung ist der alte spanische Nationalheld Rodrigo, von seinen Zeitgenossen Cid, d. h. Herr der Schlacht, genannt. In dem Gedicht kommt wiederholt das zum geflügelten Wort gewordene „Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!“ vor.

3. **Eigene Dichtungen.** In ihnen erfüllt Herder jedoch selber nicht, was er sonst mit besonderem Nachdruck von der Dichtung verlangt, nämlich Volkstümlichkeit in Stoff und Form. In der Regel fehlt seinen Gedichten der Endreim. Am bekanntesten sind: „Der gerettete Jüngling“, „Der Tapfere“ (Polykarp), „Das Kind der Sorge“, „Der Schiffsbruch“, „Die Lerche“, „Germanien“.



8. Johann Wolfgang von Goethe.

1749—1832.

A. 1. Kindheit. Goethes Wiege stand in Frankfurt a. M., wo er am 28. August 1749 geboren wurde. Sein Vater Johann Kaspar Goethe führte den Titel eines Kaiserlichen Rates, ohne jedoch ein öffentliches Amt zu bekleiden. Wegen seines ernsten, ehrenfesten Charakters stand er bei seinen Mitbürgern in hohem Ansehen; ein nicht unbedeutendes Vermögen gewährte ihm ein behagliches, sorgenfreies Dasein.

Die Mutter, 20 Jahre jünger als ihr Gatte, war eine heitere Frau und mit einem reichen Gemüt begabt. Johannes Falk, ein Freund des Hauses, der sie oft sah, sagt von ihr: „Sie besaß ein munteres, fröhliches Wesen, wie es am Rhein zwischen Weinbergen und sonnigen Hügeln oft vorkommt.“

Wenn sie ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter gewissenhaft erfüllt hatte, nahm sie gern ein gutes Buch zur Hand. Über ihr Tagewerk äußert sie sich in einem Briefe an einen Freund: „Ich tue alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst, und verschlucke den Teufel, ohne ihn erst lange zu begucken. Liegt dann alles wieder in den alten Falten, ist alles Unebene wieder gleich, dann biete ich jedem Trost, der mich in gutem Humor übertreffen wollte.“

Außer unserm Wolfgang und vier andern Kindern, die schon in früher Jugend starben, hatte der Rat Goethe noch ein herziges Töchterchen *Cornelia*, das von dem ein Jahr älteren Wolfgang zärtlich geliebt ward. Seine Spielsachen legte er auf ihre Wiege und war eifersüchtig auf alle, die sich ihr nahten. Sie war seine liebste Spielgenossin, und die herzlichste Liebe zu ihr währte bis zum Tode.

Oft erzählte die Mutter ihren Kindern Märchen. Dann saß der kleine Wolfgang vor ihr und verschlang sie schier mit seinen großen braunen Augen. Durch seine lebhaften Fragen wurde ihre Phantasie in so hohem Grade angeregt, daß sie selbst Dichterin ward und neue Märchen ersann, denen er mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschte. Wenn's dann mit einem seiner Lieblinge nicht so ging, wie er es wünschte, schwoll ihm wohl die Zornesader an der Stirn; ja zuweilen griff er mit ein und sagte etwa: „Nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heiratet doch nicht den verwünschten Schneider, selbst dann nicht, wenn er den Riesen totschißt?“ Wurde die Mutter, wie es nicht selten geschah, im Erzählen gestört, so daß sie erst am folgenden Tage die Fortsetzung machen konnte, dann malte er sich den weiteren Verlauf selbst aus, und wenn es dann nach der Mutter Erzählung so wurde, wie er sich's ausgemalt hatte, war er Feuer und Flamme und versuchte sich bald selbst im Märchendichten.*) So befruchtete die Mutter seine Einbildungskraft

*) Eins der Märchen, das er oft seinen Gespielen vortragen mußte, steht im zweiten Buch von „Dichtung und Wahrheit“ unter der Überschrift: „Der neue Paris“.

und senkte unbewußt die Samenkörner in seine jugendliche Brust, aus denen in der Folge die herrlichsten Dichtungen aufblühten.

In seinem fünften Lebensjahre bereitete die Großmutter ihm eine große Freude, indem sie ihm und seiner Schwester ein Puppentheater schenkte. Der Eindruck der ersten Vorstellung war geradezu überwältigend für die Kinder. In seinen Mannesjahren schreibt Goethe darüber: „Nun fiel der Vorhang; die Tür schloß sich, und die ganze kleine Gesellschaft eilte wie betrunken und taumelnd zu Bette. Ich weiß aber wohl, daß ich nicht einschlafen konnte, daß ich noch etwas erzählt haben wollte, daß ich noch viele Fragen tat, und daß ich nur ungern die Wärterin entließ, die uns zur Ruhe gebracht hatte.“

Während die Mutter durch die Einführung in die wundervolle Märchenwelt ihres Sohnes Phantasie kräftig anregte, suchte der kenntnisreiche, in den Dingen des wirklichen Lebens wohl erfahrene Vater seine Verstandeskräfte zu üben, indem er ihm selbst den ersten Unterricht erteilte. Die reiche Fassungsgabe des Knaben gestattete es, daß der Unterricht schon im vierten Lebensjahre beginnen konnte. Ein Jahr später nahm die Unterweisung in der lateinischen Sprache ihren Anfang, und als Wolfgang acht Jahre alt war, trieb er fünf verschiedene Sprachen. Die strenge Ordnungsliebe des Vaters ging auch auf den Sohn über, wie die in der Frankfurter Stadtbibliothek aufbewahrten Arbeitshefte deutlich beweisen. In ihnen geben sich sorgfältigster Fleiß und äußerste Sauberkeit kund.

Als Goethe im siebenten Lebensjahre stand, starb die Großmutter, und der Vater schickte sich an, einen längst beabsichtigten Umbau des Hauses vornehmen zu lassen. Während der Bauunruhen war es ihm nicht möglich, seine Kinder selbst zu unterrichten. Der kleine Wolfgang kam daher in eine öffentliche Schule. An dem Umgang mit seinen Schulkameraden fand er aber keinen Gefallen. Der rohe Geist, der in der Klasse herrschte, widerte ihn an und ließ ihn eine Sonderstellung einnehmen, die man ihm nicht selten mit Faustschlägen versalzte.

Inzwischen war der Umbau des Hauses vollendet, und der Vater übernahm wieder selbst den Unterricht. Da brach die

ereignisvolle Zeit des Siebenjährigen Krieges an, und der Name Friedrichs d. Gr. leuchtete wie ein heller Stern. Zu den Bewunderern des großen Preußenkönigs gehörte u. a. auch Goethes Vater, und in des Knaben Brust glühte ebenfalls eine hohe Begeisterung für Friedrich, die er dadurch bekundete, daß er mit großem Eifer alle Siegeslieder auf ihn und alle Spottgedichte auf die Österreicher abschrieb.

Während des Krieges erhielt Frankfurt französische Einquartierung, und ein französischer Graf kam zum großen Ärger des Rates Goethe in dessen Haus. Wolfgang und der Graf, der ein sehr leutseliger Herr und ein großer Kinderfreund war, schlossen bald Freundschaft, und so erhielten Wolfgangs Kenntnisse in der französischen Sprache eine schätzenswerte Förderung. Noch wichtiger wurde nach dieser Seite hin ein französisches Theater für ihn, das jetzt in Frankfurt eröffnet wurde, und dessen Aufführungen er besuchen durfte. Ein zur Schauspielergesellschaft gehöriger munterer, geistreicher Knabe trat seinem Herzen näher, und die Unterhaltungen mit ihm förderten ihn im Verstehen und Sprechen des Französischen so sichtlich, daß der Vater davon überrascht ward. Der fleißige Besuch des Theaters regte den neunjährigen Wolfgang an, ein kleines Lustspiel in französischer Sprache zu schreiben. Nachdem sein junger Freund das Stück beurteilt und Goethe die Fehler verbessert hatte, überreichte er es in sauberer Abschrift dem Vater, der sich über die Arbeit freute.

Der erwähnte Graf war ein großer Freund der Malerei. Gleich in den ersten Tagen, nachdem er seinen Einzug gehalten hatte, ließ er die berühmtesten Frankfurter Maler zu sich kommen, um sich ihre fertigen Gemälde vorzeigen zu lassen und sich mit ihnen über die Anfertigung neuer zu besprechen. Monatelang arbeiteten die Künstler im Goetheschen Hause, und Wolfgang schaute ihnen täglich zu, besonders dem Maler Seekatz.

Eines Tages war Wolfgang allein in der Künstlerwerkstatt. Da entdeckte er hinter dem Ofen ein schwarzes Kästchen, das seine Neugierde reizte. Er öffnete es, um seinen Inhalt in Augenschein zu nehmen. In demselben Augenblick trat der Graf herein und ertappte ihn. „Wer hat dir erlaubt, dieses

Kästchen zu öffnen?“ fragte er strenge. Goethe verstummte. „Du darfst in acht Tagen dieses Zimmer nicht wieder betreten.“ Goethe machte eine Verbeugung und ging hinaus. Die erhaltene Anweisung befolgte er aufs pünktlichste, so daß Seekatz, der in diesem Zimmer arbeitete und ihn gern um sich sah, sehr verdrießlich war; ja, er trieb seinen Gehorsam so weit, daß er den für Seekatz bestimmten Kaffee, den er ihm gewöhnlich brachte, auf die Schwelle setzte, wo dieser ihn dann holen mußte.

Durch den täglichen Umgang mit den Malern erwachte auch in dem Knaben die Lust zur Malerei.

Darum ließ der Vater ihm Privatunterricht im Zeichnen geben, und wenn auch die angefertigten Zeichnungen keinen Anspruch auf künstlerischen Wert erheben durften, so ließ der Vater doch, um die Eernlust zu steigern, eine beträchtliche Anzahl von einem Buchbinder sauber auf Pappe ziehen und hob sie sorgfältig auf. Wir besitzen unter den Zeichnungen späterer Zeit ein wertvolles, wohlgetroffenes Bild von Goethes Schwester Cornelia.

Um das Alte Testament, für dessen Familiengeschichten er eine große Vorliebe hatte, im Grundtext lesen zu können, bat er seinen Vater, ihm Unterricht in der hebräischen Sprache erteilen zu lassen, was auch sofort geschah. Wenn es sich darum handelte, den Sohn in seinem Wissen und Können zu fördern, war der ernste, strebsame Vater zu jedem Geldopfer bereit. Es sollte ihm kein Bildungsweg verschlossen bleiben, auf den Neigung und Anlage ihn führten.

In dankbarer Erinnerung an die Eltern schrieb der Dichter in späteren Jahren:

„Dem Vater hab' ich die Statur,
des Lebens ernstes Führen,
vom Mütterchen die Frohnatur
und Lust zu fabulieren.“

2. Der Student. Als Goethe 16 Jahre alt war, kam er auf die Universität in Leipzig, um nach seines Vaters Wunsch Rechtswissenschaft zu studieren. Außerdem besuchte er die Vorlesungen, die Professor Gellert, dem er in herzlichster Liebe anhing, über Literatur hielt.

Im dritten Jahre seines Aufenthaltes in Leipzig erkrankte er bedenklich. In einer Nacht wachte er mit einem

heftigen Blutsturz auf und schwankte mehrere Tage zwischen Tod und Leben. An seinem Halse stellte sich eine große Geschwulst ein, die durchaus nicht weichen wollte. Sobald sein Zustand es gestattete, trat er die Heimreise an, um sich im Elternhause zu erholen. Die Heilung schritt nur langsam vorwärts; erst nach Verlauf eines Jahres war er vollständig genesen.

Da er seine Studien noch nicht beendet hatte, ging der junge Goethe im Frühling des Jahres 1770 auf die Universität in Straßburg. Kaum war er dort in einem Gasthose abgestiegen, so eilte er, von Sehnsucht getrieben, nach dem majestätischen Münster, um von seinem hohen Turme aus das herrliche Rundgemälde zu betrachten, das sich vor ihm ausbreitete.

Von nachhaltigstem Einfluß auf seinen Bildungsgang war es, daß er im Herbst 1770 mit dem fünf Jahre älteren Herder, der bei einem berühmten Arzte in Straßburg Hilfe gegen ein hartnäckiges Augenübel suchte, bekannt und innig befreundet wurde.

Neben seinen Studien fand Goethe auch noch Zeit, Ausflüge in die schöne Umgegend zu unternehmen. Am liebsten verweilte er in dem freundlichen Kirchdorfe Sesenheim, das sechs Stunden nördlich von Straßburg entfernt liegt. Dahin ritt er oft und verlebte in dem gastfreien Pfarrhause angenehme Stunden, die er später zu den glücklichsten seines Lebens rechnete. Da er ebenso gern gesehen ward, wie er kam, glaubten die Dorfbewohner, daß er des Pfarrers jüngste Tochter, die anmutige Friederike Brion, dereinst als Gattin heimführen werde. Diese Vermutung ging jedoch nicht in Erfüllung.

In die Zeit des Straßburger Aufenthalts fällt die Entstehung des viel gesungenen Liedes: „Sah ein Knab' ein Röslein stehn“.

Nach wohlbestandener Prüfung kehrte Goethe zur Freude des Vaters im Sommer 1771 als Doktor der Rechte nach Frankfurt zurück.

3. Goethe und Karl August. Im Frühling des Jahres 1773 erschien ein Schauspiel von Goethe unter dem Titel: „Götz von Berlichingen“, das eine begeisterte Aufnahme

fand und den Namen des jugendlichen Dichters im Fluge durch Deutschland trug. Am Schlusse des folgenden Jahres reiste der siebzehnjährige weimarische Prinz *K a r l A u g u s t* mit seinem jüngeren Bruder *Constantin* durch Frankfurt. Beide hatten den „Götze“ gelesen und wünschten, die Bekanntschaft des Dichters zu machen. Sie luden ihn daher ein, ihnen einen Besuch in ihrem Gasthause abzustatten. Goethe kam und wurde mit schmeichelhafter Liebenswürdigkeit empfangen. Er war ihr Tischgast und begleitete sie auf mehrere Tage nach Mainz. Dem Vater wollte die neue Bekanntschaft nicht recht gefallen; er meinte, für einen Bürgerlichen sei es besser, sich von fürstlichen Personen fernzuhalten.

Als *Karl August* im folgenden Jahre abermals durch Frankfurt kam, wiederholte er den bei seinem ersten Besuche geäußerten Wunsch, Goethe auf einige Zeit als Gast in Weimar zu sehen. Nach längerem Zögern gab der Vater seine Einwilligung.

Karl August hatte seit einem Jahre die Regierung übernommen, die bis dahin seine Mutter, die geistreiche und kunstliebende Herzogin *Amalia*, für ihn geführt hatte. Ihren Söhnen war eine treffliche Erziehung zuteil geworden. Männer, deren Name einen guten Klang hatte, waren Lehrer der Prinzen gewesen, u. a. auch der von der Herzogin hochgeschätzte Dichter *Wieland*. über *Karl August*, den ältesten Prinzen, hatte sich *Friedrich der Große*, der ihn im vierzehnten Lebensjahre kennen lernte, geäußert, er habe noch nie einen jungen Menschen in diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtigte.

Mit gespannten Erwartungen sah man am Hofe zu *Weimar* der Ankunft des Gastes entgegen. Die Herzogin und *Wieland* zürnten ihm, weil er dem letzteren in der kleinen Posse „Götter, Helden und *Wieland*“ arg mitgespielt hatte. Aber wie der Nebel vor der Morgensonne schwindet, so schwand auch beider Groll, als Goethe in *Weimar* erschien. Der umgewandelte *Wieland* schrieb einem Freunde: „O, bester Bruder, was soll ich Dir von Goethe sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß. Alles, was ich Dir von der Sache sagen kann, ist

dies: seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe wie ein Taupfen von der Morgen Sonne. Der göttliche Mensch wird, denk' ich, länger bei uns bleiben, als er anfangs selbst dachte, und wenn es möglich wäre, daß aus Weimar etwas Gescheites wird, so wird es seine Gegenwart wirken."

Neidlos blickte der greise Wieland auf den hoffnungsvollen Jüngling, der wie ein Stern in Weimar aufging und in der Tat aus dieser kleinen Stadt viel „Gescheites," nämlich den Mittelpunkt des geistigen Lebens in Deutschland, machte. Aus seinem Besuch am Fürstenhofe wurde, wie Wieland richtig vorausgesehen hatte, ein dauernder Aufenthalt. Karl August wollte ihn nicht wieder fortlassen; beide schlossen ein lebenslängliches Freundschafts- und Herzensbündnis, aßen an demselben Tische, schiefen oft in demselben Zimmer und nannten sich zum Ärger manches hochgeborenen Hofmannes, der den Frankfurter Bürgersohn einer so hohen Gunstbezeugung nicht für würdig hielt, mit dem brüderlichen Du; ja der hochgesinnte Fürst verlieh ihm sogar das verantwortungsreiche Amt eines Geheimrats im Ministerium und ernannte ihn 1782 zum ersten Minister.

Als die Eltern erfuhren, daß ihr Wolfgang herzoglicher Geheimrat geworden war, fühlten sie sich hoch beglückt, und die Mutter schrieb in ihrer Herzensfreude an einen Freund des Hauses: „Wir hörten gestern viel Schönes und Gutes von unserm Sohne. Ich bin überzeugt, Sie freuen sich unserer Freuden. Sie, ein so alter Freund und Bekannter vom Doktor, unserm Sohne, nehmen allen Anteil an seinem Glück, können als Menschenfreund fühlen, wenn der Psalmist sagt: „„ Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!““ wie wohl das den Eltern tun muß. Gott regiere ihn ferner und lasse ihn in den weimarischen Landen viel Gutes stiften. Ich bin überzeugt, Sie sagen mit uns: Amen!"

4. Goethe und Schiller. Gegen Weihnachten 1779 besuchten Karl August und Goethe den Herzog Karl Eugen von Württemberg in Stuttgart, der sie in die von ihm gegründete Karlschule führte. Die Schüler, zu denen auch Schiller gehörte, waren hoch erfreut, daß sie den berühmten Dichter des „Götz"

sehen durften. Mit klopfendem Herzen stand der leidend aussehende Schiller dem schön gestalteten Goethe gegenüber. Wie würde er sich gefreut haben, wenn er ein freundliches Wort von ihm empfangen hätte; aber Goethe ging ahnungslos an ihm vorüber, und es währte noch 15 Jahre, bevor die beiden größten Dichter unseres Vaterlandes sich näher rückten. Im Jahre 1799 siedelte Schiller von Jena, wo er seit 10 Jahren durch Goethes Vermittlung als Professor der Geschichte an der Universität wirkte, nach Weimar über, und wohnte nun in unmittelbarer Nähe seines großen Freundes.

Aus dem innigen Freundschaftsbunde zwischen beiden sind die köstlichsten Blüten deutscher Dichtung entsprungen. Die gegenseitige Anregung reizte zu neuem Schaffen und zeitigte ein Meisterwerk nach dem andern. Goethe sagte selbst: „Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schillersche Anregung aus mir geworden wäre.“ Und Eckermann gegenüber äußerte er sich: „Ein Glück für mich war es, daß ich Schiller hatte. So verschieden unsere beiderseitigen Naturen auch waren, so gingen doch unsere Richtungen auf eins, was denn unser Verhältnis so innig machte, daß im Grunde keiner ohne den anderen leben konnte.“ 1797 erschien Goethes unvergleichliches Epos „Hermann und Dorothea“, das mit Recht eine der wertvollsten Perlen unserer Literatur genannt werden darf. „Ich hab’ es entstehen sehen“, sagt Schiller, „und mich fast ebenso über die Art der Entstehung, als über das Werk verwundert. Die Ausführung ist mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen, so daß er neun Tage hintereinander jeden Tag über anderthalb Hundert Hexameter schrieb. Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baum schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu sehen.“ Eine Freundin Goethes, die zugegen war, als er im Freundeskreise „Hermann und Dorothea“ vorlas, erzählt: „Ich erinnere mich, wie uns Goethe in tiefer Herzensbewegung unter hervorquellenden Tränen den Gesang, der das Gespräch Hermanns mit der Mutter am Birnbaum enthält, gleich nach der Entstehung vorlas. „„So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen,““ sagte er, indem er sich die Tränen trocknete.“

Im Jahre 1805, als er schwer erkrankt daniederlag, traf ihn ein harter Schlag: Schiller starb. Seinem tief empfundenen Schmerze gab Goethe in einem Briefe an einen Freund folgenden Ausdruck: „Ich dachte, mich selbst zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in ihm die Hälfte meines Daseins.“

5. Die letzten Jahre. Nach Schillers Tode fühlte Goethe sich sehr vereinsamt. Immer mehr lichtete sich der Kreis der Nächststehenden um den alternden Dichter. 1807 starb die Herzogin Amalia und im folgenden Jahre Goethes geliebte Mutter, während der Vater bereits seit 26 Jahren im Grabe schlummerte. 1816 wurde seine Gattin abgerufen, 1828 der Großherzog Karl August und 1830 sein einziger Sohn.

Immer näher rückte sein eigener Lebensabend heran. Nur ein Wunsch beseelte ihn noch, nämlich der, so lange zu wirken, bis sein großartigstes und schönstes Werk, das geistesgewaltige Drama „Faust“, an dem er 60 Jahre lang gearbeitet und das daher sein ganzes Leben ausgefüllt hatte, vollendet war. Sollten ihm dann noch weitere Lebenstage beschieden sein, so wollte er diese als ein Geschenk dankbar entgegennehmen. Sein Wunsch ging in Erfüllung. Kurz vor seinem Tode wurde das aus zwei Theilen bestehende Drama, von denen der erste bereits 1808 im Druck erschienen war, fertig. Es steht einzig in der deutschen Dichtung da.

Am 22. März 1832 legte Goethe das lebensmüde Haupt zur Ruhe. Seine letzten verständlichen Worte waren an den Diener gerichtet und lauteten: „Mach doch den zweiten Fensterladen auch auf, damit mehr Licht hereinkomme!“ Um 11½ Uhr mittags drückte er sich ohne das geringste Zeichen des Schmerzes in die linke Ecke des Lehnstuhls und schlummerte sanft ein, um nicht wieder zu erwachen.

B. 1. Etrische Dichtungen. In Schiller bewundern wir in erster Linie den Dramatiker, in Goethe den Etriker. Klopstock hatte in seinem „Messias“ und seinen Oden eine der Dichtkunst würdige Sprache angewandt; Goethe erhob sie auf eine noch höhere Stufe. Seine Sprache ist voll Musik und Wohlklang. Er verbindet mit ihr einen innerlich wahren, lebensvollen Inhalt, der durch den Umgang mit Natur und Wirklichkeit gewonnen ist. Darum darf er auch mit Recht sagen: „Von Gedichten, aus der Luft gegriffen, halte ich nichts. Was ich nicht erlebte, und was mir nicht auf den Nägeln brannte, habe ich auch nicht gedichtet.“ Während die meisten Menschen ihre innern Erlebnisse nicht weiter vertiefen und fest-

halten, empfand Goethe sie in seinem reichen Gemütsleben als höchste Lust oder tiefstes Leid und ließ sie im Liede ausklingen. Was er an einer Stelle in seinem „Tasso“ sagt, können wir auf ihn selbst anwenden, nämlich:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide.“

Wenn auch Goethes Lieder dem innern Drange entsprungen sind, Selbsterlebtes zum Ausdruck zu bringen, so entbehren sie doch nicht einer allgemeinen Bedeutung. In seiner großartig veranlagten Menschennatur finden wir den gemeinsamen Lebensgrund aller menschlichen Gefühle und Bedürfnisse. Daher kommt es, daß seine Lieder auf eine Höhe gestellt sind, von der aus sie gleich der Sonne allen ihre leuchtenden und wärmenden Strahlen senden. Dilmar sagt: „An Goethes Lyrik wird mehr denn ein Jahrhundert noch zu lernen, und nur zu lernen haben. Ein glückliches Nachahmen wird noch lange Zeit eine der größten Dichteraufgaben bleiben; an ein Gleichkommen ist kaum, an ein Überwinden nicht zu denken.“ In vielen Liedern schlägt er, beeinflusst von Herder, einen echt volkstümlichen Ton an. Zu den wertvollsten Liedern gehören: „Gefunden“, „Heidenröslein“, „Meeresstille“, „Glückliche Fahrt“, „Märlied“, „Schäfers Klagelied“, „Trost in Tränen“, „An den Mond“, „Wanderers Nachtlied“, „Ein Gleiches“, „Tischlied“, „Bundeslied“, „Ergo bibamus“, „Wer nie sein Brot mit Tränen aß“.

2. **Epische Dichtungen.** Aber nicht nur als Lyriker, sondern auch als Epiker ist Goethe groß. Epische Dichtungen stellen äußere Vorgänge und Handlungen dar. Infolge seiner lebhaften Phantasie und seines kräftig erregten Gefühls liegt für den Dichter die Versuchung nahe, über jene Vorgänge und Handlungen Betrachtungen anzustellen und so seinem Gedichte bald mehr, bald weniger lyrische Färbung beizumischen. Goethe wußte sich aber zu beherrschen und ließ seine Empfindungen hinter die darstellenden Vorgänge und Handlungen zurücktreten; er ist in seinen epischen Dichtungen streng objektiv.

a) **Balladen.** Ein Teil der Balladen Goethes verdankt dem Freundschaftsbunde mit Schiller seine Entstehung. Auffällig ist es, daß Goethe mit Vorliebe die holden und unholden Gestalten der nordischen Volksphantasie und des deutschen Aberglaubens in diesen Dichtungen auftreten läßt. In ihnen webt und waltet daher oft etwas Düsteres, Geheimnisvolles. Die Sprache hat nicht selten bei aller Einfachheit und Volkstümlichkeit eine Lautmalerei, die das Ohr fesselt und das Gemüt packt. So glaubt man beispielsweise im „Fischer“ das Rauschen und Wogen des Wassers zu hören:

„Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
ein Fischer saß daran.“

Zu den bekanntesten Balladen gehören: „Der getreue Eckart“, „Erlkönig“, „Der Sänger“, „Johanna Sebus“, „Der König in

Thule“, „Hochzeitslied“, „Der Fischer“, „Der Schatzgräber“, „Der Totenkranz“, „Der Zauberlehrling“.

b) Hermann und Dorothea. Platen nennt dieses herrliche Epos den „Stolz Deutschlands und die Perle der Kunst“. Schiller schrieb kurz nach dem Erscheinen der Dichtung an Goethe: „Ich habe das Gedicht nun wieder mit dem alten ungeschwächten Eindruck und mit neuer Bewegung gelesen; es ist schlechterdings vollkommen in seiner Gattung.“ Wilhelm von Humboldt, der „Hermann und Dorothea“ wohl am eingehendsten besprochen hat, sagt: „Wenn Goethes Eigentümlichkeit in einzelnen ihrer Vorzüge stärker und leuchtender aus andern seiner Werke hervorstrahlt, so findet man in keinem so wie in diesem alle diese einzelnen Strahlen in einem Brennpunkte versammelt.“ Und Goethe selbst äußert im hohen Alter (1825) gegen seinen Freund Eckermann, der Gymnasiallehrer in Weimar war: „„Hermann und Dorothea““ ist fast das einzige meiner größern Gedichte, das mir noch Freude macht; ich kann es nie ohne innigen Anteil lesen.“ Goethes Mutter war so hochbeglückt von der Dichtung, daß sie einer Freundin schrieb: „Ich trage das Buch herum wie die Käse ihre Jungen.“

c) Romane. Genannt seien: „Die Leiden des jungen Werther“, „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, „Die Wahlverwandtschaften“.

3. Dramatische Dichtungen. Beachtenswert ist in den Dramen Goethes und Schillers der Unterschied in der Zeichnung männlicher und weiblicher Charaktere. Schiller ist der Meister in der Zeichnung männlicher Charaktere und Goethe in der Zeichnung weiblicher. Goethe fand auf seinem Lebensgang vielfach Gelegenheit, die reiche Gemütswelt hervorragender Frauen kennen zu lernen. Dadurch wurde er befähigt, jene idealen Frauenbilder zu schaffen, die wir in seinen Werken als Vorbilder echter Weiblichkeit bewundern. „Gretchen, wie eine Blume rein und hold, durch Liebe in Schuld verflochten, durch Buße geläutert, so daß noch durch die Schauer des Wahnsinns und der Kerkernacht der ursprüngliche Adel der Seele hindurchscheint; Elisabeth, die treue Hausfrau, von der Götze sagt: „Wen Gott lieb hat, dem gibt er solch ein Weib“; Iphigenie, die priesterliche Jungfrau, die durch den Adel ihrer Seele alle Schuld und allen Irrsinn heilt, sich im Kampf rein bewahrt und ihren Frieden segnend auf alle in ihrer Umgebung ausgießt; Prinzessin Leonore, die, durch Leiden früh zur Geduld geführt, das Heiligum ihres Herzens mit himmlischen Idealbildern schmückt und zur Erkenntnis gelangt, daß so viele Güter der Erde nur durch Entbehren unser eigen werden; Dorothea in ihrer Klarheit, Innigkeit und hilfreichen Geschäftigkeit, u. a. m. — das sind Goethes Idealbilder der Weiblichkeit.“ (Wpß.)

Goethes wichtigste Dramen sind: „Götze von Berlichingen“, „Iphigenie auf Tauris“, „Egmont“, „Torquato Tasso“ und „Faust“.



9. Friedrich von Schiller.

1759—1805.

A. 1. **Im Elternhause.** Deutschlands Lieblingsdichter, Friedrich Schiller, wurde am 10. November 1759 — zehn Jahre nach Goethe — in dem württembergischen Städtchen Marbach am Neckar geboren. Sein Vater Johann Kaspar Schiller war Wundarzt und Leutnant bei einem württembergischen Infanterie-Regiment. Der Siebenjährige Krieg führte ihn bald nach der Geburt des Sohnes auf vier Jahre aus dem Familienkreise fort. Während der Zeit lag der Mutter die Erziehung des Knaben und der zwei Jahre älteren Schwester Christophine allein ob.

Friedrich war von seiner Geburt an ein zartes Kind, das von den Kinderkrankheiten hart mitgenommen wurde, häufig an krampfartigen Zufällen litt und daher der sorgfältigsten Pflege bedurfte.

Als der Vater nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges heimkehrte, hatte er an dem aufgeweckten Wesen seines Sohnes, bei dem des Fragens kein Ende war, seine herzlichste Freude. Den Vorlesungen aus der Bibel hörte Friedrich mit aufmerksamster Teilnahme zu. Wenn der Vater die Morgen- und Abendandachten hielt, eilte der kleine Friedrich von seinen liebsten Spielen herbei. Die Schwester Christophine entwirft aus jener Zeit folgendes Bild: „Es war ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindergesicht zu sehen. Die frommen, blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte, und die kleinen, mit Inbrunst gefalteten Händchen gaben ihm das Ansehen eines Engelköpfcchens.“

Im Jahre 1765 kam Schillers Vater als Werbeoffizier nach dem württembergischen Dorfe Lorch, das östlich von Stuttgart (auf hawem Wege nach der bayerischen Grenze) liegt und jetzt eine Stadt von 3000 Einwohnern ist. Bei dem Ortsgeistlichen, dem Pfarrer Moser, erhielt Friedrich den ersten Unterricht, und Mosers Sohn Ferdinand ward sein erster Jugendfreund. An dem würdigen Prediger, dem er später in den „Räubern“ in der Person des edlen Pfarrers Moser ein ehrendes Denkmal setzte, hing er mit großer Liebe und machte ihm viel Freude durch Fleiß und gute Fortschritte. Den Gottesdienst versäumte er nie. Bald schien ihm kein Beruf so herrlich zu sein wie der eines Geistlichen, und es erwachte in ihm der lebhafteste Wunsch, auch ein Verkündiger des göttlichen Wortes zu werden. „Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten“, sagt das Sprichwort. So war es auch bei unserm Schiller. Hatte er seine Gespielen um sich versammelt, bestieg er zuweilen, bekleidet mit einer schwarzen Schürze als Talar, einen Stuhl und hielt seinen kleinen Zuhörern ernst Angefichts eine Predigt, die aus passend aneinander gereihten, in der Schule gelernten Bibelsprüchen und Liederstrophen bestand. Wenn jemand dabei lachte, wurde er böse, lief davon und kam so bald nicht wieder.

Großes Vergnügen gewährte es Friedrich und Christophine, wenn die Mutter ihnen in trauter Dämmerstunde Märchen erzählte oder Gedichte von Gellert und Klopstock oder die köstlichen Kirchenlieder von Gellert, Luther und Paul Gerhardt vorlas.

Von seiner Schwester Christophine war Schiller unzertrennlich. Mit ihr und seinem Freunde Ferdinand Moser durchstreifte er an schönen Tagen die romantische Umgebung. Als sie einst von einem solchen Streifzug heimkehrten, begegneten ihnen einige arme, in Lumpen gehüllte Kinder, die um eine milde Gabe baten. Friedrich machte ein verlegenes Gesicht; denn die wenigen Groschen, die er gehabt hatte, waren auf der Wanderung für eine Erfrischung ausgegeben. Was nun? Da er es nicht übers Herz bringen konnte, sie unbeschenkt gehen zu lassen, sah er nachdenklich vor sich nieder. Dabei fiel sein Blick auf seine glänzenden, wertvollen Schuhschnallen. Hurtig bückte er sich, löste sie ab und reichte sie den armen Kindern, indem er sprach: „Da nehmt sie hin! Mehr habe ich nicht. Wenn ihr die Schnallen verkauft, könnt ihr euch für das gelöste Geld ein Mittagsbrot kaufen.“ Vergnügt gingen die Kinder davon. Die Schwester aber sagte: „Du machst schöne Geschichten, Fritz; nun hast du keine Schuhschnallen mehr.“ „Das schadet nichts,“ antwortete er, „ein paar Bänder können's auch tun.“

Am Nachmittage bemerkte der strenge, ordnungsliebende Vater, daß die Schnallen fehlten.

„Fritz, wo sind die Schnallen?“

Kleinlaut beichtete er, wie es ihm ergangen war.

Der Ausdruck der Strenge verschwand freilich aus des Vaters Zügen; aber er sprach doch mit erhobenem Finger: „Fritz, Fritz, wie oft habe ich dir schon verboten, deine Sachen zu verschenken! Neulich bist du ohne Schulbücher nach Hause gekommen und heute ohne Schnallen. Du gibst noch die Kleider vom Leibe weg. Ich bin leider nicht reich genug, die Kosten deiner Freigebigkeit tragen zu können. Merke dir das, mein Sohn!“

Nicht mit Unrecht wies der Vater auf seine dürftigen Vermögensumstände hin. Reichlich drei Jahre verweilte er

schon in Lorch und hatte während der ganzen Zeit keinen Sold empfangen. Wenn seine Verwandten ihn nicht unterstützt hätten, würde er als Werbeoffizier verurteilt gewesen sein, am Hungertuche zu nagen. Infolge einer dringlichen Vorstellung an seinen Herzog Karl Eugen wurde er 1768 nach dem Städtchen Ludwigsburg nördlich von Stuttgart versetzt und erhielt neben den regelmäßigen Zahlungen auch nach und nach den rückständigen Sold.

Der Wohnungswechsel vom Lande in die Stadt war ein gewaltiger Sprung für Friedrich. Um die Zeit residierte der Herzog in Ludwigsburg und führte auf Kosten seiner Untertanen, die unter einer unerträglichen Steuerlast seufzten, nach dem Vorbilde Ludwigs XIV. von Frankreich ein glänzendes, verschwenderisches Hofleben. Es gab italienische Opern, französische Schauspiele und Ballette, Seiltänzer und Künstler aller Art, großartige Militär-Paraden und zur Karnevalszeit sogenannte venetianische Messen, an denen alt und jung nur in Maskenanzügen teilnehmen durfte.

Der neunjährige Friedrich sah nun zum erstenmal ein Theater und war von der glanzvollen Aufführung ganz hingerissen. Gleich am andern Tage wurden Puppenbilderbogen gekauft. Er und Christophine schnitten die Puppen aus, klebten sie auf steifes Papier und befestigten sie an Holzklöbchen. Als Bühne diente ein auf dem Tische umgelegter Stuhl, dessen aufrechtstehende Beine zur Anbringung eines Vorhangs sehr geeignet waren. Kinder wissen beim Spiel aus allem etwas zu machen. Nebeneinander gerückte Stühle bildeten den Zuschauerkreis, und Friedrich war Theaterdirektor und Schauspieler zugleich.

In Ludwigsburg besuchte Friedrich die lateinische Schule, die ihren Namen mit vollem Recht führte; denn die lateinische Sprache nahm weitaus den größten Raum im Arbeitsplan der Anstalt ein. Da Schiller bereits in Lorch vom Pfarrer Moser im Lateinischen und Griechischen unterrichtet worden war, fiel es ihm nicht schwer, dem fremdsprachlichen Unterrichte zu folgen. Bald gehörte er zu den besten Lateinern auf der Schule und erfreute sich des herzlichsten Wohlwollens aller seiner Lehrer.

Nach mehrjährigem Aufenthalt in Ludwigsburg verließ der Herzog Friedrichs Vater die Stelle eines Garteninspektors auf der Solitüde, einem herzoglichen Lustschlosse, das gegen zwei Stunden westlich von Stuttgart entfernt lag. Mit dem neuen Amt war die Erhebung in den Hauptmannsrank verbunden. Die vom Leutnant Schiller herausgegebenen Schriften über Obstbaumzucht und Gartenbau und die guten Erfolge in den von ihm in Lorch und Ludwigsburg angelegten und geleiteten Baumschulen hatten des Herzogs Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt und ihn für das neue Amt geeignet erscheinen lassen. Nun mußte der Hauptmann Schiller aber auf der Solitüde wohnen, und Friedrich, den er ungern aus der lateinischen Schule fortnehmen wollte, wurde in Ludwigsburg als Kostgänger bei einem seiner Lehrer untergebracht.

2. Der Karlschüler. Im Jahre 1770 hatte der Herzog auf der Solitüde unter dem Namen „Militärisches Waisenhaus“ eine Erziehungsanstalt für Söhne armer Eltern, namentlich armer Offiziere, errichtet und sie bald so erweitert, daß sie Studierenden als Vorbereitungsschule dienen konnte. Zwei Jahre später wurde sie zu einer Akademie (Universität) erhoben, dann 1775 nach Stuttgart in ein Gebäude außerhalb der Stadt verlegt und nach dem Herzog „Karlschule“ genannt.

Nun suchte der Herzog nach tüchtigen Zöglingen; denn die von ihm gegründete Bildungsstätte sollte seinen Ruhm verherrlichen helfen. Unter den Schülern auf der lateinischen Schule in Ludwigsburg, die ihm vorgeschlagen wurden, befand sich auch Friedrich Schiller. Darüber herrschte große Trauer in des Hauptmanns Haus; denn in der Akademie wurden nur Offiziere und Rechtsgelehrte, aber nicht Theologen, ausgebildet, und Friedrich hätte dort, auf seinen Lieblingswunsch, Prediger zu werden, verzichten müssen. Nach einer zweimaligen Aufforderung seitens des Herzogs mußte Schiller zu seinem Schmerze 1773 die Akademie beziehen. Anfangs widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaft, das er später, als eine Abteilung für Ärzte eingerichtet wurde, mit dem der Medizin vertauschte, ohne jedoch innere Befriedigung zu finden. Er verweilte lieber in dem schönen Lande der Dichtung, mußte

aber seine Lieblingsbeschäftigung im geheimen treiben; denn außer den zu ihrer Berufsarbeit gehörigen Schriften durften die Zöglinge keine Bücher lesen. Der Oberaufseher Nieß führte ein strenges Regiment und lag überall wie ein Luchs auf der Lauer, mußte es aber doch erleben, daß der erfindungsreiche Schülergeist ihm dann und wann ein Schnippchen schlug und verbotene Werke, wie Klopstocks „Messias“, Goethes „Götz“ und „Leiden des jungen Werther“ und Shakespeares Dramen, einschmuggelte.

Das Leben in der Karlsruhschule mit seiner militärischen Zucht widerte Schiller und seine Freunde an. Morgens 6 Uhr gab eine Glocke das Zeichen zum Aufstehen. Jeder Zögling mußte sich im Nu erheben und sofort sein Bett selbst machen. Nach dem Waschen ging's an den Frühstückstisch, um Tag für Tag gebrannte Mehlsuppe zu genießen. Mit dem Schlage 7 begann der Unterricht, der bis 11 Uhr währte. Dann begaben sich die Schüler in die Schlafsäle, um sich in die Uniformen zu werfen, ohne die niemand an der Mittagstafel erscheinen durfte. Das Haar mußte sorgfältig aufgerollt und gepudert werden; hinten baumelte ein langer Zopf. Sobald die Uhr 12 schlug, eilten alle in den Musterungsaal. Hier hielt der Herzog selbst eine strenge Besichtigung ab; jede Nachlässigkeit wurde bestraft. Jetzt marschierten die Zöglinge in den Speisesaal, und auf das Kommando: „Zum Gebet!“ falteten alle die Hände, während einer von ihnen, der gerade an der Reihe war, eine Art Kanzel bestieg und das vorgeschriebene Tischgebet sprach. Die Mahlzeit dauerte drei Viertelstunden; dann zogen alle in Reih und Glied hinaus, vertauschten im Schlafsaal ihre Uniform mit den gewöhnlichen Hauskleidern und gingen in den Garten, wo sie unter den wachsamem Augen ihrer militärischen Aufseher bis 2 Uhr verweilen durften. Von 2 bis 7 Uhr war wieder Unterricht. Danach wurde abermals die Uniform angezogen und die gemeinschaftliche Abendmahlzeit eingenommen, und um 9 Uhr erscholl das Kommando zum Schlafengehen. Jede laute Unterhaltung im Schlafsaal war aufs strengste untersagt.

Unser Dichter war mittlerweile ein hoher, hagerer Jüngling geworden, der mit seinem langen Halse, seinem blassen Gesichte, seinem rötlichen Haar und seiner steifen Haltung in

der einengenden Uniform einen komischen Eindruck machte. Dazu gesellte sich ein tadelnswerter Hang zur Unordnung und Unreinlichkeit, der vielleicht aus dem Unmut über seine unfreie Lebensstellung hervorging, so daß der Oberaufseher Nieß ihm wiederholt zubrummte: „Schiller, Er ist ein Schweinpelz!“

Eines Tages kam Wilhelm von Hoven, auch ein Karls-
schüler und Schillers liebster Arbeitsgenosse, in freudiger Er-
regung und rief: „Fritz, ich habe etwas für dich!“

„Was denn?“

„Etwas, was du schon lange suchst: den Stoff zu einem
Trauerspiel.“

„Wo denn?“

„Hier in dieser Zeitschrift“, und damit überreichte er ihm
das „Schwäbische Magazin“, in dem eine ergreifende Erzählung
stand, aus der Schiller sein gewaltiges Erstlingsdrama „Die
Räuber“ schuf.

Als achtzehnjähriger Jüngling begann er die Dichtung,
und trotz der feinen Spürnase des Oberaufsehers Nieß wurde
sie in der Karlschule fertig. Manche Nacht hat der jugend-
liche Dichter unter dem Vorgeben, krank zu sein, in einem
Bett des Krankensaales gesessen, um beim trüben Kerzenlichte
eine Szene nach der andern niederzuschreiben. Für unerwartete
Besuche — einmal kam sogar der Herzog selbst — lag immer
ein medizinisches Lehrbuch in Bereitschaft. „Die Räuber“ ver-
schwanden geschwind unter die Bettdecke, und in dem fachwissen-
schaftlichen Werk wurde eifrig gelesen. Treuen, verschwie-
genen Freunden las er in verborgenen Schlupfwinkeln die
einzelnen Szenen nach ihrer Entstehung vor, und ihr jubelnder
Beifall ließ ihn rastlos weiterarbeiten. Mit der Veröffent-
lichung der Trägödie wollte er warten, bis er nach vollendetem
Studium die Karlschule verlassen hatte.

Die Erlösungstunde schlug im Dezember 1780. Nach
wohlbestandener Abgangsprüfung ernannte der Herzog ihn
zum Militärarzt beim Grenadier-Regiment und be-
willigte ihm ein Gehalt von ungefähr 10 Talern monatlich.
Das war die „gute Versorgung“, die Karl Eugen in Aussicht
gestellt hatte, als er dem Hauptmann Schiller vor sieben Jahren

den einzigen Sohn sozusagen mit Gewalt genommen und in seine Karlsruhschule geschickt hatte.

3. **Die Flucht.** Gleich am zweiten Tage nach seiner Anstellung eilte der junge Militärarzt in seiner neuen Uniform unangemeldet nach der Solitude ins Elternhaus, das er seit sieben Jahren nicht betreten hatte; denn als Zögling der Karlsruhschule hatte er Stuttgart nicht verlassen dürfen. Der Augenblick des Wiedersehens war herzergreifend. Unter Freudentränen umringten ihn die Seinen; nur das dreijährige Schwesterchen Nanette, das den großen Bruder Fritz noch nie gesehen hatte, hielt sich in scheuer Entfernung und wunderte sich über den fremden Mann, der unter Weinen und Schluchzen Vater und Mutter umarmte. Eine große Tüte, die er mitgebracht hatte, bahnte ihm aber schnell den Weg zum Herzen des Kindes.

Drei glückliche Tage verlebte Schiller im elterlichen Hause; dann rief ihn sein neues Amt zurück nach Stuttgart.

Im Laufe des neuen Jahres unterzog er seine „Räuber“ einer eingehenden Prüfung und nahm auf Anraten seiner Freunde mehrfache Änderungen vor, die zum Vorteil des Stückes ausschlugen. Nun galt es, einen Verleger zu finden, was aber trotz aller Bemühungen nicht gelang. Da faßte der Dichter den kühnen Entschluß, das Werk auf eigene Kosten drucken zu lassen, mußte aber die dazu erforderliche Summe leihen; denn seine Kasse war, wie gewöhnlich, leer, und der Buchdrucker wollte nur gegen bare Zahlung arbeiten. Ein Freund übernahm die Bürgschaft für den armen Dichter, und die Tragödie erschien im Sommer 1781.

„Die Räuber“ erregten großes Aufsehen. Ihr von einem stürmischen Drang nach Freiheit durchglühter Inhalt fand freudigen Widerhall im Herzen der deutschen Jugend, wogegen die Freunde von Knechtschaft und fürstlicher Willkürherrschaft zornig ihre Fäuste ballten. Schiller hatte seinen Namen nicht genannt; nichtsdestoweniger wußte man, daß er das Stück geschrieben hatte, auch sein Herzog, der ihm bedeutete, in Zukunft nichts drucken zu lassen, bevor er, der Fürst, die Arbeit gelesen habe. Das war eine Forderung, auf die Schiller weder eingehen konnte noch wollte.

Am 15. Januar 1782 gelangte das Trauerspiel auf der Mannheimer Bühne zum erstenmal zur Aufführung und erzielte einen großartigen Erfolg. Der Dichter war in Begleitung eines Freundes heimlich von Stuttgart zur Aufführung gekommen und kehrte hochbeseelt zurück.

Im Mai wurden „die Räuber“ zum zweitenmal gegeben, und Schiller reiste wieder heimlich hin. Diesmal hatte er auch zwei befreundete Damen mitgebracht, die aber nicht ihrer Zunge Meister waren und das Geheimnis verrieten. Als die Kunde davon des Herzogs Ohr erreichte, erhielt der gefeierte Dichter einen scharfen Verweis und 14 Tage Arrest.

Es sollte aber noch schlimmer kommen. An einer Stelle las man in den „Räubern“: „Aber zu einem Spitzbuben will's Grüß — auch gehört dazu ein eigenes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Spitzbubenklima, und da rat' ich dir, reis' du ins Graubündner Land, das ist das Athen der heutigen Gauner.“ Um dieser Stelle willen wurde Schiller beim Herzog verdächtigt, als ob er mit diesen Worten die Bewohner von Graubünden habe vorsätzlich beleidigen wollen, und nun kam es zu einer ernststen und letzten Auseinandersetzung zwischen beiden. Der heftig erregte Fürst entließ den Dichter mit folgenden Worten: „Jetzt geh' Er, und ich sag' Ihm, Er läßt künftig keine andern Schriften mehr drucken als medizinische! Hat Er mich verstanden? Ich sag' Ihm, Er schreibt keine Komödie mehr, bei Amtsentsetzung und Festungsstrafe!“

Das war ein harter Schlag für Schiller. An der Verwirklichung der am Schluß ausgesprochenen Drohung brauchte er nicht zu zweifeln, da er an dem unglücklichen Dichter Schubart, der seit fünf Jahren auf der Bergfeste Hohenasperg im Kerker schmachtete, den deutlichsten Beweis hatte. Es blieb ihm nur ein Mittel übrig, um sich der beengenden Fessel zu entwinden: die Flucht aus Württemberg. Ein treuer Freund, dem er sich anvertrauen konnte, war bald gefunden; er hieß Streicher und war ein junger Musiker, der zu seiner weiteren Ausbildung im Frühling des Jahres 1783 nach Hamburg zu reisen gedachte. In ihm hatte Schiller durch seine „Räuber“ einen begeisterten Anhänger gewonnen. Um des Freundes willen entschloß sich Streicher, schon im Herbst 1782 nach Hamburg überzusiedeln. Nachdem alles im geheimen zur

Flucht vorbereitet war, wurde diese am Abend des 17. September bewerkstelligt. Während der Herzog auf seiner Solitüde ein glänzendes Fest feierte, um hohe fürstliche Gäste zu ehren, fuhren Schiller und Streicher in einem geschlossenen Wagen aus Stuttgarts Toren hinaus und gelangten auch glücklich über die Grenze nach Mannheim. Die Schwester Christophine und die Mutter waren in das Fluchtgeheimnis eingeweiht, der Vater aber nicht, damit er, wenn's nötig sein sollte, mit einem Eide bekräftigen konnte, nichts von der geplanten Flucht seines Sohnes gewußt zu haben.

4. **Dichterleben.** Mit sehr beschränkten Mitteln hatten die beiden Freunde ihre Reise angetreten. Schiller besaß 23 und Streicher 28 Gulden; aber im Koffer lag ein neues Trauerspiel, der „Fiesko“, den der Dichter für die Mannheimer Bühne geschrieben hatte, und für den er ein nettes Sümmdchen einzuheimen hoffte. Dalberg, der Leiter des Mannheimer Theaters, verlangte jedoch eine durchgreifende Umarbeitung, bevor er das Stück aufführen könne, und verweigerte bis dahin jeglichen Vorschuß. Es blieb daher nichts andres übrig, als die gewünschte Änderung vorzunehmen. Um so viel als möglich in stiller Verborgenheit zu leben, begaben sich Schiller und Streicher nach O g g e r s h e i m, einem Dorfe, das eine Stunde von Mannheim entfernt liegt, und nahmen Wohnung in der Herberge „Zum Diehhof“.

Hier hausten sie in einer kleinen Stube, deren Wände einst weiß getüncht gewesen waren. Die zum Teil zerbrochenen Fensterscheiben waren notdürftig mit Papier verklebt und gestatteten dem kalten Novemberwinde freien Zutritt in den Musentempel. Das ganze Mobilier bestand aus einem einfachen Tisch, der mit Klammern an der Wand befestigt war, aus zwei Stühlen, von denen der eine die Lehne bereits eingebüßt hatte, und aus einem altväterlichen Bettgestell in der einen Ecke. Der alte Kachelofen war von mächtiger Größe, desto kleiner dagegen die Portion Feuerung, mit der man ihn speiste. Der Diehhofswirt war kein Freund von Verschwendung. Zur weiteren Ausstattung des Zimmers kam noch ein kleines Klavier, das Streicher aus Mannheim mitgebracht hatte.

Wenn der Abend anbrach und der herbliche Vollmond sein Licht durch die verklebten Scheiben sandte, ging der Dichter oft

mit großen Schritten in dem kleinen Raume auf und ab. Gesenkten Hauptes hing er der Gestaltung der dramatischen Bilder nach, die in seiner Seele auftauchten. Vor seinem Klavier saß Streicher und ließ die vollen Akkorde erklingen. Dann stand Schiller wohl still, um den ermutigenden Klängen zu lauschen, richtete den Kopf auf, wenn ein glücklicher Gedanke gefunden war, und beim matten Schein eines angezündeten Talglichtes wurde schnell zu Papier gebracht, was sich im Innern regte. So entstand der Hauptsache nach — „Kabale und Liebe“, eine neue Tragödie, deren erste Geburtsstätte in der Stuttgarter Kerkerzelle, in der Schiller seinen vierzehntägigen Arrest abbüßte, zu suchen ist. Erst dann, als diese Arbeit bewältigt war, fand er die nötige Ruhe, sich mit der verlangten Umarbeitung des „Fiesko“ zu beschäftigen. Im November reichte er das Stück wieder ein, erhielt es aber mit dem Bemerken zurück, daß es in der vorliegenden Form noch nicht für eine Aufführung geeignet sei. Da war seine Geduld erschöpft. Jetzt ließ er es bei einem Mannheimer Buchhändler im Druck erscheinen, mußte sich aber mit der geringen Vergütung von 55 Talern zufrieden geben. Diese Summe reichte gerade aus, für ihn und Streicher die beim Hauswirt gemachten Schulden zu tilgen. Da erschien ihm in seiner hilfsbedürftigen Lage ein rettender Engel.

Während seines Aufenthaltes auf der Karlschule hatte er die Bekanntschaft einer wohlwollenden Dame, der Frau von Wolzogen, gemacht. Mit ihrem Sohne Wilhelm, der auch die Akademie besuchte, war er befreundet. Als sie von seiner bedrängten Lage hörte, bot sie ihm auf ihrem Gute Bauerbach unweit Meiningen eine sorgenfreie Zufluchtsstätte an, und hierher begab er sich am 7. Dezember 1782. Der Abschied von seinem treuen Streicher wurde ihm schwer. Schiller erzählt später: „Kein Wort kam über unsere Lippen — keine Umarmung wurde gewechselt; aber ein starker, lang andauernder Händedruck war bedeutender als alles, was wir hätten sprechen können.“

In dem einfachen Herrenhause, das im Dorfe Bauerbach lag, lebte Schiller in abgeschlossener Stille unter dem Namen eines „Doktor Ritter“, ähnlich wie Luther einst als „Junker Jörg“ auf der Wartburg. Er beschäftigte sich hauptsächlich

mit „Kabale und Liebe“ und vollendete das Trauerspiel im Februar 1783. Unterdessen hatte Dalberg wieder eine Verbindung mit ihm angeknüpft, derzufolge Schiller sich bereit erklärte, zunächst ein Jahr als Theaterdichter für die Mannheimer Bühne tätig zu sein. Innerhalb dieser Zeit hatte er „Fiesko“, „Kabale und Liebe“ und noch ein drittes Stück zu liefern. Dafür wurde ihm ein festes Gehalt von 300 Gulden jährlich und von jedem Stück die ganze Einnahme einer Auf- führung zugesichert.

Im Frühling 1784 wurden die beiden genannten Tragödien aufgeführt. „Kabale und Liebe“ ward mit einem wahrhaft stürmischen Beifall vom Publikum aufgenommen, wogegen der „Fiesko“ eine weit kühlere Aufnahme fand.

Da unserm Dichter die Stellung eines Theaterdichters an der Mannheimer Bühne auf die Dauer nicht zusagte, folgte er der freundlichen Einladung des Konsistorialrats K ö r n e r in Dresden, des Vaters vom Dichter Theodor Körner, nach Sachsen zu kommen, und siedelte im April 1785 nach Leipzig und im Herbst desselben Jahres nach Dresden über. Unweit dieser Stadt, beim Dorfe L o s c h w i z, besaß Körner einen freundlich gelegenen Weinberg mit einem kleinen Hause darin, das ihm und seiner Familie als Sommeraufenthalt diente. Hier war Schiller zwei volle Jahre sein Gast und beendigte, angeregt und beeinflusst von dem trefflichen Freunde, den bereits in Bauer- bach in Angriff genommenen „Don Carlos“.

Im Sommer 1787 riß er sich schweren Herzens von Körner los und vertauschte Loschwitz mit Weimar, wo er unter dem kunstliebenden, ihm gewogenen Herzog Karl August mehr Aus- sichts auf eine gesicherte Lebensstellung hatte. Mit dem Freunde in Dresden aber unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel.

Als Schiller in Weimar anlangte, schien das sonst so rege geistige Leben fast erstorben zu sein. Goethe weilte in Italien. Der Herzog und seine geistreiche Mutter, die verwitwete Her- zugin Amalia, waren auch abwesend. Dagegen traf Schiller mit Herder und Wieland zusammen, ohne aber mit ihnen einen innigen Verkehr anzuknüpfen.

Den nächsten Sommer verbrachte er in dem kleinen Dorfe D o l k s t e d t, das eine Stunde von Rudolstadt entfernt liegt. Seine Wohnung nahm er im Hause des Lehrers Unbehaun.

Hier zeigt man noch den Besuchern das „Schillerzimmer“ mit daranstoßender Schlafkammer und das einfache Pult, an dem der Dichter schrieb. Die ihm befreundete Familie von Lengefeld in Rudolstadt, aus der verwitweten Mutter und den beiden Töchtern Karoline und Charlotte bestehend, hatte ihm dieses friedliche Dichterheim ausgesucht. In dem anregenden Umgang mit jenen drei Personen verlebte er die glücklichsten Stunden seines Lebens. Die jüngste Tochter Charlotte führte er 1790 als Gattin heim. Als Karoline später die Lebensgeschichte des geliebten Freundes und Schwagers schrieb, gedachte sie des Sommers 1788 mit folgenden Worten: „Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Tagen und Stunden für uns alle. Schiller wurde ruhiger, klarer, seine Erscheinung, wie sein Wesen, anmutiger. — — Meiner Schwester ging neue Lebenshoffnung und Freude im Herzen auf, und ich selbst wendete mich wieder mehr zum wahren Genuß des Lebens im Glück einer Neubeseelenden Freundschaft. Alles, was uns umgab, genoß und teilte diesen freundlichen Zauber.“

Im Lengefeldschen Hause fand im Spätsommer 1788 die erste Begegnung zwischen Schiller und Goethe statt. Die Schwestern hatten sich sehr viel von ihr für eine freundliche Annäherung der beiden großen Männer versprochen, sahen sich aber in ihren Erwartungen getäuscht; denn die Unterhaltung zwischen den beiden Dichtern verlief recht kühl. Schiller schrieb gleich danach seinem Freunde Körner: „Ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden.“

Zu Anfang des neuen Jahres erhielt Schiller, der sich seit längerer Zeit eingehend mit geschichtlichen Studien beschäftigt hatte, durch Goethes Vermittelung das Amt eines Professors der Geschichte an der Universität in Jena. Wie er selbst über diese Beförderung, mit der leider keine feste Jahreseinnahme verbunden war, dachte, geht aus nachstehenden Worten in einem Briefe an Körner hervor: „In der neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen: mancher Student weiß vielleicht mehr Geschichte als der Herr Professor. Goethe sagt mir zwar: „„Durch Lehren lernt man““,

aber die Herren wissen nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir voranzusehen ist.“

Am 26. Mai 1789 hielt er seine erste Vorlesung in Jena. Wohl nie hat ein Professor vor einer so zahlreichen Zuhörerschaft seinen Unterricht begonnen. Der Lehrsaal war gedrängt voll; die Studenten standen sogar im Dorsaal und auf dem Flur bis zur Haustür hin. Schiller erzählt selbst: „Meine Vorlesung machte Eindruck; den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und mir widerfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war: ich bekam eine Nachtmusik, und Divat wurde dreimal gerufen.“

In den Sommerferien verlobte er sich mit Charlotte von Lengefeld, und als der Herzog Karl August ihm ein Jahresgehalt von 200 Talern bewilligt hatte, fand am 20. Februar 1790 in der kleinen Dorfkirche von Wenigenjena bei Jena die Trauung statt.

Für den Dichter hob jetzt eine freudenreiche, glückliche Zeit an. Mit seiner Gattin verband ihn die herzlichste Liebe, und in diesem Sonnenschein arbeitete er mit neuer Schaffenslust, mutete aber dabei leider seiner schwachen Kraft eine zu große Arbeitslast zu. Unter der übergroßen Anspannung seiner Kräfte brach er in den ersten Tagen des Jahres 1791 zusammen. Eine heftige Brust- und Unterleibsentzündung brachte ihn an den Rand des Grabes. Erst gegen Ende des Februar konnte der „kümmerlich Genesende“ wieder „am Stocke herumkriechen“ und dem Freunde in Dresden melden: „Die Pflege war vortrefflich, und es trug nicht wenig dazu bei, mir das Unangenehme der Krankheit zu erleichtern, wenn ich die Aufmerksamkeit und die tätige Teilnahme betrachtete, die von vielen meiner Zuhörer und hiesigen Freunden mir erwiesen wurde. Sie stritten sich darüber, wer bei mir wachen dürfte, und einige taten dies dreimal in der Woche. Der Anteil, den man sowohl hier als in Weimar an mir nahm, hat mich sehr gerührt. Nach den ersten zehn oder zwölf Tagen kam meine Schwägerin von Rudolstadt und ist noch hier, ein höchst nötiger Beistand für meine Lotte, die mehr gelitten hat als ich. Auch meine Schwiegermutter besuchte mich auf acht Tage, und diesem innigen Leben mit meiner Familie, dieser

liebevollen Sorge für mich, den Bemühungen meiner Freunde, mich zu zerstreuen, danke ich größtenteils meine frühere Genesung. Zu meiner Stärkung schickte mir der Herzog ein halbes Duzend Flaschen Madeira.“

Nach einigen Monaten, als er in Rudolstadt verweilte, trat aber ein heftiger Rückfall ein, der ihn wieder dem Tode nahe brachte. Zuweilen wurden die Beine schon ganz kalt, der Puls schwand, und nur die stärksten Reibungen brachten wieder Leben in die Glieder. Als der Arzt endlich erklären konnte, daß die Gefahr vorüber sei, sagte der Kranke mit einem zärtlichen Blick auf Lorette und Karoline: „Es wäre doch schön, wenn wir noch länger zusammenblieben.“

Ein Besuch der heilkräftigen Quellen von Karlsbad in Lottes Begleitung war von wohltätiger Wirkung für ihn, vermochte aber nicht, eine vollständige Genesung herbeizuführen. Die alte Kraft kehrte nie wieder; der Keim des Todes hatte sich eingenistet. Öffentliche Vorlesungen konnte er wegen seiner kranken Brust nicht mehr halten; er mußte sich auf die Erteilung von Unterrichtsstunden in seinem Wohnzimmer beschränken. Zu der Angst um seine geschwächte Gesundheit gesellten sich drückende Nahrungssorgen; denn die Schuldenlast war durch die langwierige Krankheit bedeutend größer geworden und erfüllte ihn mit banger Sorge um die Zukunft.

Da traten unerwarteterweise — zu Deutschlands Beschämung sei es gesagt — zwei edelgesinnte Ausländer als Retter in der Not auf: der Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg *) und der dänische Minister Graf von Schimmelmann. In einem herzlichen Schreiben vom 27. November 1791 boten sie dem kranken Dichter auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von 1000 Talern an, mit völliger Freiheit zu bleiben, wo er wolle, damit er sich von seiner Krankheit vollends erhole. Mit bewegtem Herzen nahm er das großmütige Geschenk an und sagte wieder frischen Lebensmut.

Im Herbst 1792 hatte Schiller die große Freude, seine geliebte Mutter und seine jüngste Schwester, die fünfzehnjährige Nanette, auf mehrere Wochen als Gäste bei sich zu sehen, und im folgenden Sommer unternahm er mit seiner Lotte eine seit

*) der Urgroßvater unserer Kaiserin Auguste Viktoria.

langer Zeit geplante Reise in seine Heimat, ins Schwabenland. Dort wurde ihm am 14. September 1793 sein erster Sohn geboren, dem er den Namen Karl gab.

Mit welchen Empfindungen mag er die altbekannten Stätten in Ludwigsburg und Stuttgart, besonders die Karlschule, wieder betreten haben! Eine wahre Herzensfreude für ihn war es, mit den Freunden früherer Zeit frohe Stunden der Erinnerung zu durchleben. Sein Jugendfreund Wilhelm von Hoven, der jetzt als vielbeschäftigter Arzt in Ludwigsburg lebte, entwarf folgendes Bild vom Dichter: „Sein jugendliches Feuer war gemildert; er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen. An die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit im Anzuge war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses Aussehen vollendeten das Interessante seines Anblicks bei mir und allen, die ihn früher gekannt hatten. Leider war der Genuß seines Umgangs häufig, fast täglich, durch seine Krankheitsanfälle gestört; aber in den Stunden des Besserbefindens — in welcher Fülle ergoß sich da der Reichtum seines Geistes! Wie liebevoll zeigte sich sein weiches, teilnehmendes Herz! Wie sichtbar drückte sich in allen seinen Reden und Handlungen sein edler Charakter aus!“

Mitte Mai 1794 kehrte Schiller wieder nach Jena zurück, und bald danach wurde das Band herzlicher Freundschaft zwischen ihm und Goethe geknüpft, das in seiner gegenseitigen neidlosen Reinheit kaum seinesgleichen hat.

Das Jahr 1796 schlug unserm Dichter zwei tiefe Wunden. Im Frühling starb seine jüngste Schwester Nanette und im Herbst sein Vater, im 73. Lebensjahre. Gleichzeitig mit Nanette erkrankte auch die ältere Schwester Luise, und da der Vater häufig von der Gicht geplagt wurde, hatte die Mutter einen schweren Stand. Da wandte sich Schiller brieflich an seine Schwester Christophine, seine Jugendgefährtin, die in Meiningen verheiratet war, und bat sie dringend, nach Hause zu reisen, um der schwergeprüften Mutter treu zur Seite zu stehen. „Verschlimmert es sich mit der Luise,“ heißt es in dem Briefe — Nanette war bereits gestorben — „oder gar auch noch mit dem lieben Vater, so wäre die arme Mutter ganz und gar verlassen. Der Jammer ist unaussprechlich. Kannst Du es möglich machen, glaubst Du, daß Deine Kräfte es aushalten, so

mache doch ja die Reise dorthin. Was sie kostet, bezahle ich mit Freuden. Dein Gatte könnte Dich ja begleiten, und wenn er es nicht wollte, so lange hierher zu mir kommen, wo ich brüderlich für ihn sorgen würde. Überlege, meine liebe Schwester, daß die Eltern bei solchen Unglücksfällen den gerechten Anspruch auf kindliche Hilfe haben! Gott — warum bin ich jetzt nicht gesund — und so gesund, als ich es bei der Reise vor drei Jahren war! Ich hätte mich durch nichts abhalten lassen, hinzueilen. Aber, daß ich über ein Jahr fast nicht aus dem Hause gekommen, macht mich so schwächlich, daß ich entweder die Reise nicht aushalten oder doch selbst krank bei den guten Eltern hinfallen würde. Ich kann leider nichts für sie tun als mit Geld helfen, und Gott weiß, daß ich das mit Freuden tue.“

Schiller hatte sich in seiner Schwester nicht getäuscht; sie reiste sofort hin und unterstützte die Mutter in der Krankenpflege. Am 7. September verschied der Vater in den Armen seiner Gattin.

Das Jahr 1797 war für die beiden Dichtersfreunde das „Balladenjahr“. Schiller schrieb: den „Taucher“, den „Handschuh“, den „Ring des Polykrates“, den „Ritter von Toggenburg“, die „Kraniche des Ibykus“ und den „Gang nach dem Eisenhammer“. 1798 erschienen: „Der Kampf mit dem Drachen“ und „Die Bürgschaft“. 1801 entstand „Hero und Leander“ und 1803 „Der Graf von Habsburg“. 1799 vollendete er das herrliche „Lied von der Glocke“, eine einzig in ihrer Art dastehende Dichtung, zu der 1788, als er oft nach einer Lockengießerei bei Rudolstadt spazierte, der Plan entstand.

Im Frühling 1799 wurde nach mehrjähriger Arbeit und nach mancher Besprechung mit Goethe das großartige Drama „Wallenstein“ fertig, von dem dieser sagt, daß „in seiner Art zum zweitenmal nichts Ähnliches vorhanden ist“. Die glanzvolle Aufführung des Stückes auf der neu eingerichteten Weimarer Bühne rief einen wahren Sturm der Begeisterung hervor; man sprach in den nächsten acht Tagen über nichts anderes als über den „Wallenstein“.

Um in unmittelbarer Nähe einer guten Bühne und seines großen Freundes zu sein, und um den Wünschen seiner Ärzte nachzukommen, die ihm aus Gesundheitsrücksichten einen Wohnortswechsel empfahlen, siedelte Schiller am 3. Dezember

1799 nach Weimar über, worüber hier große Freude herrschte. Der Herzog erhöhte sein Gehalt von 200 auf 400 Taler jährlich.

Von nun an erschien fast jedes Jahr ein neues Drama: 1800 „Maria Stuart“, 1801 „Die Jungfrau von Orleans“, 1803 „Die Braut von Messina“, 1804 „Wilhelm Tell“. Als Goethe zum erstenmal „die Jungfrau“ gelesen hatte, schickte er dem Dichter das Trauerspiel mit den Worten zurück: „Es ist so brav, gut und schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß.“

Als es am 17. September 1801 zum erstenmal, und zwar in Leipzig, auf den Brettern erschien, reiste Schiller in Körners Begleitung hin zur Aufführung. Das Theater war zum Erdrücken voll. Nach Beendigung des ersten Aktes brachen die Zuschauer in ein jubelndes: „Es lebe Friedrich Schiller!“ aus, und Pauken und Trompeten fielen schallend ein. Um 11 Uhr war die Vorstellung beendet. Langsam kam die Menschenmenge zur Tür heraus und füllte weithin die Straße. Ziemlich zuletzt erschien der Dichter. Freudig erregt ging er die Schauspielhaustreppe hinab. Da trat die Menge ehrerbietig auseinander; alle Häupter entblöhten sich, und hochbeseelt schritt Schiller durch die schweigenden Reihen seiner Verehrer hin. Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe und flüsterten ihnen zu: „Seht, der ist es!“

Auf die süße Lust in Leipzig folgte im nächsten Frühling ein bitteres Leid: des Dichters zärtlich geliebte Mutter starb. Sie hatte noch die große Freude erleben dürfen, ihren Friß in seinem Ruhmesglanze zu sehen. Der letzte Brief der Verewigten an ihren Sohn hatte über dessen kindliche Pflichterfüllung das schöne Zeugnis abgelegt: „Deine so große Liebe und Sorgfalt für mich wird Gott mit tausendfachem Segen lohnen. Ach, so gibt es keinen Sohn in der Welt mehr!“ An seine beiden Schwestern Christophine und Luise schrieb Schiller nach dem Tode der Mutter: „Und so sind sie denn beide hingegangen, unsere teuren Eltern, und wir drei sind nun allein übrig. Laßt uns einander desto näher sein!“

Eine herzliche Liebe verband ihn mit den Seinen. Zu Hause gab er sich in Stunden der Erholung ganz den harmlosen Familienfreuden hin. Manchmal fand man ihn, mit seinen

Kindern spielend, auf Händen und Füßen im Zimmer umherkriechend.

1804, als sein „Tell“ erschien und überall mit lebhaftem Beifall aufgeführt wurde, unternahm er eine Reise nach Berlin. Hier kam man ihm mit „allgemeiner Bewunderung, begeisterter Anerkennung und herzlicher Teilnahme“ entgegen. Friedrich Wilhelm III. und die edle Königin Luise erzeigten ihm persönlich ihre Verehrung und machten ihm das großartige Anerbieten, wenn er sich in Berlin niederlassen wolle, solle er ein Jahresgehalt von 3000 Talern und den Gebrauch einer Hofequipage genießen. Er fühlte sich durch diesen Antrag hochgeehrt, lehnte aber, wie seine Schwägerin Karoline von Wolzogen sagt, aus „großer Bescheidenheit“ das glänzende Anerbieten ab. Karl August erhöhte insolgedessen sein Gehalt auf 800 Taler.

5. Schillers Tod. Das Jahr 1805 war angebrochen. Schiller beschäftigte sich seit längerer Zeit wieder mit einer neuen Tragödie, dem „Demetrius“, der aber leider ein Bruchstück geblieben ist. Unterleibskrämpfe und Brustschmerzen traten mit vermehrter Heftigkeit auf. „Ich mußte mir Gewalt antun,“ schrieb er an Goethe, „jetzt aber bin ich im Zuge“. Seiner Hand sollte jedoch in kürzester Frist durch den Todesengel die Feder für immer entzogen werden. Sichtlich schwanden seine Kräfte dahin. Am 29. April war er zum letztenmal im Theater.

Von Todesahnungen ergriffen, verlangte er am Morgen des 8. Mai nach seinem jüngsten Kinde. Als man es gebracht hatte, nahm er dessen Hand in die seinige, schaute es lange mit tiefer Wehmut an, küßte es dann unter lautem Weinen und gab durch Winken zu verstehen, daß man es entfernen möge. Er hatte Abschied genommen von seinem Liebling.

Abends, als der Tag sich neigte, bat er die Schwägerin, den Vorhang zu öffnen, da er die Sonne gern sehen wolle. Freundlichen Blickes schaute er in den schönen Abendhimmel hinaus, und die sinkende Sonne empfing seinen Scheidegruß.

Am andern Morgen trat Besinnungslosigkeit ein. In wilden Fieberphantasien beschäftigte sich der Sterbende mit den Gestalten seines „Demetrius“. Der rastlose Geist wollte das letzte Lebenswerk nicht fahren lassen. Als Lotte seinen ge-

sunkenen Kopf in eine bequemere Lage bringen wollte, blickte der Todkranke auf, erkannte sie, lächelte und drückte ihr die Hand. Sein Auge hatte den Ausdruck der Verklärung. Gegen 6 Uhr abends zuckte es wie ein elektrischer Schlag über seine Züge; dann sank das Haupt zurück, und auf dem Antlitz lag die Ruhe des Todes — Friedrich Schiller, der edle Dulder, hatte ausgerungen!

Goethe war schon seit längerer Zeit leidend und mußte das Zimmer hüten. Niemand wagte es, ihm die Todesbotschaft zu bringen. Ein Freund, der ihn besuchte, wurde herausgerufen, ging aber nicht wieder hinein, als er die Trauerkunde empfing. Die bange Stille, die im Hause herrschte, ließ Goethe etwas Schlimmes ahnen. „Ich merke schon,“ sagte er, „Schiller muß sehr krank sein.“ In der Nacht hörte man ihn weinen. Am Morgen sagte er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?“ Die Angeredete brach in Tränen aus. „Er ist tot?“ fragte Goethe mit Heftigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen,“ lautete die Antwort. „Er ist tot,“ wiederholte er und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

6. Das Begräbniß. In Weimar war es Sitte, daß die Handwerkerzünfte die Leichen nach der letzten Ruhestätte trugen, und zwar meistens in der Nacht. Begräbniße am Tage fanden selten statt; das geschah nur, wenn dem Gestorbenen eine besondere Auszeichnung zuteil werden sollte, und da die Stadt Weimar nicht schnell genug erkannte, was sie dem großen Toten — im Namen des deutschen Volkes — schuldig war, so wurde die gewöhnliche Begräbnißweise für die Nachtzeit angeordnet. Die Schneiderinnung sollte den Sarg tragen, und die Nacht zwischen dem 11. und 12. Mai wurde für den letzten Gang bestimmt. Aber auf Anregung eines Freundes des Dichters, des nachmaligen Bürgermeisters Schwabe, vereinigten sich 20 junge Männer, Gelehrte, Künstler und Beamte, zu diesem Liebes- und Ehrendienst. Ein Sohn des Bürgermeisters hat aus dem handschriftlichen Nachlaß seines Vaters folgende wahrheitsgetreue Beschreibung der Bestattung des Dahingegangenen veröffentlicht. „Still und ernst begab sich nach Mitternacht der kleine Zug von Schwabes Wohnung nach Schillers Haus. Es war eine mondhele Mainacht; nur einzelne

Wolken verhüllten bisweilen den Mond. Still war das Totenhaus; nur aus einem Zimmer tönte dumpfes Weinen und Schluchzen. Während die Freunde die Treppe hinab vorangingen, wurde der Sarg hinuntergetragen und vor der Haustür von ihnen aufgenommen. Kein Mensch war vor dem Hause oder in den Straßen; tiefe, lautlose Stille herrschte in der Stadt. So ging der Zug durch die Esplanade, über den Markt und durch die Jakobsgasse nach dem alten Kirchhofe vor der St. Jakobskirche. Gleich rechts am Eingange befindet sich noch jetzt das sogenannte Kassengewölbe, vor dessen Tür die Träger die Bahre mit dem Sarge niedersetzten. Hell durchbrach in diesem Augenblicke der Mond die verhüllenden Wolken und übergieß mit seinem Lichte den Sarg des Dichters. Gleich darauf verbarg sich die Lichtscheibe wieder hinter den rasch am Himmel dahineilenden Wolken, und hörbar rauschte der Wind über Dächer und Bäume dahin. Nun öffnete sich die Pforte des düstern Gewölbes. Der Totengräber und seine drei Gehilfen nahmen den Sarg auf und trugen ihn hinein, öffneten eine Falltür, und der teure Tote wurde an Seilen in die unterirdische, von keinem Lichtstrahl erhellte Gruft hinabgesenkt. Die Falltür ward wieder niedergelassen und dann das äußere Tor des Grabgewölbes wieder verschlossen. Kein Trauergesang, kein dem Andenken des eben Begrabenen geweihtes Wort unterbrach die Stille der Mitternacht. Still wollten sich die Männer des Trauergeleites vom Kirchhof entfernen, als sie eine hohe, in einen Mantel tief verhüllte Männergestalt bemerkten, die zwischen den dem Kassengewölbe nahen Grabhügeln hin und her wandelte und durch Gebärden und lautes Schluchzen ihre innige Teilnahme an dem eben hier Vollbrachten zu erkennen gab.“

Dieser Trauernde war Schillers Jugendfreund und Schwager Wilhelm von Wolzogen. Er war auf einer Rückreise von Leipzig, als er unterwegs die traurige Nachricht vom Tode des Dichters erhielt. Schnell warf er sich auf ein Roß und erreichte Weimar noch gerade zur rechten Stunde, um sich dem kleinen Leichenzug anschließen zu können.

Seit dem Jahre 1827 ruhen Schillers Gebeine in der Fürstengruft zu Weimar. Neben seinem Sarge steht der seines Freundes Goethe. Auf den beiden gleichen, braungebeizten

Eichenholzsärgen der Dichter liest man in schmucklosen Metallbuchstaben die beiden Namen Goethe und Schiller.

B. 1. Lyrische Dichtungen. Rein lyrische Gedichte, wie wir sie in großer Zahl bei Goethe finden, treffen wir bei Schiller selten. Eigene Erlebnisse erregten diesem nicht in so hohem Grade das Gemüt wie jenem. In der Regel haben Schillers lyrische Gedichte ihre Quelle in philosophischen Studien. Sie sind das Ergebnis nachhaltiger Gedankenarbeit und stellen sich dar als eine eigenartige Mischung von Gedanken und Empfindungen. Darum hat man seiner Lyrik auch den bezeichnenden Namen *Gedanken-Lyrik* gegeben. In den lyrischen Erzeugnissen der ersten Periode (1780—1782), der Sturm- und Drangperiode des Dichters, tritt uns eine erregte Leidenschaftlichkeit entgegen, die wie in den „Räubern“ oft ins Form- und Ziellose hinauschießt. Man lese beispielsweise: „Laura am Klavier“, „Die Größe der Welt“ und die „Elegie auf den Tod eines Jünglings“. Die zweite Periode (1785—1794) wird eingeleitet durch das Lied „An die Freude“. Der Ton wird ruhiger, die Sprache edler, die Phantasie maßvoller. Lesen: „Resignation“. Die schönsten Lieder gehören der dritten Periode an (1794—1805). Sie stammen aus der Zeit des Zusammenwirkens mit Goethe. Über diese lyrischen Gedichte urteilt Vilmar: „Deutschland wird ihrer dann noch eingedenk bleiben, wenn andre Sterne und andre Sonnen an seinem Dichterkhimmel aufgegangen sein werden.“ Im Mittelpunkt dieser unvergänglichen Dichtungen steht das herrliche „Lied von der Glocke“, das nach W. v. Humboldt „alle Vorfälle des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens durchläuft, die aus jedem entspringenden Gefühle ausdrückt und dies alles symbolisch immer an die Töne der Glocke heftet.“ Neben der „Glocke“ steht poetisch ebenbürtig „Der Spaziergang“, in dem Schiller einen Überblick über die Kulturentwicklung der Menschheit gibt. W. v. Humboldt sagt von diesem Gedicht: „Den großen Inhalt der Weltgeschichte, die Summe und den Gang alles menschlichen Beginns, seine Erfolge, seine Gesetze und sein letztes Ziel, alles umschließt es in wenigen, leicht zu überschenden und doch so wahren und erschöpfenden Bildern.“ Zu den bekanntesten lyrischen Gedichten der dritten Periode gehören: „Sehnsucht“, „Der Pilgrim“, „Des Mädchens Klage“, „Der Jüngling am Bache“, „Berglied“, „Der Alpenjäger“, „Das Mädchen aus der Fremde“, „Hoffnung“ und „Die Worte des Glaubens“.

2. Epische Dichtungen — Balladen. Unter Schillers epischen Dichtungen stehen die Balladen obenan. Sie gehören alle der dritten Periode an und sind unter Goethes anregendem Einfluß entstanden. Jede Ballade hat einen bestimmten sittlichen Grundgedanken, der in lebendigen Beispielen zur Anschauung gebracht wird. Die Darstellung ist dramatisch belebt und reich an poetischen Schönheiten. Im „Taucher“ zeigt er, wie Ehrgeiz und Liebe zu kühner, unerhörter Tat treiben. Wer aber, wie der Taucher, die von Gott gesetzten

Schranken durchbricht, stürzt sich ins Verderben. Darum die Mahnung des Dichters:

„Und der Mensch versuche die Götter nicht
und begehre nimmer und nimmer zu schauen,

was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!“

„Der Handschuh“ lehrt: wer mit der Liebe ein kaltherziges Spiel treibt und damit das heiligste Gefühl der Menschenbrust verletzt, empfängt seine wohlverdiente Strafe. Die altgriechische Anschauung von dem Neide der Götter ist der Grundgedanke im „Ring des Polykrates“. Schiller sagt:

„Mir grauet vor der Götter Neide;
des Lebens ungemischte Freude
ward keinem Irdischen zuteil.“

Und:

„Noch keinen sah ich fröhlich enden,
auf den mit immer vollen Händen
die Götter ihre Gaben streun.“

„Die Kraniche des Ibykus“ weisen hin auf das geheimnisvolle Walten der strafenden göttlichen Gerechtigkeit. „Der Gang nach dem Eisenhammer“ ruft uns zu: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“ Im „Kampf mit dem Drachen“ verherrlicht Schiller die demütige Unterwerfung des eignen Willens unter das Gesetz. Demütige Selbstverleugnung ist der Prüfstein eines wahren Christen.

„Sich selbst bekriegen ist der schwerste Krieg;
sich selbst besiegen ist der schönste Sieg.“ F. Logau.

„Die Bürgschaft“ ist das Hohelied der Freundestreue. „Der Graf von Habsburg“ lehrt, daß die Dichtkunst göttlichen Ursprungs ist und die hohe Aufgabe hat, fromme, demutsvolle Gesinnung, edle Taten und das wunderbare Walten der Vorsehung zu preisen.

3. **Dramatische Dichtungen.** Bei Goethe ist bereits hervorgehoben, daß Schiller ein Meister in der Zeichnung männlicher Charaktere ist. Er ist aber noch mehr, nämlich der König unter den deutschen Dramatikern. „Alle seine Dramen sind reich an Handlung, farbenprächtig in der Darstellung und ergreifend durch die Tiefe der Gedanken und die Erhabenheit der Gesinnung.“ (Wpß.) Mit Vorliebe nahm er seine dramatischen Stoffe aus der Geschichte. Hier fand er hochragende Personen, starke Charaktere, das Walten der göttlichen Weltordnung und den Sieg der sittlichen Ideen. Und das war es, was er für seine Tragödien, in denen seine Dichtergroße gipfelt, nötig hatte.

Denn nur der große Gegenstand vermag
den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.
Im engen Kreis verengert sich der Sinn;
es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.“
(„Wallenstein“.)



10. Gottfried August Bürger.

1747—1794.

A. 1. Jugendleben. Gottfried August Bürger wurde am 31. Dezember 1747 zu *Molmerswende* am Unterharz geboren. Sein Vater war Prediger. Unser Dichter zeigte in seiner Jugend nur einen geringen Lerneifer. In seinem zehnten Jahre konnte er kaum lesen und schreiben, und die weiche Hand des Vaters wußte keinen Wandel zu schaffen. Härter war die Hand des Großvaters in *Aschersleben*, der den zwölfjährigen Knaben zu sich nahm und ihn in *Aschersleben* die Schule besuchen ließ. Aber auch hier machte er seinen Lehrern nicht viel Freude. Am eifrigsten übte er sich in der Kunst, Verse zu schmieden. Durch Spottgedichte suchte er sich an Lehrern und Schülern für Strafen und Neckereien zu rächen. Die Folge davon war, daß der Großvater ihn aufs *Gymnasium*

in Halle senden mußte. Hier studierte er auch nach seinem Abgang Ostern 1764 Theologie, aber gegen seine Neigung, auf des Großvaters Wunsch. Sein Vater starb in demselben Jahre, und der Großvater nahm jetzt die Mutter mit ihren Kindern ins Haus. Bürger führte als Student ein sehr leichtsinniges Leben, so daß der Großvater sich veranlaßt sah, ihn von der Hochschule fortzunehmen. Als er jedoch Besserung gelobte, ließ der Großvater ihn in Göttingen Rechtswissenschaft studieren. Eine Zeitlang führte Bürger dort ein regelmäßiges, arbeitsames Leben; dann aber fiel er wieder Verführern in die Arme und wurde zum zweitenmal der Genosse wüster Gesellen. Da zog sein Großvater die unterstützende Hand von ihm zurück und überließ ihn seinem Schicksal. Wider alles Erwarten raffte sich Bürger auf, verließ des Lasters Bahn und brachte durch eisernen Fleiß Ordnung in seine zerrütteten Verhältnisse. Ein Freund (Boie) verschaffte ihm nach beendigtem Studium die Stelle eines Justizamtmanns in Altengleichen. Der Großvater söhnte sich wieder mit ihm aus, bezahlte seine Schulden und schloß die erforderliche Bürgschaftssumme vor.

2. Mannesleben. Im Jahre 1774 verheiratete sich Bürger. Bald nachher trafen ihn schwere Vermögensverluste, theils verschuldete, theils unverschuldete. Ein Freund z. B. veruntreute eine größere, ihm anvertraute Summe. Da kam Bürger auf den törichtesten Einfall, durch die Pachtung eines Landgutes seine Vermögensverhältnisse wieder zu bessern. Weil er aber nichts von der Landwirtschaft verstand und sich deshalb auf fremde Leute verlassen mußte, verlor er in einigen Jahren sein ganzes, vom Schwiegervater ererbtes Vermögen. Seine Stelle als Justizamtmann gab er im Jahre 1784 auf, und in demselben Jahre starb auch seine Frau. Ein Jahr später heiratete er deren Schwester, die oft von ihm besungene „Molly“, die ihm aber schon im nächsten Jahre durch den Tod entrisen wurde. Dieser Schlag traf ihn so hart, daß er von nun an nicht wieder zu voller Geistesheiterkeit und alter Schaffenskraft gelangte. Er lebte als Doktor der Philosophie und unbesoldeter außerordentlicher Professor in Göttingen. Der Wunsch, seinen drei Kindern wieder eine Mutter zu geben, bewog ihn, sich im Jahre 1790 zum drittenmal zu verheiraten, diesmal mit einem schwäbischen Mädchen, namens Elise Hahn, das ihm, begeistert

durch seine Gedichte, in Versen Herz und Hand anbot. Diese voreilig geschlossene Ehe machte ihn höchst unglücklich; sie mußte schon nach zwei Jahren gerichtlich geschieden werden. Geistig und leiblich gebrochen, führte Bürger ein Leben, das reich an Entbehrungen und Verdrießlichkeiten war. Besonders schmerzte ihn eine ungünstige Beurteilung seiner Gedichte aus Schillers Feder. Durch Übersetzungsarbeiten, die nur einen kärglichen Gewinn abwarfen, mußte er sich gegen den Hunger schützen. Am 8. Juni 1794 erlöste ihn der Tod von seinem jammervollen Dasein.

B. 1. Göttinger Dichterbund. Bürger hatte sich einem Dichterkreise angeschlossen, den man den „Göttinger Dichterbund“ oder den „Hainbund“ nennt. An der Spitze stand Johann Heinrich Voß (1751—1826), der später Rektor in Eutin war und sich durch seine Verdeutschung der „Iliade“ und der „Odyssee“ (zweier Werke des griechischen Dichters Homer), durch seine „Luise“ und seinen „siebzigsten Geburtstag“ einen geachteten Namen in der deutschen Literatur erworben hat. Der Stiftungstag des Hainbundes ist der 12. September 1772. Voß berichtet über diesen Tag in einem Briefe an seinen Freund Brückner folgendes: „Die beiden Millers, Hahn, Höltn, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, saßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unsern Urteilen gegeneinander zu beobachten und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durchs Los zum Ältesten gewählt. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begeh'n.“ Einige Monate später (im Dezember) traten auch die beiden Grass zu Stolberg dem Bunde bei. Nicht eigentliche Mitglieder, sondern nur Freunde des Bundes wurden Bürger und Claudius. Jeden Sonnabend versammelten sich die Hainbündler, um gemeinschaftlich Klopstocks „Oden“ und Abschnitte aus seinem „Messias“ zu lesen; denn für Klopstock hatten sie eine schwärmerische Verehrung. Neue Erscheinungen der Literatur wurden gelesen und geprüft. War diese gemeinsame Arbeit beendet, dann lasen sie ihre eigenen poetischen Erzeugnisse vor, die scharf beurteilt und „geseilt“ wurden. Die für gut befundenen Gedichte trugen sie in ein „Bundesbuch“ ein, das

später veröffentlicht werden sollte, aber nie erschienen ist. Schon nach zweijährigem Bestande löste sich der Bund auf, da die Mitglieder nach allen Richtungen der Windrose zerstreut wurden. Der Name „Hainbund“ soll nach allgemeiner Annahme an den Eichenhain erinnern, in dem der Bund gestiftet wurde. Richtiger dagegen ist wohl folgende Namenerklärung: Daß hat die Bezeichnung „Hainbund“ zuerst angewandt, und zwar in einer Lebensbeschreibung seines Freundes Hölty. Dabei erinnerte er sich des Ausdrucks „Hain“-Bund, mit dem Klopstock einst die ihm befreundeten jugendlichen Dichter in Göttingen grüßen ließ.

2. **Balladen.** Bürger ist der hervorragendste Dichter des Hainbundes. Er bemühte sich, Herders Forderung nach Volkstümlichkeit in seinen Dichtungen zu verwirklichen. Seine Meisterschaft erreichte er in seinen Balladen, die in ihrer volkstümlichen Sprache und ihrer dramatischen Lebendigkeit einen Ehrenplatz in unserer Literatur einnehmen. Die schönste Ballade ist „Lenore“, die er im Jahre 1773 schrieb und ein Jahr später im Göttinger Musenalmanach erscheinen ließ. Als die Ballade fertig war, schrieb er an seinen Freund Boie: „Gottlob, nun bin ich mit meiner unsterblichen „Lenore“ fertig! Das ist Dir ein Stück, Brüderle! Keiner, der mir nicht erst seinen Bagen gibt, soll's hören. Ist's möglich, daß Menschensinne so etwas Köstliches erdenken können? Ich staune mich selber an und glaube kaum, daß ich's gemacht habe. Ich zwicke mich in die Waden, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träume.“ Aber nicht nur der entzückte Dichter, sondern auch viele Zeitgenossen ergingen sich in Lobpreisungen über die herrliche Ballade. August Wilhelm Schlegel schreibt: „Lenore“ würde Bürger, wenn er sonst nichts gedichtet hätte, allein die Unsterblichkeit sichern. Sie bleibt immer sein Kleinod, der kostbare Ring, wodurch er sich der Volkspoesie, wie einst der Doge von Venedig dem Meere, für immer antraute.“

Zu Bürgers bekanntesten Balladen gehören außerdem „Das Lied vom braven Mann“ und „Der wilde Jäger“. Gern gelesen wird sein humorvolles Gedicht „Der Kaiser und der Abt“.



II. Matthias Claudius.

1740—1815.

A. 1. Jugendjahre. Matthias Claudius wurde am 15. August 1740 als Sohn eines Predigers in dem holsteinischen Flecken Reinfeld, zwei Meilen südwestlich von Lübeck, geboren. Der Großvater und der Urgroßvater hatten auch dem geistlichen Stande angehört. Kein Wunder, daß darum in dem kleinen Matthias ebenfalls der Wunsch erwachte, dereinst die Kanzel zu besteigen. Schon als kleiner Junge erprobte er, auf einem Schemel hinter des Vaters Stuhl stehend, seine Rednergabe. In dem schön gelegenen holsteinischen Städtchen Plön besuchte er das Gymnasium und begab sich dann im Herbst des Jahres 1759 nach Jena, um dort gleichzeitig mit seinem älteren Bruder Josias Theologie zu studieren. Es stellte sich jedoch bald

heraus, daß seine zarte Gesundheit nicht für den erwählten Beruf ausreichte. Er bekam Blutspeien und durfte darum nicht predigen. „So ging es ihm denn“, sagt ein Schriftsteller, „wie vor ihm dem frommen Gellert, der aus demselben Grunde auf den geistlichen Stand verzichten mußte, aber dann, anstatt Lehrer und Prediger einer kleinen Gemeinde, Lehrer und Prediger für die ganze deutsche Nation geworden ist.“

Claudius widmete sich nun der Rechtswissenschaft und trieb nebenbei mit allem Eifer das Studium der fremden Sprachen. Als er die Universität verließ, sprach er Lateinisch, Griechisch, Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch, Holländisch, Dänisch und Schwedisch.

2. **Gute Freunde.** Nach Vollendung seiner Studien verweilte Matthias noch einige Wochen im Elternhause und reiste dann nach Kopenhagen, wo er die Stelle eines Sekretärs beim Grafen Holstein angenommen hatte. Hier ward er mit dem hochgefeierten deutschen Dichter Klopstock bekannt, der mit seiner Begeisterung für alles Erhabene, für Gott, Tugend und Vaterland einen tiefen Eindruck auf ihn machte und ihn für immer an sich fesselte. Ungeachtet des bedeutenden Unterschiedes nach Alter (Klopstock war 1724 geboren) und Stellung knüpfte sich ein inniges Freundschaftsband, das fürs ganze Leben hielt. Durch Klopstock trat Claudius auch zu den Gliedern des Göttinger Dichterbundes — Voß, Höltz und den beiden Grafen Stolberg — in nähere Beziehung und lieferte auf sein Anraten Beiträge zu dem von Voß herausgegebenen „Göttinger Musen-Almanach“. Die Beiträge fanden allseitigen Beifall, so daß er die Einladung erhielt, sich als Mitarbeiter an dem in Hamburg erscheinenden Blatte „Adreßkomptoir-Nachrichten“ zu beteiligen. Er nahm das Anerbieten an und siedelte nach Hamburg über.

Hier wirkte damals Lessing als Theaterdichter und brachte auf der Hamburger Bühne seine Meisterwerke „Minna von Barnhelm“ und „Emilia Galotti“ zum ersten Male vor das deutsche Publikum. Claudius war entzückt. Über eine Aufführung von „Minna von Barnhelm“, der er beiwohnte, äußerte er: „Mir war den ganzen Abend das Herz so groß und so warm — ich hatte einen so heißen Durst nach edlen Taten — ja, ich glaube wahrhaftig, wenn man solche Leute oft sähe, man

könnte endlich selbst rechtschaffen und großmütig mit ihnen werden.“ Durch Vermittelung eines Freundes gelang es ihm, mit dem großen Dichter in persönlichen Verkehr zu treten. Mit dankbarer Verehrung blickte er zu ihm empor. „Ich habe Herrn Lessing auch gekannt,“ schreibt er einmal; „ich will mich nicht rühmen, daß der große Mann mein Freund gewesen, aber ich war und bleibe der seinige, solange ich atme.“

Und noch einen schätzenswerten Freund gewann Claudius in Hamburg, den berühmten Herder, der im Februar 1770 nach Hamburg kam und dort mehrere Wochen verweilte in regem Verkehr mit Lessing und seinen Freunden. Wie herzliches Wohlgefallen Herder an Claudius fand, geht aus folgenden Zeilen an Gleim hervor: „Einen wahren Freudentag habe ich mit Claudius gehabt, dem reinsten, besten Menschen, den ich fast gekannt habe. Noch nie habe ich gewünscht, mit einem Menschen zusammen zu leben, wie ich's mit Claudius wünsche.“ Und an Merck schreibt er: „Das Beste, was ich seit meinem Hiersein Neues aus der schönen Literatur gelesen, sind einige fliegende Blätter von meinem Freunde Claudius, ohne Gelehrsamkeit, aber was mehr ist, für gewisse Silbersaiten des Herzens, die selten jemand so zu rühren versteht wie er.“

Als Herder 1778 eine Sammlung der besten Volkslieder herausgab, fand das schöne „Abendlied“ von Claudius: „Der Mond ist aufgegangen“ auch Aufnahme, und zwar mit der ausdrücklichen Bemerkung: „Um einen Wink zu geben, welches Inhalts die besten Volkslieder sein und bleiben werden.“

3. Häusliches Glück und häusliche Sorgen. Die Stellung, die Claudius als Mitarbeiter an dem erwähnten Blatte einnahm, sicherte ihm leider keine auskömmliche Einnahme. Nahrungssorgen zwangen ihn, sich nach einer andern Beschäftigung umzusehen. Sehr erwünscht kam ihm daher das Anerbieten des Buchhändlers Bode, die verantwortliche Leitung eines Wochenblattes zu übernehmen, das dieser unter dem Titel „Der Wandsbeker Bote“ herausgeben wollte. Neujahr 1771 sollte die Zeitschrift zum ersten Male erscheinen. Claudius übernahm das ihm angetragene Amt und vertauschte in den letzten Tagen vor Neujahr die geräuschvolle Großstadt mit dem eine Stunde davon entfernten stillen Flecken Wandsbek, der ihm eine zweite Heimat und durch ihn weltberühmt ge-

worden ist. Unter dem Namen „Wandsbeker Bote“ lebt Claudius noch heute im Munde des deutschen Volkes.

In dem neuen Wohnorte fand er auch in seiner *Rebekka*, einer einfachen Zimmermannstochter, das Glück seines Lebens. Die Freunde des Hauses schildern sie in ihren Briefen als eine der liebenswürdigsten und vortrefflichsten Frauen, fromm, anspruchslos, dabei klug und voll heitern Lebensmutes und von überaus anmutigem Äußern. Mit ihr und seinen acht Kindern führte Claudius in bescheidenen Verhältnissen ein glückliches Familienleben. Ein Freund des Dichters erzählt: „Vor oder nach dem Essen nimmt Claudius seinen Hakenstock, und wir gehen dann in dem Wäldchen spazieren, das er so schön besungen hat. Wenn seine Haare dabei unfrisiert und ungepudert sind, so kümmert ihn das wenig. Seine Gespräche sind immer erhebend. Mich freuen und belehren oft die Fragen der Kinder, die immer mit uns sind, und denen der Vater alles erklärt. Sie hängen mit Liebe und Ehrfurcht an ihm und beweisen, selbst die erwachsenen, einen so unbedingten Gehorsam, daß ich oft staune, um so mehr, als Claudius sie durch seine Scherze und Sprünge oft zu schallendem Gelächter reizt. Wenn wir uns in der Wohnstube zum Mittag- oder Abendessen versammeln, steht jeder bei seinem Stuhle, und Claudius spricht langsam und feierlich: „Die Speise gesegne uns unser Vater im Himmel!“ Nach einer kleinen Pause setzt sich dann alles zu Tische. Nach dem Essen erhebt er sich zuerst und spricht: „Der Name des Herrn sei gelobt und gebenedeit in Ewigkeit!“ Mutter und Kinder küssen dann den Vater und danken ihm.

Neulich sahen wir eine Weile den Spielen der kleineren Kinder zu. „Sehen Sie“, sagte Claudius, „die Kinder sind wie Affen; sie machen alles nach. Es ist gewiß die Hauptregel einer guten Erziehung, daß die Kinder nur Gutes sehen.“

Den Unterricht an seine Kinder erteilte Claudius ausschließlich selbst; denn in dem kleinen Wandsbek gab es nur wenig Gelegenheit zum Lernen. Weil er aber außerdem fortwährend schriftstellerisch tätig sein mußte, um den Lebensunterhalt zu erwerben, so lag eine übergroße Arbeitslast auf seinen Schultern. Der Ertrag aus dem „Wandsbeker Boten“ entsprach nicht den Erwartungen, trotzdem Männer wie Goethe

und Herder die Wochenschrift durch ihre Beiträge unterstützten. Des Lebens Sorge und Noth blickten oft durchs Fenster, und Schmalhans war nicht selten Küchenmeister, besonders als der Kindersegen sich mehrte. Es berührt schmerzlich, wenn man liest, wie Herder an Gleim in Halberstadt, den hilfsbereiten Freund notleidender Dichter, schrieb: „Claudius ist noch immer unverorgt und darbt. Ich klopfe für ihn bei Ihnen an. Mich dünkt, Sie könnten ihm helfen und wollen es gewiß. Er ist der beste, lauterste Mensch unter der Sonne, besitzt eine wahrhaft seltene Kenntniss nicht nur der alten, sondern aller lebenden Sprachen — und muß darben! Eine Sekretärs- oder ungeschuldige Rechnungsführerstelle wäre hinreichend, nur keine solche, wo Staatslügen oder glänzender Betrug erforderlich sind!“

In jener sorgenschweren Zeit starb des Dichters Vater, dem er folgenden schlichten, aber tiefempfundenen Nachruf widmete:

1. „Friede sei um diesen Grabstein her,
sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
einen guten Mann begraben,
und mir war er mehr!

2. Träufte mir von Segen, dieser Mann,
wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
was er mir getan.

3. Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
düft' um sein Gebein!

4. Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr,
freundlich wird erwecken. — Ach, sie haben
einen guten Mann begraben,
und mir war er mehr!“

Anfang April 1776 siedelte Claudius mit seiner Familie nach Darmstadt über, wo er zum Ober-Landeskommissarius mit 800 Gulden Gehalt ernannt worden war. Sein Aufenthalt in dieser Stadt war aber nur von kurzer Dauer. Eine schwere Krankheit brachte ihn an den Rand des Grabes. Als er endlich genesen war, kehrte er nach seinem ihm lieb gewordenen

Wandsbek zurück. Zu seiner großen Freude gründete sich auch Doß mit seiner jungen Gattin, die sich bald innig mit Rebekka befreundete, dort eine Häuslichkeit.

Hoffnungsfreudig griff Claudius wieder zur Feder und schuf manche herrliche Blüte volkstümlicher Dichtung. Außer dem schon erwähnten köstlichen „Abendlied“ haben eine weite Verbreitung gefunden: „Lied hinter dem Ofen zu singen“, „Goliath und David“, „Wenn jemand eine Reise tut“, „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher“, „Sternseherin“, „Frau Rebekka mit den Kindern an einem Maimorgen“ und die „Bauernlieder“.

Die Stellung, die Claudius unter den deutschen Dichtern einnimmt, kennzeichnet Friedrich Polack mit folgenden trefflichen Worten: „Der Wandsbeker Bote ist in unserer Literatur wie ein Christbaum mit tausend Lichtern, der zwar nicht blendet, aber kindliche Gemüter mit reiner Freude erfüllt.“

Der dänische Prinz Friedrich, der nachmalige König Friedrich VI., wies unserm in bedrängter Lage lebenden Dichter aus eigenem Antriebe in Anerkennung seiner Verdienste ein Jahresgehalt von zweihundert Talern an und verlieh ihm zwei Jahre später das Amt eines Revisors der Schleswig-holsteinischen Bank in Altona mit dem Wohnsitz in Wandsbek. Nun hatte er doch eine sichere, wenn auch nicht große Einnahme und Zeit genug für seine literarischen Arbeiten.

4. Unruhige Tage. Im Jahre 1789 brach in Paris die französische Revolution aus und wälzte ihre trüben Wellen auch nach Deutschland. Der Drang nach Freiheit sprengte die Gesetzesfesseln. Eine neue Ordnung der Dinge sollte die bestehenden Einrichtungen stürzen und bessere Zustände schaffen. Da erhob unter vielen andern auch Claudius seine warnende Stimme, indem er sprach: „An den Menschen liegt es, nicht an den Einrichtungen. Den Menschen ist nichts recht und gut; sie wollen immer Andres und Neues, wollen reicher, mächtiger, mehr geehrt sein. Der Mensch ist es, der gute Einrichtungen schlecht und schlechte Einrichtungen gut macht; der Mensch also muß gebessert werden und, würde ich raten, nicht von außen hinein. Recht muß Recht bleiben für jeglichen Stand, für jeden Einzelnen. Betrogenes Vertrauen ist wie Menschenblut; es schreit zum Himmel um Rache.“

An einem so menschenfreundlichen, weichen Gemüte, wie der Wandsbeker Bote es besaß, konnte die aufgeregte Umsturzzeit nicht spurlos vorübergehen. Dazu kam noch der Tod seiner geliebten, hoffnungsvollen Tochter Christiane, die in dem blühenden Lebensalter von zwanzig Jahren vom Nervenfieber hinweggerafft wurde. 1796. Trauernd widmete er ihr folgenden Nachruf:

1. „Ein Sternlein stand am Himmel,
ein Sternlein guter Art:
das tät so lieblich scheinen,
so lieblich und so zart!

2. Ich wußte seine Stelle
am Himmel, wo es stand,
trat abends vor die Schwelle
und suchte, bis ich's fand.

3. Und blieb dann lange stehen,
hatt' große Freud' in mir,
das Sternlein anzusehen,
und dankte Gott dafür.

4. Das Sternlein ist verschwunden;
ich suche hin und her,
wo ich es sonst gefunden,
und find' es nun nicht mehr.“

Claudius war vor der Zeit alt geworden, wenigstens in seiner äußeren Erscheinung, so daß sein Schwiegersohn Friedrich Perthes, Buchhändler in Hamburg, der mit Karoline, der ältesten Tochter, verheiratet war, von ihm sagt: „Wer ihn sah, blaß und kränklich, die grauen, schlicht zurückgestrichenen, von einem Kamme zusammengehaltenen Haare, die nicht ansehnliche Gestalt im bequemen Hausrock, der würde wohl schwerlich den in diesem seltenen Mann verborgenen Schatz geahnt haben.“

Die Unruhen des Krieges griffen aber noch tiefer in sein friedliches Stilleben ein. 1813 mußte er, da sein Landesherr, der Dänenkönig, es mit Napoleon Bonaparte hielt, als Flüchtling vor den Verbündeten aus seinem lieben Wandsbek fortziehen. Nach längerem Umherirren ließen er und Rebekka sich in Kiel nieder, wo sie mit ihrer Tochter Karoline Perthes und deren sieben Kindern, die auch als Flüchtlinge in

der Fremde lebten, zusammentrafen. Friedrich Perthes war im Mai des Jahres 1813 von den Franzosen, gegen die er an der Spitze der Bürgerwehr gekämpft hatte, aus Hamburg vertrieben, geächtet und seines Vermögens beraubt worden. Wie durch ein Wunder entrannte er der Gefangenschaft und dem wahrscheinlichen Tod durch Henkershand.

Als im Januar 1814 schwedische Truppen in Kiel einzogen, wandte sich Claudius nach Lübeck. Von dort aus teilt er seiner Tochter Karoline mit: „Wir sind hier so weit wohl, als wir nicht krank sind. Wir haben ein kleines Stübchen, darinnen ein Bett und ein Kanapee stehen, dann aber auch so wenig Raum übrig ist, daß kaum ein Mensch sich noch umwenden kann. Wir kochen selbst Grütze und Kartoffeln; nur ist die Feuerung überteuert.“ Wenige Wochen später heißt es in einem andern Briefe: „Wir wohnen jezo in einem größern, man kann sagen, großen Zimmer; aber es ist sehr kalt, und unsere Mittel reichen nicht aus, es warm zu machen und zu erhalten.“

Endlich, nach elfmonatiger Abwesenheit, konnte er wieder in sein Wandsbeker Heim zurückkehren, aber als ein gebrochener Mann. Noch einmal erhob er in der „Predigt eines Laienbruders“ seine mahnende Stimme. Er beginnt: „Deutschland hatte seiner Ahnen Tugenden vergessen; der Geist der alten Biederkeit, Treue und Manneskraft war gewichen und Irreligiosität, Wohlleben und Weichlichkeit an ihre Stelle getreten; — so ward einem kühnen Nachbar möglich, was ihm sonst unmöglich gewesen wäre.“

5. Feierabend. Den vereinten Bitten von Perthes und Karoline gelang es, Claudius und Rebekka zur Übersiedelung nach Hamburg zu bewegen. Anfang Dezember 1814 fand der Umzug statt. „Papa ist sehr müde und matt,“ schreibt Karoline; „doch können wir Gott nicht genug danken, daß er keine Schmerzen hat; er ist so ruhig, ja vergnügt, daß ich aus Freude darüber bisweilen meinen eignen Schmerz vergesse.“ Am 21. Januar 1815 wurde der müde Wandsbeker Bote von seinen Leiden erlöst.

Friedrich Perthes berichtet darüber seinem Freunde J. H. Jacobi: „Unser geliebter Wandsbeker Papa weilt nicht mehr unter uns; neben mir liegt seine entseelte Hülle. Er hatte

einen langen, schweren Kampf zu bestehen. Ungeachtet aller Leiden aber, die seiner zarten Natur doppelt schmerzlich waren, blieb er fortan voll Liebe und Dankbarkeit gegen uns alle. Er betete viel und sah es gern, wenn auch die Umstehenden beteten. Am 21., morgens zehn Uhr, fühlte er sein Ende nahen; er sprach leise und feierlich: „Herr, führe mich nicht in Versuchung, sondern erlöse mich von dem Übel!“ Etwas später bat er, man möge ihn nach der andern Seite wenden, sagte dann wiederholt: „Gute Nacht, gute Nacht, lebt wohl!“ bis ihm die Sprache versagte, heftete dann noch einmal die weit geöffneten, noch immer klaren Augen mit unaussprechlich liebevollem Ausdruck auf seine treue Rebekka, atmete tief auf — und war verschieden. — Gestern legten wir Kinder ihn in den Sarg — keine fremde Hand hat ihn berührt, so wollte er es Am 25. haben wir den lieben Vater in Wandsbek begraben. Wir fuhren bis vor sein Haus, das ganz leer war, weil die Kinder alle in Hamburg gewesen; es war das Ruhrendste meines Lebens! Dies Haus, darin wir so viele glückliche Tage mit ihm verlebt, — und nun seine Leiche auf der Bahre! Von da gingen wir nach der Kirche, wo der Pastor von Wandsbek, der uns mit der Schule schon an der Grenze empfangen hatte, eine schöne Rede hielt, — und dann an die Gruft.

„Und wir haben einen — guten Mann begraben,
uns aber war er mehr!“

Leopold Stolberg widmete dem Freunde folgenden Nachruf:

„Der Bote ging in schlichtem Gewand
mit geschältem Stab in der biedern Hand,
ging forschend wohl auf und forschend wohl ab
von der Wiege des Menschen bis an sein Grab.
Er sprach bei den Frommen gar freundlich ein,
bat freundlich die andern, auch fromm zu sein,
und sahn sie sein redliches, ernstes Gesicht,
so zürnten auch selbst die Toren ihm nicht.
Doch wußten nur wenige, denen er hold,
daß im hölzernen Stabe gediegenes Gold,
daß heimliche Kraft in dem hölzernen Stab —
zu erhellen mit himmlischem Lichte das Grab.
Nun ruhet er selbst in der kühligen Gruft
bis die Stimme des hehren Erweckers ihn ruft.
O, gönnet ihm Ruh in dem heiligen Schrein

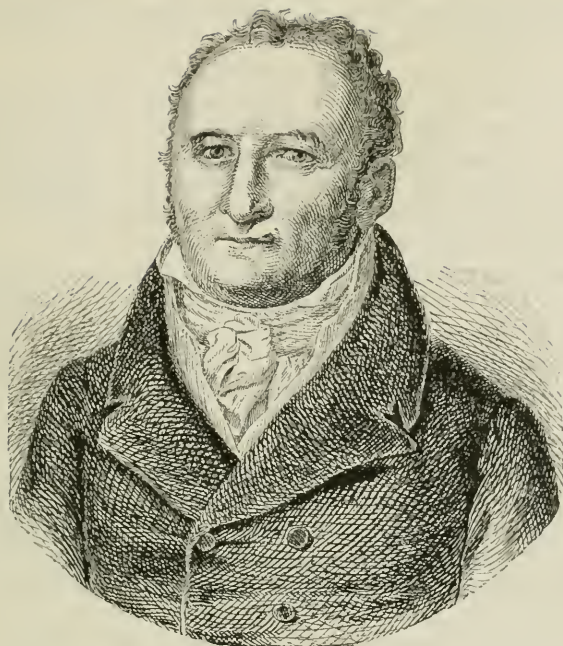
und sammelt die Ernten des Säemanns ein!
 Er säte das Wort, und sein Leben war Frucht,
 er führte uns lächelnd zu heiliger Zucht;
 o, spendet ihm Blumen aufs einsame Grab
 und schauet getrost in die Ruhstätt' hinab!"

Seit dem 15. August 1840, seinem hundertjährigen Geburtstag, steht zu seinem bleibenden Andenken im Wandsbeker Gehölz, wo er am liebsten spazierte, ein einfacher Denkstein, auf dem ein Stab, ein Hut und eine Tasche den Wandsbeker „Boten“ kennzeichnen.

B. 1. Volkstümliche Sprache. Wie Hebel in Süddeutschland, so ist Claudius zu derselben Zeit in Norddeutschland der volkstümlichste Dichter. Seine Jugendjahre verlebte er auf dem Lande und hatte infolgedessen immer eine besondere Vorliebe für das Leben auf dem Lande. So kam es, daß er mit des Volkes Denk-, Empfindungs- und Redeweise vertraut war und einer unserer volkstümlichsten Dichter wurde, der sich nicht scheute, auch zuweilen einen derben Ausdruck zu gebrauchen. Beispiele: „Goliath und David“, „Von der Freundschaft“.

2. Kindliche Frömmigkeit. Ein tief religiöser Sinn und eine wahrhaft kindliche Frömmigkeit verklären Claudius' Wesen und Wirken und treten uns in seinen Gedichten entgegen. Man lese: „Alle gute Gabe“, „Abendlied“.

3. Freude an der Natur. In der ihm eigenen kindlich-frommen, einfach-volkstümlichen, tiefempfundenen Weise besingt er die Schönheit der Natur („Frühlings Ankunft“, „Der Frühling“, „Im Mai“, „Im Junius“), die Wunder am Firmament („Frau Rebekka mit den Kindern an einem Maimorgen“, „Die Sternseherin“) und das Lebensglück des Bauernstandes („Der glückliche Bauer“, „Abendlied eines Bauersmannes“).



12. Johann Peter Hebel.

1760—1826.

A. 1. Bei Vater und Mutter. „Nun, Jakob, alter Kriegskamerad, wie willst du denn dein Büblein nennen?“ fragte der Major Iselin in Basel seinen Diener Jakob Hebel, als diesem am 10. Mai 1760 ein Sohn beschert worden war.

„Ich habe ihm zwei gute Paten gesucht,“ antwortete der Gefragte, „Johann und Peter; das bedeutet der Milde und der Starke. Die haben beide unserm Herrn Christus zunächst am Herzen gelegen. Sie sollen mein Büblein in gute Obhut nehmen; denn ich fürchte, daß ich's nicht lange mehr tun kann.“

„Ach was,“ schalt der Major, „setz dir doch nicht solche Grillen in den Kopf! Da, sieh' deinen Buben an und laß die trüben Gedanken fahren!“

„Ich kann mir nicht helfen, Herr Major, werd' wohl meine alte Heimat, die Pfalz, nicht mehr zu sehen bekommen. Die alte Wunde, die mir der Genueser im Kriege beibrachte, ist wieder aufgebrochen. Meine Frau meint, ich brauche mir vorläufig keinen Wanderstab aus Schlehdorn zu schneiden. Und ich glaube, sie hat recht. Man wird mir wohl bald einen Sarg für die letzte Reise aus Tannenholz sägen.“

Und seine Ahnung betrog ihn nicht. Ein Jahr nach unsers Dichters Geburt legte man den armen, aber braven Vater in einen bescheidenen Sarg aus Tannenholz. Auf dem Friedhofe des Dorfes Hausen, im anmutigen Tale der Wiese, einem unweit Basel mündenden Nebenflüßchen des Rheins, bereiteten Nachbarn und Freunde ihm die letzte Ruhestätte. Hausen war der Geburtsort seiner Frau. Dort hatte er ein einfaches Haus besessen, in dem er den Winter über das Weberhandwerk trieb. Zu Anfang des Sommers war er aber regelmäßig mit seinem Weibe nach Basel gekommen und hatte das alte Dienstverhältnis beim Major wieder aufgenommen. Bei diesem war er auch mit seiner Frau, der damaligen Dienstmagd des Hauses, bekannt geworden.

Nach Jakob Hebels Tode sprach Iselin zur Witwe: „Bleibe bei uns! Ich will deinem Büblein ein zweiter Vater sein. Was willst du wieder in den Schwarzwald hinein? Verkaufe dein Häuslein und bleibe auch im Winter hier!“

Frau Ursula aber schüttelte den Kopf und sagte: „Ich danke Euch von Herzen für Eure große Freundlichkeit. Ihr meint es gut mit mir. Aber es kann nit sein. Die Sehnsucht nach der Heimat zieht mich in die Schwarzwaldberge zurück. Wir wollen es halten wie bisher: im Winter zu Hausen, im Sommer zu Basel.“

So blieb es denn beim alten. Der kleine Johann Peter oder Hanspeter, wie er kurzweg genannt wurde, wuchs zu einem frischen, fröhlichen Knaben heran, der durch Barfußlaufen gegen Witterungseinflüsse abgehärtet wurde und gern im Freien umhertollte. Im Springen und Laufen, wie auch im Erklettern der Obstbäume tat er es vielen zuvor. An über-

mütigen Bubenstreichchen ließ er es ebenfalls nicht fehlen, und die Schläge, die er einst erhielt, als er seinen braven Lehrer in Hausen abmalte und ihm dabei eine ungebührlich lange Nase gab, waren nicht unverdient.

Die Mutter war oftmals recht bekümmert, wenn ihr Hanspeter sich zu viel herausnahm. Sie war zeitlebens eine demütige Seele, die ohne Neid die Unterschiede des Ranges und des Glückes anerkannte. „Peter, lang's Chäppli abe, 's chummt e Herre!“ ermahnte sie häufig ihren Sohn, wenn sie mit ihm längs der Straße ging. Dann zog er sein Käßlein ab, vorausgesetzt, daß er eins aufhatte. Sonst aber zußte er schalkhaft an einer der blonden, krausen Locken, die ihm in die Stirn hingen, und schaute lächelnd zum Fremden empor.

Schöne Tage verlebte er während des Sommers in Basel. Den kleinen Schwarzwälder mit den lustigen Schalksstreichchen hatten die Stadtkinder gern. Es gefiel ihm aber nicht weniger, wenn er zur Winterzeit in den Wald ging, um seiner Mutter Brennholz zu sammeln, und wenn er dann die schneebedeckten Bergabhänge, das Reißigbündel auf dem Rücken, mit Gejodel und Geschrei auf dem Schlitten hinabsaufen konnte.

„Bub', was soll aus dir noch werden?“ fragte dann wohl die sorgende Mutter, indem sie ihren Hanspeter musterte.

„Ein Pfarrer!“ entgegnete er keck.

„Wer hat dir so hohe Gedanken in den Kopf gesetzt?“

„Weißt du, Mutter, wenn man erst angefangen hat zu klettern, kann man auch gleich nach dem Gipfel hinaufsteigen.“

Es hatte aber noch gute Weile mit dem Amte eines Pfarrers. Vorläufig kletterte er auf den untersten Sprossen der Lernleiter umher, bald in Hausen, bald in dem eine Stunde davon entfernten Städtchen Schopfheim, wo er die lateinische Schule besuchte, bald in Basel. Im Spätsommer des Jahres 1773 erkrankte Frau Ursula in Basel. Mit rührender Sorgfalt pflegte die Majorin ihre treue Magd; aber die Sehnsucht nach der Heimat und nach ihres Gatten Grab ließ die Kranke nicht länger in der Stadt verweilen.

„Ich bin schon lange von meinem Jakob fern gewesen,“ sagte sie; „es wird Zeit, daß ich nach Hause komme. Gott lohne Euch, was Ihr an mir getan habt! Und sollten wir uns nit wiedersehn, laßt Euch mein Bübel empfohlen sein! Er will

gern ein Pfarrer werden, und wenn solche vermessene Wünsche nit sündlich sind, so wollt' ich, es würd' so, und Ihr wäret ihm behilflich.“

Das versprach Frau Iselin von ganzem Herzen, und die Kranke dankte ihr mit warmem Händedruck.

Ein Wagen aus Hausen kam, um die todkranke Witwe und ihren Sohn abzuholen. Man bettete die bleiche Mutter auf weiche Kissen, und die Pferde gingen langsamen Schrittes ihren Weg.

Auf der holperigen Landstraße stieß der Wagen aber an einen großen Stein, und Frau Ursula seufzte: „Peter!“

Erschrocken wandte er sich um.

„Gott sei bei dir!“ hauchte noch mühsam die Mutter. „Lieber Sohn, ich sterbe.“

Schluchzend warf sich der Knabe über die Sterbende; aber alle Tränen vermochten nicht, dem Todesengel seine Beute zu entreißen. Die Mutter starb auf dem Wagen, der sie in die Heimat führen sollte, und Peter war nun, dreizehn Jahre alt, völlig verwaist.

Das Andenken an die Entschlafene ist ihm stets heilig gewesen. Als er am Ende seiner Laufbahn stand, sagte er von ihr: „Der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt; sie hat mich gelehrt, an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgegenwart denken. Die Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe weinten und in der Ferne sie ehrten, ist mein bestes Erbteil geworden, und ich bin wohl dabei gefahren.“

2. Lehrjahre. Was Frau Iselin, deren Gatte inzwischen auch heimgegangen war, der schwer erkrankten Ursula versprochen hatte, hielt sie treulich. Durch ihre und anderer wohldenkender Menschenfreunde Unterstützung wurde es unserm Hebel ermöglicht, zunächst das Gymnasium in Karlsruhe und später die Universität in Erlangen zu besuchen. Nach dem Tode seiner geliebten Mutter gab er sich mit größerem Ernste den Schularbeiten hin, obgleich er nie ein besonderer Freund dicker Bücher gewesen ist. Er verweilte gern im Kreise fröhlicher Genossen und streifte mit Vorliebe in der schönen Gotteswelt umher. Als Frau Iselin ihn zweifelnd fragte: „Aber, Peter, bist du nicht zu mutwilligen, zu ausgelassenen

Sinnes für einen Geistlichen?“ antwortete er: „Wisset, Frau Iselin, wenn unser Herrgott nur an Bußgefängen und Trauerliedern seine Lust hätt', dann hätt' er wohl Lerche und Nachtigall andre Weisen gelehrt, und er muß ohne Zweifel meinen, rot und blau stünd' besser als schwarz, sonst hätt' er die Blumen nicht so farbig gemalt.“

1780 hatte Hebel sein Universitätsstudium beendet und kehrte in die Heimat zurück. Damals herrschte noch die Sitte, daß den umherwandernden, handeltreibenden Juden in den Grenzorten ein Zoll abgezwungen wurde. Als nun Hebel mit seinem Wanderstabe in dem Grenzorte Segringen eintraf, hielt der Torfschreiber ihn wegen seines vernachlässigten Anzuges, seiner niedergetretenen Schuhe und seines über dem Rücken hängenden Bündels für einen Sohn Israels und forderte den Judenzoll von ihm. Der arme Student der Gottesgelehrsamkeit mußte in den sauren Apfel beißen und die verlangte Steuer zahlen. Um sich zu rächen, hat er später in seinem „Rheinischen Hausfreund“ einige ergötzliche Geschichten nach Segringen verlegt, z. B.: „Der Barbier von Segringen“ und „Der Star von Segringen“.

3. In Amt und Würden. Hebel fand zuerst drei Jahre lang Anstellung als Lehrer in Hertingen, einem stillen Dorfe seiner Heimat, bekleidete darauf bis zum Jahre 1791 ein Lehr- und Predigtamt zu Lörrach im schönen Wiesental, wurde dann Lehrer am Gymnasium in Karlsruhe, dem er einst als Schüler angehört hatte, erhielt den Titel Professor, wurde später zum leitenden Direktor, zum Kirchenrat und zuletzt (1819) zum Prälaten, d. i. zum höchsten Geistlichen des Landes, ernannt. „Wenn das meine Mutter erlebt hätte!“ sagte er, als er alle Stufen der Ehren durchlaufen hatte. Trotz der hohen Würde, die er jetzt bekleidete, und trotz des wohlverdienten Lorbeerkranzes, den man ihm, dem volkstümlichen Dichter seiner engeren Heimat, ums Haupt gewunden hatte, blieb er der bescheidene Webersohn aus dem Wiesental. Mit starken Liebesseilen war er an die heimatlichen Fluren geknüpft. Nirgends erschien ihm Gottes Erde so schön, lachte der Himmel so blau, dufteten die Blumen so süß, sangen die Vögel so traut, sprudelten die Quellen so klar wie im Tal der Liese. Seines Daseins Wurzel ruhte in der heimatlichen

Natur und in den Sitten und Anschauungen der biedern Landbevölkerung, unter der er aufgewachsen war. Das beweisen seine herrlichen „Alemannischen Gedichte“ und die Erzählungen im „Rheinischen Hausfreund“.

Hebel starb im Jahre 1826 auf einer Prüfungsreise in Schwetzingen, eine Meile westlich von Heidelberg. Dort ruhen auch seine Gebeine. Freunde und Verehrer haben ihm 1858 auf dem Friedhofe ein einfaches, würdiges Denkmal errichtet.

B. 1. Volkstümliche Sprache. Goethe sagt: „Hebel hat sich auf dem deutschen Parnas seinen eigenen Platz erworben.“ Der Grund dazu liegt in folgenden Umständen. Hebel war schon 40 Jahre alt, als er seine Dichterharfe erklingen ließ. 30 Jahre hatte er in unmittelbarem Verkehr mit dem Volk gestanden, war unter der Landbevölkerung im Wiesental aufgewachsen, kannte des Volkes Denk- und Anschauungsweise und redete seine Sprache, die alemannische Mundart. In den Jahren 1801—1803 entstanden die „Alemannischen Gedichte“, in denen Hebel seine Meisterschaft in der Anwendung der alemannischen Mundart bekundet. Als er die Gedichte schrieb, wirkte er als Professor in Karlsruhe. Eine unbezwingbare Sehnsucht nach der Heimat drückte ihm die Feder in die Hand, und die vor seinem Geistesauge auftauchenden heimatlichen Bilder gewannen einen sichtbaren Ausdruck im Liede. Wie groß die Sehnsucht nach der Heimat war, zeigt ein Brief vom Jahre 1804 an einen Freund, in dem es heißt: „Ich muß ins Oberland reisen, ich muß aus der Wiese trinken und die Geister im Röttler Schlosse besuchen, wenn ich nicht in kurzer Zeit zu dem gemeinsten, geistlosesten Hartbewohner ermatten soll.“ Nicht für andre, sondern zunächst nur für sich hat Hebel die „Alemannischen Gedichte“ geschrieben. Durch sie wollte er in seiner Heimat weilen. Erst auf dringliches Zureden einiger Freunde hat er sich zur Veröffentlichung entschlossen. Die Gedichte trugen, unterstützt durch eine sehr günstige Beurteilung Goethes, wie im Fluge seinen Namen durch ganz Deutschland. In seiner bescheidenen Weise schreibt er: „Dieser Beifall hat mich zur Fortsetzung nicht aufgemuntert, sondern verzagt gemacht; ich mag ihn nicht selber wieder wegbringen. Der Geist, der damals so stille über mir schwebte, ist beschrien und verschwunden.“ Eine gute Übersetzung der „Alemannischen Gedichte“ in die hochdeutsche Sprache verdanken wir Robert Reinick. Die bekanntesten unter ihnen, wie: „Der Sommerabend“, „Der Winter“, „Das Habermus“, „Das Liedlein vom Kirschbaum“, „Das Spinnlein“, „Wächterruf“ und „Der Wegweiser“ finden sich in den meisten Lesebüchern.

Ebenso volkstümlich wie in den „Alemannischen Gedichten“ ist Hebels Sprache in den Erzählungen im „Rheinischen Hausfreund“, einem süddeutschen Volkskalender, dessen Herausgabe er im Jahre 1808 übernahm. Der Jahrgang 1815 erschien in einer Auflage von 40 000 Exemplaren. Hebels wertvolle Beiträge, die in

kindlich-frommen, launig-schalkhaften, meisterhaft-volkstümlichen Erzählungen und allerlei erd- und naturkundlichen Belehrungen bestanden, gab er später gesammelt heraus unter dem Titel: „Schäz-kästlein des rheinischen Hausfreundes“. Von den Erzählungen dürften allgemein bekannt sein: „König Friedrich und sein Nachbar“, „Seltsamer Spazierritt“, „Kannitverstan“, „Der geheilte Patient“, „Das wohlseife Mittagessen“, „Der kluge Richter“ und „Ein gutes Rezept“.

2. **Anschauliche Naturschilderung.** Wer so wie Hebel mit seinem ganzen Dasein in der heimatlichen Natur wurzelt, ist auch befähigt, das beobachtete Naturleben anschaulich zu schildern. Zahlreiche Beispiele finden sich in den „Alemannischen Gedichten“.

3. **Glückliche Personifikation.** Des Dichters Phantasie, die ihm die heimatlichen Bilder im verklärenden Licht der Vergangenheit hervorzaubert, belebt die tote Schöpfung und verleiht den Dichtungen durch eine glückliche Personifikation dramatisches Leben. Beispiele aus den „Alemannischen Gedichten“: „Die Wiese“. „Das Liedlein vom Kirschbaum“, „Der Sommerabend“, „Der Winter“, „Der Abendstern“.

4. **Gesunder Humor.** Wie klares Quellwasser sprudelt in Hebels Dichtungen ein urwüchsiger Humor, der neben der volkstümlichen Sprache der anschaulichen Naturschilderung und der glücklichen Personifikation ihm für immer einen dankbaren Leserkreis sichern wird. Beispiele: „Der Sommerabend“, „Der Abendstern“, „Der geheilte Patient“, „Der Rekrut“, „Das seltsame Rezept“, „Der vor-sichtige Träumer.“

5. **Goethe über Hebel:** „Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwähigkeit und Darstellungs-gabe, zuhörliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebote, um das, was ihm sein Talent eingibt, auszuführen. Gleich das erste Gedicht (in den „Alemannischen Gedichten“) enthält eine sehr artige Personifikation. Ein kleiner Fluß, die Wiese genannt, auf dem Feldberg entspringend, ist als ein immer fortschreitendes und wachsendes Bauernmädchen vorgestellt, das, nachdem es eine sehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt und sich zuletzt mit dem Rhein vermählt. Das Einzelne dieser Wanderung ist außerordentlich artig, geistreich und mannigfaltig und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Steigtigkeit ausgeführt. Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen und leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden; der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sei, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen.“



13. Ernst Moritz Arndt.

1769—1860.

1. **Aus der Jugendzeit.** Ernst Moritz Arndt, der hervorragendste Freiheitskämpfer, wurde am zweiten Weihnachtstage 1769 — 10 Jahre nach Schiller und 20 Jahre nach Goethe — zu Schoritz auf Rügen geboren. Sein Vater gehörte zu dem verachteten Stande der Leibeigenen, war aber in seinem 25. Lebensjahre wegen seiner treuen Dienste vom Grafen Putbus freigelassen und zum Verwalter des Gutes Schoritz ernannt worden. Er war ein tatkräftiger, strebsamer Mann, der um eines bessern Fortkommens willen wiederholt seinen Wohnsitz

wechselte. Ernst hatte das 6. Lebensjahr erreicht, als der Vater in dem nahe gelegenen Dorfe Dumsewitz einen Bauernhof pachtete und von jetzt an ein unabhängiger Mann wurde.

Hier verlebte unser Dichter seine Tage größtenteils im Freien. Die Gegend war reich an Wald und Wild, an Wasser und Fischen, an Weiden und Herden, an Blumen und Vögeln, und der Knabe unternahm mit großer Vorliebe stundenlange Streifzüge durch dieselbe. Der Vater, ein fröhlicher Jäger, nahm ihn häufig mit auf die Jagd. Im Sommer mußte er fleißig bei der Feldarbeit helfen und das Vieh hüten. „Wonniglich“ war ihm zumute, wenn er beim ersehnten Abendrot seine Kuhherde auf den Hof getrieben und vor der Abendmahlzeit noch flink einen Obstbaum erklettert hatte, um sich an den süßen Früchten zu laben.

Gegen alle Arten von Verweichlichung wurde ein unausgesetzter Krieg geführt. In Sonnenschein und Regen, in Sturm und Schnee ging's durch Wald und Feld, auf Wasser und Eis. Während des Sommers liefen Ernst und seine sieben Geschwister ohne Fußbekleidung umher; eine Kopfbedeckung wurde selten aufgesetzt. Halb nackt mußten der Dichter und sein älterer Bruder junge Füllen durch die Schwemme reiten. Der Vater stand mit knallender Peitsche am Ufer und trieb die Tiere ins Wasser hinein. Dabei geschah es einmal, daß ein wildes Füllen unsern Ernst zwischen Dornen und Nesseln abschüttelte, „daß ihm das Fell brannte.“ Er durfte aber deshalb nicht sauer drein schauen. Der Vater meinte, man dürfe einen Jungen, der wohl einmal Stahl und Stein anfassen müsse, nicht in Baumwolle einpacken. An kalten Wintertagen saß Ernst ohne Mantel neben seinem Vater im Schlitten. Klappernten ihm dann vor Kälte die Zähne im Munde, so sagte der Vater mit Lachen: „Lauf eine Strecke nebenher, damit du warm wirst!“ Zuweilen, wenn der Schnee hoch lag, warf der Vater zum Vergügen mit dem Schlitten um. „Wehe mir,“ erzählt Arndt, „wenn ich, mich aus dem Schnee herauswühlend, eine weinerliche Gebärde gezeigt hätte!“

Bei einer solchen Lebensweise konnte von Cernen keine Rede sein. Eine Schule gab es nicht in der Nähe, und ein Hauslehrer war zu teuer. „Ein alter, verlausener Kandidat der Theologie, namens Krai, mit gelber Perücke, ungeheuer

langer Nase und tiefliegenden schwarzen Augen, der große Ähnlichkeit mit einer Krähe hatte, versuchte es einmal, die jungen, wilden Vögel im Arndtschen Hause zu zähmen, nahm aber schon nach acht Tagen seinen Abschied unter dem Vorgeben, daß ihm zu wenig Respekt erwiesen werde.“ Die Eltern mußten selbst den Unterricht ihrer Kinder in die Hand nehmen. Der Vater lehrte Schreiben und Rechnen, die Mutter Lesen.

Letztere gewann besonders einen nachhaltigen Einfluß auf den geistigen Entwicklungsgang des Dichters, wie dieser in späteren Jahren an manchen Stellen seiner Werke bezeugt. In einer Dichtung führt er ihr unvergeßliches Bild mit folgenden Worten ein:

„Und in des Hauses Türe stand
ein Weib wie her aus fernem Land;
mit blauen Augen, gleich Himmelschein,
schaut's in das Lenzgewimmel hinein,
sah freundlich aus und gar bescheiden,
wie Engel sich in Demut kleiden,
oft auch die lächelnde Gebärde
sie senkte halb zur grünen Erde.“

Nach des Tages Arbeit las sie gern ein gutes Buch und saß wohl bis zur mittlernächtlichen Stunde und darüber hinaus. Beim nächsten Morgenrauen war sie aber wieder auf ihrem Platze und trieb frisch und fröhlich ihr Tagewerk. Und diese Frau, „die ihren irdischen Sorgen so treu oblag, lebte doch wenig von irdischer Lust und irdischem Stoff. Kein Kaffee, kein Wein noch Tee ist fast jemals über ihre Lippen gekommen. Fleisch hat sie wenig berührt, sondern sich von Brot, Butter, Milch und Obst ernährt.“

Mit ihrem Ernst las sie fleißig in der Bibel, um seinen empfänglichen Sinn frühzeitig auf Gott und das Göttliche zu lenken. Drei- bis viermal haben beide das Buch der Bücher durchgelesen. Oft hing der Sohn bis zur Mitternacht an dem frommen und beredten Munde der Mutter. Des Schlafes bedurfte er weniger als andre Kinder seines Alters; darum nannte man ihn auch scherzend die „Lerche“.

Im Jahre 1780 zog der Vater als Pächter der beiden Güter Grabitz und Breesen nach der Südküste der Insel, Stralsund gegenüber. Das Meer war so nahe, daß sich die sturm-

gepeitschten Wogen bis auf etwa 50 Schritt nach dem Gutshofe heranwälzten. Jetzt erhielt Ernst seinen ersten Lehrer und wurde, wie er sich ausdrückt, „endlich in eine ordentliche Schule eingesperrt“. Der Lehrer hieß Müller und war im Siebenjährigen Kriege, als er im Begriff stand, die Universität zu beziehen, von preußischen Werbeoffizieren zum Soldaten gepreßt worden. Die Schweden nahmen ihn gefangen und ließen ihn in ihrem Heere dienen. Als Unteroffizier trat er später in den Ruhestand und suchte sich nun als Privatlehrer sein Brot zu verdienen. Er unterrichtete im Schreiben, Rechnen, Lesen, gab etwas Geschichte, etwas Erdkunde und ein „bißchen Latein“, wußte aber, wie Arndt versichert, kaum mehr als seine Schüler. Drei lange Jahre wurde Ernst auf seiner dürren Heide am Unterrichtsstrick umhergeführt, bevor die Erlösungstunde schlug. Ein Kandidat der Theologie, namens Dankwardt, trat an Müllers Stelle und hauchte frisches Leben in die geisttötende Lernarbeit. Insbesondere wußte er seine Zöglinge für das neu erwachte Leben in der deutschen Dichtung zu erwärmen, wie folgende Tatsachen beweisen. Auf einem sonnigen Rasen vor den Schulfenstern legten die Kinder einen freundlichen Blumengarten an, der aus vielen einzelnen Beeten bestand. Jedes trug den Namen eines Dichters, z. B. Goethe, Gellert, Lessing, Bürger, Claudius, Hagedorn, Stolberg, Höltz usw. Außerdem versuchten sich die Knaben im Verseschreiben und Märchendichten.

Über den umfangreicheren Schularbeiten vergaßen Ernst und seine Geschwister aber nicht das frohe Spiel und die abhärtende körperliche Bewegung im Freien. Es wurden wieder junge Füllen zugeritten, Pferde durch die Teiche geschwemmt, Fische, Krebse und Vögel gefangen; in Wind und Wetter, in Schnee und Regen lauerten oft mehrere Stunden vor Sonnenaufgang die Schüler des Kandidaten Dankwardt auf ihre Beute.

Unter solchen Lebensverhältnissen hatte Arndt mittlerweile das 17. Lebensjahr erreicht. Wohldenkende Freunde, denen seine hervorragende Begabung nicht entgangen war, ermöglichten ihm durch ihre Unterstützungen den Besuch des *Stralsunder Gymnasiums*. In der ersten Zeit diente der neue Sekundaner mit seinem bäurischen, grünen Rocke aus eigengemachtem Zeug den feinen, modisch gekleideten „Stadt-

pfauen“ häufig als Zielscheibe ihres Spottes, doch wußte er sich, indem er „einige zusammengeknickt zu seinen Füßen legte“, bald Ruhe und Respekt zu verschaffen. Seinen Arbeiten gab er sich mit ausdauerndem Fleiße hin, und das verdient um so mehr hervorgehoben zu werden, als viele Mitschüler ein genußsüchtiges, sittenloses Leben führten, wozu die Abendgesellschaften in vornehmen Häusern Veranlassung boten. Während die Kameraden in Saus und Braus dahinlebten, saß er einsam bei seinen Büchern und verzehrte sein einfaches Mahl. Er berichtet darüber: „Ich betete und rang, keusch und unschuldig zu bleiben, um so aufrichtiger, da ich wohl gewahrte, wie es unter den größeren Schülern mehr als einen leichtfertigen und genußsüchtigen Gesellen gab, der solche schwere und düstere Künze, als ich ihnen wohl zuweilen erschien, auslachte und verspottete. Alle Wälder, Büsche, Strandufer um Stralsund bis auf zwei, drei Stunden in der Weite haben meine spazierenlaufenden und noch im Oktober und November zum Bade eilenden Fußtritte gefühlt.“ Durch diese einfache, die Körperkraft stählende und im Elternhaus bereits geübte Lebensweise legte er den Grund zu jener dauerhaften Gesundheit, die ihn bis ins höchste Greisenalter begleitete, und die auch von den härtesten Schicksalsschlägen nicht erschüttert wurde.

Anderthalb Jahre war Arndt bereits auf dem Gymnasium gewesen, als er Primaner wurde. Da befielen ihn bange Zweifel, ob er auch als solcher den nunmehr mächtiger an ihn herantretenden Versuchungen gewachsen sein würde. „Ich geriet in außerordentliche Stimmungen und Kämpfe mit mir selbst,“ erzählt er später, „und es lief in mir herum, ich würde, wenn ich mein Schülerleben so fortsetzte, an Seele und Leib verkommen. Also etwas andres — aber was? — Ich wußte wohl selbst nicht viel zu meinen noch zu wollen. Genug, eines guten Nachmittags ging ich aus dem Frankentor, wo einst Karl XII. in einer Mauernische sein Strohlager gehabt hatte, in die Welt hinein.“

Diese Flucht aus dem verführerischen Stralsund erinnert lebhaft an die des Prinzen Friedrich Wilhelm, des nachmaligen Großen Kurfürsten, aus dem üppigen Haag.

Arndt bezog sein erstes Nachtlager auf dem Heuboden eines Schäfers. Am dritten Tage erreichte er auf seiner

Wanderung den Pachtthof eines alten Hauptmannes, dem er, wie vorher an andern Stellen, seine Dienste als Schreiber oder Rechnungsführer anbot. Der menschenfreundliche, kluge Herr ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, erkannte das brave Herz des Flüchtlings und gewährte ihm gastliche Aufnahme, bis die Eltern sich entschieden hatten.

Arndt schrieb. Statt der Antwort kam ein Wagen, um den Sohn nach Hause zu bringen, wo er ohne Vorwurf empfangen wurde. Zur Rückkehr nach der Gymnasialstadt war er nicht zu bewegen, sondern bereitete sich im Elternhause zu Cöbniß, drei Meilen von Stralsund, auf die Universität vor, die er anderthalb Jahre später als Student der Theologie bezog. Nach wohl bestandener Prüfung predigte er „mit Schall und Beifall“, konnte sich aber, da er das Wohlleben und unwürdige Auftreten mancher Geistlichen näher kennen lernte, nicht zur Annahme einer Pfarrstelle entschließen. Er entsagte gänzlich dem geistlichen Stande und begab sich aufs Wandern. In anderthalb Jahren besuchte er theils zu Fuß, theils zu Wagen und theils zu Schiff Ungarn, Wien, die Alpen, das südöstliche Frankreich, Paris, Belgien und kehrte über Köln und Berlin in die Heimat zurück. Die auf dieser Reise gesammelten Erfahrungen waren ein Kapital, das in der Folge wertvolle Zinsen trug.

2. Mannesleben und Kampf. Arndt war 30 Jahre alt und noch immer ohne einen bestimmten Berufsberuf. Einen solchen mußte aber gerade er, dem Tatendrang mehr als jedem andern die Brust schwellte, jetzt nach vollbrachten Lehr- und Wanderjahren ergreifen. Er entschloß sich, Lehrer an der Hochschule des Landes zu werden, und trat um Ostern 1800 als Privatdozent in die Universität Greifswald ein. Eine von ihm mit der Tochter eines Professors geschlossene Ehe war nur von kurzer Dauer. Schon nach einem Jahre starb seine Gattin; die Geburt des ersten Sohnes kostete ihr das Leben. 1806 wurde Arndt zum außerordentlichen Professor mit 500 Talern Gehalt ernannt.

Nachdem er seine Lehrtätigkeit zuerst mit „Allerlei“ begonnen hatte, entschied er sich bald für Geschichte. Eine Frucht seiner geschichtlichen Studien war die im Jahre 1805 herausgegebene Schrift: „Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“. In ihr wies er nach,

noch während des sechzehnten Jahrhunderts die Bauern in Pommern unabhängiger, die Dienste und Leistungen, die der Adel von ihnen verlangte, weniger hart gewesen seien, als in der gegenwärtigen Zeit, daß mithin ihre Lage sich in den letzten Jahrhunderten bedeutend verschlimmert habe. Weil sein unerhörtes Wort wie ein scharfes Messer tief ins faule Fleisch der Junkerherrschaft einschritt, erhob sich bald ein lärmendes Geschrei dagegen. „Mein Büchlein,“ sagt er, „machte natürlicherweise Haß und Lärm, nicht bloß beim Adel, den ich darin am meisten anzuklagen schien, sondern auch bei manchen Halbvornehmen und bei manchen reichen, junkerisch gesinnten Großpächtern, welche schrien, ich sei ein Leuteverderber und Bauernaushöher“. Da die in der Schrift niedergelegten wahren Tatsachen nicht zu widerlegen waren, griffen die Feinde zu dem von alters her üblichen Mittel der Verdächtigung, um den Zeugen der Wahrheit stumm zu machen. Sie lieferten das Buch dem Schwedenkönig Gustav IV., der damals über Vorpommern und Rügen herrschte, in die Hände und bezeichneten ihm solche Stellen, in denen Arndt sich nach ihrer Auffassung ungebührliche Urteile über die Regierung erlaubt habe. Der König war aber gerecht genug, den Verleumdern kein Ohr zu leihen. Wie er über die schweren Anschuldigungen gegen den mutigen Kämpfer für Wahrheit und Recht dachte, bekundete er dadurch, daß er 1806 durch ein Gesetz die Leibeigenschaft aufhob.

In demselben Jahre, als die soeben erwähnte Schrift erschien, gab Arndt noch eine zweite unter dem Titel „Germanien und Europa“ heraus. Sie enthält einesteils Ergebnisse seiner geschichtlichen Studien in Verbindung mit den empfangenen Eindrücken und Erfahrungen auf seiner Reise und andernteils einen ersten Versuch, den wahren Charakter des emporstrebenden Bonaparte der Welt zu enthüllen. Es waren scharfe Schwertstreiche, die er gegen den Allgewaltigen führte, und durch die er sich seinen Haß zuzog.

Bald nach dem unglücklichen Tage von Jena und Auerstädt, an dem die siegreichen Adler Friedrichs des Großen schmachvoll in den Staub sanken, saß Arndt unter Freunden in Stralsund bei einem Glase Wein. Ein anwesender schwedischer Offizier ließ gesprächsweise ein verächtliches Wort über das deutsche Volk fallen. „Da ward mir zumute, wie dem Moses

im Ägyptenland," erzählt Arndt; „wir gerieten aneinander und schossen den dritten Tag eine halbe Stunde von Stralsund am Meeresstrande auf fünfzehn Schritt aufeinander.“ Arndt bekam eine Kugel in den Leib. „Als die Kugel mich durchfuhr, sank ich wie in Ohnmacht zusammen und glaubte, ich hätte den Tod im Leibe. Es war etwa 6 Uhr abends, der schönste Abendsonnenschein, und ich grüßte mit meinen Augen die gegenüberliegenden Küsten meiner schönen grünen Insel wie zum letztenmal.“ Aber er genas wieder. Nach acht Wochen konnte er sein Lager bereits verlassen.

Bald nach seiner Genesung gab er den ersten Teil seiner berühmten, großes Aufsehen erregenden Schrift „Geist der Zeit“ heraus, die nach und nach in vier Teilen erschien. Er versichert: „Ich habe Tränen geweint über die Zeit und das Geschlecht. Ich muß reden, das Herz zu erleichtern.“ Mit unerschrockenem Mannesmuth, durchglüht von warmer Wahrheits-, Freiheits- und Vaterlandsliebe, schwingt er sowohl über sein eigenes Volk und dessen Fürsten als über die Franzosen und ihren vergötterten Kaiser die Geißel zornmutiger Rede. Dem ehrstüchtigen Länderoberer gegenüber, der vor keiner Gewalttat zurückschreckte, wenn es sich darum handelte, jede freiheitliche Regung im Keim zu ersticken, schrieb er mit furchtloser Offenheit: „Diese heilige Freiheit der Natur werde ich mir nie nehmen lassen. Solange sich noch ein Puls in mir bewegt, werde ich frei aussprechen, was ich frei denke und fühle. Wahrheit ist nicht Verleumdung, und wem man die Wahrheit sagt, den haßt man nicht. Wem man aber vorlügt und schmeichelt, den mißbraucht und verachtet man als etwas Schlechtes.“

Um dieser freimütigen Schrift willen hatte Arndt alle Ursache, vor Napoleon auf der Hut zu sein. Dazu kam, daß kurz vorher der Buchhändler Palm in Nürnberg auf Napoleons Befehl erschossen worden war, weil er eine gegen diesen gerichtete Schrift vertrieben hatte. Arndt fühlte sich daher in Deutschland nicht mehr sicher und flüchtete nach Schweden, wo er sich drei Jahre aufhielt. Als aber die Kunde von dem mißglückten Befreiungsversuch des heldenmütigen Schill sein Ohr erreichte, hielt's ihn nicht länger in der Fremde. Unter dem Namen eines Sprachmeisters Allmann landete er an Pommerns Küste und gelangte trotz der französischen Spione nach seiner elterlichen

Wohnung. Zu seinem Schmerze fand er aber Vater und Mutter nicht mehr unter den Lebenden.

Dem tapferen Schill hat er ein ehrendes Denkmal in dem herrlichen „Lied vom Schill“ gesetzt, das mit folgenden Zeilen schließt:

„Da schläft der fromme, der tapfere Held,
ihm ward kein Stein zum Gedächtnis gestellt;
doch hat er auch keinen Ehrenstein,
sein Name wird nimmer vergessen sein.

Denn zäumt ein Reiter sein schnelles Pferd,
und schwinget ein Reiter sein blankes Schwert,
so ruft er immer: Herr Schill! Herr Schill!
ich an den Franzosen euch rächen will.“

Um dieselbe Zeit, als Arndt aus Schweden heimkehrte, hatte er in London den zweiten Teil des „Geistes der Zeit“ erscheinen lassen. Die Stimmung, in der das Buch geschrieben ist, zeigt sich schon im Kennspruch:

„Im Herzen Mut,
Trotz unterm Hut,
am Schwerte Blut
macht alles gut.“

„Unglück haben wir viel erlebt, Schande mehr,“ ruft er dem deutschen Volke zu und fordert es am Schlusse auf: „Laßt uns vorgehen für unser Land und unsere Freiheit, auf daß unsere Kinder ein freies Land bewohnen! Männer, auf, und seid gerüstet! Ihr dürft nicht leben als Sklaven!“

Nach kurzem Aufenthalt im heimatlichen Dorfe schlich er sich durch die feindlichen Späher nach Berlin und lebte dort im verborgenen bei treuen Freunden.

1811 finden wir ihn in Breslau, wo er mit Blücher und Scharnhorst bekannt wurde. Von hier aus durchwanderte er, der 42jährige Mann, als rüstiger Fußgänger Schlesien, stieg über die Berge nach Böhmen hinein, wanderte nach Prag und begab sich im Spätsommer 1812 nach Petersburg in Rußland, wo der von Napoleon geächtete preußische Minister vom Stein seiner hartte und ihn mit den Worten empfing: „Gut, daß Sie da sind. Wir müssen hoffen, daß wir hier Arbeit bekommen.“ Und daran fehlte es nicht. In dem zwischen Alexander von Rußland und Napoleon ausgebrochenen Kriege fand ersterer an Stein und Arndt die nachhaltigste Unter-

stüfung durch Rat und That. Stein war es, der dem russischen Kaiser riet, den Feind weit ins Land hereinzulocken, um als Bundesgenossen gegen ihn Mangel, Seuchen und Frost zu gewinnen. Auf seinen dringenden Rat wies auch Alexander nach Moskaus Brand das Friedensanerbieten des französischen Kaisers zurück, und nun mußte dieser mitten im schrecklichen Winter von 1812 bis 1813 seinen traurigen Rückzug antreten und seinen Glückstern verbleichen sehen.

Kaum hatte der von höherer Hand Gedemüthigte das Land des Schreckens verlassen, so brachen auch Arndt und Stein am 5. Januar 1813 in später Abendstunde auf und eilten in einem Schlitten über das große Leichenfeld gefallener Menschen und Pferde, begleitet von krächzenden Raben und heulenden Wölfen, nach Königsberg. Hier trafen sie mit dem wackeren preußischen General York zusammen, der ohne die Einwilligung seines Königs zuerst die Fahne des Abfalls von der französischen Fremdherrschaft erhoben hatte, indem er am 30. Dezember 1812 die Feindseligkeiten gegen Rußland einstellte.

Und nun brach die Zeit des großen Völkerfrühlings an, die Zeit ohnegleichen, die Zeit, von der man singen und sagen kann:

„Und Frühling war's im Lande
wie die Welt noch keinen sah.“

König Friedrich Wilhelm III. erließ den berühmten „Ausruf an mein Volk“. Ein Sturm heiliger Begeisterung durchzog wie Frühlingsbrausen die Herzen aller wahren Vaterlandsfreunde. Gleich jubelnden Lerchen sangen die Freiheitsjänger Arndt, Körner, Schenkendorf und Rückert ihre ergreifenden Lieder, um die Flamme der Vaterlandsliebe zu heller Glut anzufachen. Mit Feuer und Kraft dringt aus Arndts Herz und Mund ins deutsche Land und deutsche Volk hinein:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
der wollte keine Knechte,
drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
dem Mann in seine Rechte;
drum gab er ihm den kühnen Mut,
den Zorn der freien Rede,
daß er bestände bis aufs Blut,
bis in den Tod die Fehde.

Laßt brausen, was nur brausen kann,
 in hellen, lichten Flammen!
 Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
 fürs Vaterland zusammen!
 Und hebt die Herzen himmelnan
 und himmelnan die Hände!
 Und rufet alle, Mann für Mann:
 Die Knechtschaft hat ein Ende!“

Was hier in den Worten: „Ihr Deutschen alle“ durchklingt, ist derselbe Gedanke, dem der zeitgenössische Turnvater Jahn am Ende seiner Lebenstage Ausdruck verlieh, indem er sprach: „Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, das Morgenrot meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft und ist jetzt der Abendstern, der mir zur ewigen Ruhe winkt.“ Das Sehnen nach einem einigen Deutschland durchzog auch den dritten Teil des Buches „Geist der Zeit“, den Arndt jetzt erscheinen ließ; am innigsten klingt es uns aber aus seinem herrlichen Liede: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ entgegen. In der Schlusstrophē fleht er in frommer Begeisterung:

Das ganze Deutschland soll es sein!
 O Gott vom Himmel, sieh darein
 und gib uns rechten deutschen Mut,
 daß wir es lieben treu und gut!
 Das soll es sein!
 Das ganze Deutschland soll es sein!“

Der gläubig hoffende Freiheitsjäger ist aber heimgegangen, ohne den goldigen Einheitsmorgen gesehen zu haben. Was sein Auge schaute, war nur die am fernen Horizonte auftauchende Morgenröte, die dem blutgetränkten Völkerschlachtfelde bei Leipzig (Gedicht: „Die Leipziger Schlacht“) entstieg. Erst am 18. Januar 1871, als König Wilhelm von Preußen in Feindesland mit der deutschen Kaiserkrone geschmückt wurde, erwachte Barbarossa in seinem unterirdischen Schlosse. Die Raben der Zwietracht waren verschreckt, und das deutsche Reich erstand in alter Kraft und Herrlichkeit.

Im Jahre 1818 wurde Arndt Professor der Geschichte an der neu gegründeten Universität in Bonn. Am Schluß desselben Jahres erschien der vierte Teil des „Geistes der Zeit“. Das Buch schließt:

„Wem Furcht vor jemand seine Zunge schließt,
denk mir der Jämmerlichste nun und immer.“

Dies Schlußwort kennzeichnet den freimütigen Inhalt. Manche Stelle, die von der Mitwirkung des Volkes bei der Regierung handelte, die das forderte, was wir jetzt in Preußen und Deutschland haben, nämlich die Einschränkung der Fürstengewalt durch die mitberatenden und mitbeschließenden Abgeordneten des Volkes, erregte damals den heftigsten Unwillen der Fürsten, die lieber unumschränkt herrschen wollten. Neider und Feinde traten als geschäftige Ohrenbläser auf, und Arndt wurde als „Demagoge“, der geheime Bünde gefördert, die Jugend verführt und einen republikanischen Neubau Deutschlands angestrebt habe, seines Amtes entsetzt. So schmachvoll handelte man an einem der Besten des Vaterlandes. Seine Ehre war vor der Welt vernichtet, seine Freudigkeit gebrochen, sein Lebensglück zerstört. Nur sein starkes Gottvertrauen hielt ihn aufrecht:

„Hinein mit Gott! Dein klares Schicksal rollt
aus seiner Hand mit Millionen Losen.
Das glaube — fest geschieht, was er gewollt —
und glaubst du recht, so werden Nesseln Rosen.“

In seiner Schrift: „Erinnerungen aus dem äußeren Leben“ heißt es: „Und Jünglinge hätte ich verführt? Ich will vor Gott und allen Redlichen verloren sein, wenn man mir einen einzigen nennt, den ich zu böser Bündelei oder zu dummer Narrheit verleitet hätte. Habe ich in ungestüme, wilder Zeit, wo alles aus seinen gewohnten Ufern trat und treten mußte, auch mitunter ungestüme und wildfliegende Worte gebraucht, wie sie der ordentliche oder matte Friedenszustand nicht hören mag, so waren sie an Männer und nicht an unbärtige Jünglinge, auf das Ziel der Abschüttelung und Zerbrechung fremder Tyrannei gerichtet.“

3. Im Greisenalter. 1840 starb Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Ihm folgte sein Sohn Friedrich Wilhelm IV. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war die Wiedereinsetzung des siebenzigjährigen Arndt in sein Amt. Darüber herrschte große Freude in Deutschland. Arndt war zugleich überrascht und erfreut. Im Hinblick auf sein

hohes Alter hätte er lieber der Professur entsagt, fürchtete aber, daß man eine Ablehnung als ein Zeichen von Groll und Trotz ansehen könne, und nahm daher den Lehrstuhl wieder ein, von dem er seit zwanzig Jahren verbannt gewesen war.

Eine große Anerkennung wurde ihm zuteil, als er 1848 zum Abgeordneten für die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt am Main gewählt wurde. Bei Beginn der zweiten Sitzung erhob sich ein Abgeordneter und sprach: „Heute morgen ist ein Mann auf die Bühne getreten und, ohne zum Wort gelangt zu sein, wieder herabgestiegen. Es war der alte, greise Arndt. Ich glaube, wir sind ihm schuldig zu sagen, daß wir nicht gewußt haben, wer er gewesen.“ Da ward von allen Seiten stürmisch nach ihm gerufen, und unter rauschendem Jubel bestieg der edle Greis die Rednerbühne. Nach eingetretener Ruhe sagte er mit klarer Stimme: „Geschmeichelt fühle ich mich nicht, aber gerührt durch diese Anerkennung der Vertreter und Darsteller eines großen und ehrwürdigen Volkes, in dessen Gefühl und Gedächtnis ich wenigstens von Jugend an gelebt und gewirkt habe. Was der einzelne verdient und gewirkt, ist eine Kleinigkeit; es geht in der Million der Gedanken und Gefühle, in der geistigen Entwicklung eines großen Volkes so mit, wie ein kleines Tröpfchen im Ozean. Daß ich hier stehe, ein Greis jenseits der Grenze, wo man wirken kann, war das Gefühl, als ich erschien — gleichsam wie ein gutes altes deutsches Gewissen . . .“ Stürmische Zurufe verhinderten ihn, weiterzureden. Ein Abgeordneter brachte ihm für sein herrliches Volkslied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ und für sein sonstiges tief eingreifendes patriotisches Wirken ein dreimalig donnerndes Hoch, in das alle begeistert einstimmten.

Als später an die Versammlung die Frage trat, wer das Haupt der deutschen Nation sein solle, antwortete Arndt: „Kein anderer als der mächtigste deutsche Herr, der König von Preußen, um den, als um den Kern der Macht, die kleineren sich scharen müssen.“

Unter den Gesandten, die Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone anbieten sollten, befand sich auch Arndt. Weil aber die Krone nicht aus freier Entschließung der deutschen Fürsten kam, lehnte sie der König ab. Das war ein harter

Schlag für den nach deutscher Einheit strebenden Arndt. Bald danach schied er mißmutig aus dem Kreise der Abgeordneten und kehrte nach Bonn zurück. 1854 legte er sein Lehramt nieder und trat in den wohlverdienten Ruhestand.

Eine große Freude war ihm noch in seinen alten Tagen beschieden. Der zweite Weihnachtstag des Jahres 1859, an dem er 90 Jahre alt war, gestaltete sich zu einem erhebenden Festtag in ganz Deutschland, das in ihm seinen „Vater“ Arndt verehrte. Fürsten schmückten ihn mit Orden. Glückwunschschriften liefen in zahlreicher Menge von allen Seiten ein. Ein Sängerkhor stimmte vor seiner Wohnung das gewaltige: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ an. Die Aufregung des festlichen Tages war aber zu groß für den lebensmüden Greis gewesen. Er fühlte seine Kräfte rasch schwinden. Ohne sichtbaren Todeskampf entschlummerte er am 29. Januar 1860, von seiner zweiten Gattin, mit der er sich 1817 vermählt hatte, bis zum letzten Augenblicke in treuer Liebe getragen und gepflegt. Seine Gebeine ruhen im Schatten einer von ihm selbst gepflanzten Eiche.



14. Theodor Körner.

1791—1813.

1. Bei Vater und Mutter. Es war im September des Jahres 1801. Der Appellationsgerichtsrat Körner in Dresden fuhr mit seiner Gattin nach Leipzig, um einer Aufführung der „Jungfrau von Orleans“, des neuesten Dramas seines großen Freundes Schiller, der auch zur Vorstellung gekommen war, beizuwohnen. Als er wieder zurückkehrte, eilte ihm sein zehnjähriger Sohn Karl Theodor, für gewöhnlich Theodor genannt, entgegen und sprach erregt: „Denk' dir, Vater, Julie will nicht, wenn wir Soldat spielen, „das Mädchen von Dresden“ sein, und eine französische Jungfrau können wir doch nicht gebrauchen!“

„Warum denn nicht? Onkel Schillers Jungfrau war doch auch eine Französin.“

„Das ist einerlei. Unter einer französischen Jungfrau kämpfe ich nicht. Die Franzosen können nichts andres als totschlagen, und dann ist es kein Spiel mehr.“

„Aber in Onkel Schillers Stück bleiben sie doch Sieger.“

„Das sollen sie aber nicht. Sie haben, wie du mir selbst erzähst hast, ihren eigenen König umgebracht und die Jungfrau verbrannt.“

„Nein, die Jungfrau haben die Engländer verbrannt.“

„Ja, aber die Franzosen haben es gelitten, und das ist ebenso schlecht. Wenn Julie keine deutsche Jungfrau sein will, soll sie nicht mit uns spielen. Dann suchen wir uns eine andre auf.“

Der Vater lächelte über seines Sohnes Abneigung gegen die Franzosen und meinte tröstend, Julie würde ihm wohl noch den Gefallen erweisen und als „Mädchen von Dresden“ die Fahne vorantragen. Da hatte er sich jedoch geirrt; denn als Theodor wieder zu seinen Kriegskameraden in den Garten kam, war Julie verschwunden. Eine beherzte Freundin aus der Nachbarschaft ergriff jetzt die Fahne und führte todesmutig ihre Partei, zu der auch Theodor gehörte, in die Schlacht und ersocht als deutsche Jungfrau einen herrlichen Sieg über die feindlichen Franzosen.

Julie war die Tochter eines verstorbenen Freundes des Appellationsgerichtsrats. Letzterer hatte die Waise zu sich genommen und in ihr eine treffliche Gespielin für seine eigene Tochter gefunden.

Emma — so hieß diese — zeichnete sich durch ein stilles, ernstes Wesen aus. Der einige Jahre jüngere, am 23. September 1791 geborene Theodor dagegen war stürmisch, feurig, lebhaft, ein „echter Wildfang“, wie Tante Dora, der Mutter Schwester, ihn nannte. Er mochte gern lustige Verse reimen, versuchte sich auch in der Abfassung kleiner Theaterstücke, wozu er durch Schillers Dramen und das rege geistige Leben im Elternhause veranlaßt wurde. Seinem Hauslehrer machte er durch Fleiß und Fortschritte viel Freude. Nur beim Unterricht im Französischen wollte es nicht recht vorwärts. Theodor behauptete: „Ich kann die alten dummen Dokabeln nicht behalten.“

1804 war Schillers „Tell“ erschienen. Darüber herrschte große Freude im Körnerschen Hause.

„Ich will die Rolle des Tell lesen“, jubelte Theodor.

„Oder die des kleinen Walter,“ versetzte Tante Dora, „dem der Vater den Apfel vom Kopfe schießt. Die paßt besser für dich kleinen Knirps.“

„Ja, wenn ordentlich dabei geschossen wird, ist mir's recht.“

„Ach du mit deinem dummen Schießen,“ sagte Emma; „sie werden dich noch einmal totschießen.“

„So? Meinst du das? Doch nur, wenn ich Soldat werde. Dann geht's Piff! Paff! Puff! Bumm!“ Und damit schleuderte er seiner Schwester einen Ball auf den Rücken, daß sie erschrocken aufsprang, während er lachend zur Tür hinauseilte.

Man übertrug ihm für den Leseabend im Familien- und Freundeskreise die Rolle des Walter Tell, von der er schnell eine saubere Abschrift anfertigte, und als der lang ersehnte Abend kam, trug er zu aller Erstaunen seine Worte größtentheils frei aus dem Gedächtnisse vor.

2. Auf der Bergakademie. 1808 bezog Theodor die Hochschule zu Freiberg an der Mulde, um sich dem Bergbaustudium zu widmen. Voll hehrer Begeisterung für den von ihm erwählten Beruf, wünschte er zunächst das Bergmannsleben in den dunkeln Tiefen der Erde kennen zu lernen. Die verborgenen Schätze ans Tageslicht zu fördern, muß nach seiner Meinung eine anziehende Beschäftigung sein. Schnell ist das Arbeitsgewand der Bergleute angeschafft, und nach kurzem Gottesdienste fährt er in früher Morgenstunde mit einem erfahrenen Bergmanne, der sein Lehrmeister sein soll, durch den Schacht in die gähnende Tiefe hinab. Plötzlich geht es langsamer; ein leichter Stoß, und der große Käfig, in dem sie hinabgefahren sind, ist unten angelangt. Sie steigen aus und wandern kreuz und quer durch die Stollen nach der Arbeitsstätte.

„Die linke Hand setzt das Bergeisen mit der Spitze auf das Gestein, während die rechte mit dem Fäustel fest darauf schlägt“, sagt der Alte, ruft dem Jünglinge ein herzliches „Glückauf“ zu und geht dann weiter.

Theodor folgt seiner Anweisung und schwingt mit jugendlicher Kraft den schweren Hammer, das sogenannte Fäustel, auf das Bergeisen, um das Gestein aus seiner Verbindung zu lösen, während das Grubenlicht sein kleines Arbeitsfeld beleuchtet. Aber bald erlahmt der Arm von der ungewohnten Anstrengung, und mit Sehnsucht wartet er auf den Zeitpunkt,

da er wieder auffahren kann. Erst nach mehreren Wochen ist die Schwäche im Arm überwunden, und nun kann er mit den andern Bergleuten aushalten.

So schön, wie er es sich ausgemalt hat, ist aber die Arbeit im dunkeln Erdschoße nicht. Die dumpfe Grubenluft beengt ihm die Brust; die schauerliche Einsamkeit macht ihn wohl ernst und nachdenkend, lähmt aber auch die höhere Flugkraft seiner Phantasie, und nach einigen Monaten gibt er die unterirdische Beschäftigung auf, um in den lichten Räumen der Akademie unter der Leitung seiner Lehrer den Bergbau zu studieren.

Mit seinem sonnigen, heitern Wesen erwarb er sich bald manchen Freund unter den Studiengenossen. Am innigsten schloß er sich dem biederen Karl Schneider an, einem Jünglinge von frischem Geist und festem Charakter, der aber infolge harter Schicksalsschläge dem Trübsinn zuneigte. Ihm las er seine Gedichte vor und verlebte fast keinen Tag, ohne sich seiner Gesellschaft erfreut zu haben. Zu Körners großem Schmerz nahm dieser beglückende Freundschaftsbund bald ein jähes Ende.

Es war zu Anfang des Jahres 1809. Theodor saß in seiner Stube und schrieb einen Brief an die Eltern. Da trat Schneider herein, um ihn zum Schlittschuhlaufen abzuholen.

„Geh voran!“ sprach Körner. „Ich komme gleich nach. Erst will ich meinen Brief beendigen.“

Eine halbe Stunde später eilte er dem Freunde nach. Als er sich der Mulde näherte, sah er, daß die Schlittschuhläufer sich um einen Punkt auf der Eisfläche zusammendrängten. Eine bange Ahnung beflügelte seinen Fuß.

„Was ist da los?“ fragte er einen Mann, der vom Eise herkam.

„Es ist jemand eingebrochen und ertrunken“, lautete die Antwort.

„Wer denn?“

„Einer von den Bergstudenten.“

Eilenden Schrittes stürmte Körner vorwärts und erreichte das Eis gerade in dem Augenblick, als man den Verunglückten herauszog.

Ein Blick, ein Schrei! und Körner stürzte sich über die Leiche seines geliebten Freundes. Vergeblich war das Rütteln

und Rufen. Das im Tode gebrochene Auge öffnete sich nicht wieder, und der bleiche Mund blieb stumm.

Zwei Tage später wurde der Entschlafene unter allgemeiner Theilnahme zur letzten Ruhe gebettet. Als der Geistliche am Grabe gesprochen hatte, nahm der junge Körner das Wort und widmete seinem heimgegangenen Freunde folgenden tief ergreifenden Nachruf:

„Dom reinsten Streben war dein Herz durchdrungen,
 das jeder edlen Tat sich willig bot.
 Dein Auge brach, der Kampf ist ausgerungen,
 in tiefer Flut umarmte dich der Tod.
 Jetzt hast du längst der Erde Nacht bezwungen,
 die Seele schwebt im ew'gen Morgenrot.
 Nun hat dein tiefes Sehnen sich gelichtet;
 dein Tag brach an; das Dunkel ist vernichtet.“

3. In Wien. Im Jahre 1810 gab Körner unter dem Titel „Knospen“ eine Sammlung von Gedichten heraus, die er mit folgenden bescheidenen Worten einleitete:

„Knospen nennen wir uns, sind bescheid'ne, freundliche Blümchen,
 wie uns der Frühling gebar, treten wir kunstlos hervor.
 Freilich sind wir noch klein und zart und nur Träume des Lebens,
 doch auch ein Traum ist gut, kommt er aus fröhlicher Brust.
 Nimm uns drum, wie wir sind, hat Natur auch leicht uns gestaltet,
 leicht, wie die Jugend, entquillt leicht auch die bildende Kraft;
 doch, wie die Blüte sich formt? — Das liegt noch verhüllt in der
 Zukunft!

Wenn sich der Sommer erhebt, reißt auch die Knospe zur Frucht.“

Die Gedichte fanden eine freundliche Aufnahme, und im Elternhause herrschte darüber große Freude. Dem kunstliebenden Vater drängte sich immer mehr die Überzeugung auf, daß die Dichtkunst des Sohnes rechtes Berufsfeld sei. Daher gestattete er auch, daß er das Studium der Bergwissenschaften aufgab, Freiberg verließ und im Spätsommer 1811 nach Wien übersiedelte, um sich dort durch die Aneignung einer allgemeineren, umfassenderen Bildung auf seinen Dichterberuf vorzubereiten.

Einige Tage nach seiner Ankunft in Wien fand er nicht weit von seiner Wohnung einen an einer Straßenecke angeklebten Theaterzettel, auf dem zu lesen stand:

„Kaiserlich königliches Hofburgtheater.

Die Jungfrau von Orleans.

Eine romantische Tragödie von Friedrich von Schiller.“

Weiter las er nicht. Heute mußte er ins Theater. Das stand fest. Wie oft hatte er im Elternhause das herrliche Trauerspiel des heimgegangenen großen Dichters gelesen und sich dadurch begeistern lassen! Aber unendlich viel wirkungsvoller war es auf der Bühne. Das höchste Ziel der Dichtkunst erblickte er von nun an in dem Bemühen, durch die Bühne veredelnd auf die Menschheit einzuwirken.

Dem Vater schrieb er: „Ich überzeuge mich alle Tage mehr, daß die Poesie eigentlich das ist, wozu mich Gott in die Welt geworfen hat.“

Rüstig machte er sich ans Werk. Mit zwei kleinen Lustspielen begann er, und diese gelangen ihm so gut, daß sie zu seiner Freude vom Burgtheater zur Aufführung angenommen wurden. Am 17. Januar 1812 gingen „Die Braut“ und „Der grüne Domino“ — so hießen die beiden Lustspiele — zum erstenmal über die Bretter.

Unter den vielen Zuschauern befand sich auch der Dichter. Mit fieberhafter Spannung harrete er dem Heben des Vorhanges entgegen. Neugierig horchte er nach rechts und links, um zu erfahren, was man sich über den unbekanntenen Dichter zu erzählen wisse.

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ wandte er sich an seinen Nachbar, „kennen Sie vielleicht den Verfasser der beiden Stücke?“

„Ja, sehr gut,“ lautete die Antwort. „Es ist ein kleiner dicker Mann, dem man's nicht ansieht, daß er etwas fürs Theater schreiben kann.“

Körner vermochte kaum, ein Lächeln zu unterdrücken, wußte aber jetzt, daß er ruhig im Zuschauerraum verweilen könne, ohne erkannt zu werden.

Beide Stücke wurden mit rauschendem Beifall aufgenommen. Freudetrunken ging der jugendliche Dichter nach Hause, und nun folgten bald neue Lustspiele, die alle eine überaus freundliche Aufnahme fanden.

Gegen Schluß des Jahres wagte er sich an die Ausarbeitung eines Trauerspieles, das am letzten Dezember zur

Aufführung gelangte und den Namen „Z r i n y“ erhalten hatte. In diesem Drama feiert Körner den ungarischen Nationalhelden Zriny; aber was seiner Sprache einen höheren Schwung verleiht, sind nicht nur die Taten des Ungarhelden, sondern zugleich die schmachvollen Zustände des deutschen Vaterlandes, über das Napoleon damals seine Gottesgeißel schwang. Das empört des Dichters Herz. Mit flammenden Worten sucht er von der Bühne herab die Schlafenden aufzurütteln, damit sie fühlen, welches Stammes sie sind, und die Schmach und Schande von sich abwälzen.

Das Burgtheater war bei der ersten Aufführung bis auf den letzten Platz gefüllt. Unter den Zuschauern sah man die bedeutendsten Personen, die damals in Wiens Mauern lebten.

Der Erfolg war großartig. Ein wahrer Beifallsturm, wie er in diesen Räumen noch nicht gehört war, durchbrauste das Haus.

„Körner, der Dichter heraus! Körner heraus!“ rief das Publikum, als der Vorhang gefallen war. Tief bewegt und hoch beseligt trat Körner vor und sprach mit klarer Stimme: „Ich fühle es deutlich in mir, daß ich diesen schönen Zursuf nicht meiner schülerhaften Muse, nein, nur dem schönen Eifer des edlen Künstlervereins in dem begeisterten Andenken an die große Tat einer großen Nation zu verdanken habe.“

Dieser bescheidenen Äußerung folgte ein neuer Beifallsturm, und die begeisterten Bravorufe wollten gar kein Ende nehmen.

Einige Tage später erhielt Körner die Anstellung als kaiserlicher Hoftheaterdichter, mit einem Jahresgehalt von 3000 Gulden.

Der Erzherzog Karl ließ ihn zu sich kommen, unterhielt sich längere Zeit mit ihm und entließ ihn mit den Worten: „Leben Sie wohl, mein junger Freund! Es ist mir lieb, solch einen wackern jungen Deutschen kennen gelernt zu haben.“

4. Fürs Vaterland. Während Körner als Bühnendichter in Wien einen herrlichen Sieg errang, waren für Napoleon Bonaparte auf den Schnee- und Eisfeldern in Rußland die eisernen Würfel gefallen. Durch das sichtbare Eingreifen einer höheren Hand war der ehr- und ruhmsüchtige Welteroberer von dem Gipfel seiner Macht herabgestürzt und eilte jetzt mit den

kläglichem Trümmern seines stolzen Heeres der Heimat zu. Da zog hoffnungsfreudiges Frühlingsbrausen durch die Herzen der geknechteten Bewohner unseres Vaterlandes. „Jetzt oder nie!“ hieß es überall. Am 17. März 1813 erließ Friedrich Wilhelm III. den berühmten „Aufruf an mein Volk“, und freudig eilte alt und jung zu den Waffen, um im heiligen Kriege die Freiheit zu erkämpfen.

Da wurden unserm Körner die Mauern der Kaiserstadt an der Donau zu eng. Unterm 10. März schrieb er seinem Vater:

„Deutschland steht auf! Der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen Freiheit. Meine Kunst seufzt nach ihrem Vaterlande — laß mich ihr würdiger Jünger sein! — Ja, lieber Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blute, mir ein Vaterland zu erkämpfen. — — — Eine große Zeit will große Herzen, und ich fühle die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung; ich muß hinaus und dem Wogensturme meine Brust entgegendrücken.

Soll ich in feiger Begeisterung meinen siegenden Brüdern meinen Jubel nachleiern? — — — Ich weiß, Du wirst manche Unruhe erleiden müssen; die Mutter wird weinen! Gott tröste sie! Ich kann's Euch nicht ersparen. Des Glückes Schoßkind rühmt' ich mich bis jetzt; es wird mich jezo nicht verlassen. — — — Daß ich mein Leben wage, das gilt nicht viel; aber daß ich dies Leben, mit allen Blütenkränzen der Liebe und Freundschaft geschmückt, wage, daß ich die süße Empfindung hinwerfe, die mir in der Überzeugung lebte, Euch keine Unruhe, keine Angst zu bereiten, das ist ein Opfer, dem nur ein solcher Preis entgegengestellt werden darf.

Die Mutter soll mir ihren Schmerz vergeben; wer mich liebt, soll mich nicht verkennen, und Du wirst mich Deiner würdig finden.

Dein Theodor.“

An das deutsche Volk richtete er die begeisterte Mahnung:

1. „Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen;
hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen.
Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen;
die Saat ist reif; ihr Schnitter, zaudert nicht!

Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte.
 Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein!
 Der Freiheit eine Gasse! — Wasch die Erde,
 dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

6. Der Himmel hilft; die Hölle muß uns weichen!
 Drauf, wackres Volk! Drauf, ruft die Freiheit, drauf!
 Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen.
 Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
 Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
 Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
 in deiner Dorzeit heil'gem Siegerglanz:
 vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
 auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!“

Am 19. März traf er in Breslau ein und ließ sich in die
 L ü k o w s c h e F r e i s c h a r, die unter dem Befehl des Majors
 von Lükow stand, aufnehmen. Hier fand er auch den wackeren
 Turnvater Jahn und den herrlichen Jüngling Friesen, mit
 denen er bald treue Freundschaft schloß.

In der Dorfkirche zu Rogau unweit des Zobtenberges
 wurde die 1500 Mann zählende Freischar am 28. März durch
 einen Prediger feierlich e i n g e s e g n e t. Unter den Klängen
 der Orgel sangen die Krieger in tiefer Bewegung das von
 Theodor Körner gedichtete Einsegnungslied:

1. „Wir treten hier im Gotteshaus
 mit frommem Mut zusammen.
 Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
 und alle Herzen flammen.
 Denn was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
 hat Gott ja selber angefacht.
 Dem Herrn allein die Ehre!

2. Der Herr ist unsre Zuversicht,
 wie schwer der Kampf auch werde;
 wir streiten ja für Recht und Pflicht
 und für die heil'ge Erde.
 Drum, retten wir das Vaterland,
 so tat's der Herr durch unsre Hand.
 Dem Herrn allein die Ehre!

3. Es bricht der freche Übermut
 der Tyrannei zusammen;
 es soll der Freiheit heil'ge Glut
 in allen Herzen flammen.
 Drum frisch in Kampfes Ungeßüm!
 Gott ist mit uns und wir mit ihm.
 Dem Herrn allein die Ehre!

4. Er weckt uns jetzt mit Siegeslust
für die gerechte Sache;
er rief es selbst in unsre Brust:
„Auf, deutsches Volk, erwache!“
Und führt uns, wär's auch durch den Tod,
zu seiner Freiheit Morgenrot.
Dem Herrn allein die Ehre!“

In herzergreifender, begeisternder Rede spricht der Prediger von dem großen, schönen Werke, zu dessen Ausführung die kampfesmutigen Männer jetzt schreiten wollen, und erfleht in innigem Gebete den Segen des Höchsten. Feierlich-ernst klingt der von ihm vorgespochene und von der Mannschaft Satz für Satz nachgesprochene Eid der Treue. Dann braust der volle Orgelton durch den Raum, und in heiliger Begeisterung steigt das kraftvolle, siegesfreudige Lutherlied: „Ein feste Burg ist unser Gott“ zum Himmel empor.

Am andern Morgen bricht das Korps auf nach Sachsen. Der Weg führt über Bauzen nach Dresden. Körner empfängt den Auftrag, seine Landsleute, die noch mit Napoleon im Bunde standen, zur Teilnahme an der allgemeinen Erhebung aufzufordern.

Es sind Worte glühendster Begeisterung, die er an sein Volk richtet. Er schließt seinen Aufruf folgendermaßen: „Sieh auf unsere mutige Schar! Wir haben es im Gotteshause beschworen, zu kämpfen, zu sterben für unsere, für Eure Freiheit; der Segen der Kirche ist mit uns und die Gebete aller treuen Herzen. Sammelt Euch zu uns, tüchtige Männer des tüchtigen Volkes! Eure Brüder in Westfalen erwarten uns; Preußens und Rußlands Adler kämpfen mit uns, und Gott hilft uns siegen.“

Wenn der Feind daniederliegt, dann hängen wir das Schwert in den Eichenwäldern des befreiten Vaterlandes auf und ziehen heim in Frieden.

Nun, so der Himmel will, wird es bald getan sein. Gott ist mit uns und die gerechte Sache. Ein' feste Burg ist unser Gott!“

Im Elternhause zu Dresden gab es ein fröhliches Wiedersehen, als der stattliche Jäger der Lützowschen Schar auf mehrere Tage zum Besuch kam; aber schmerzlich war der Abschied, als es nach kurzer Rast weiterging. Emma fertigte

während des Aufenthaltes eine Kreidezeichnung von dem geliebten Bruder an.

Als gemeiner Jäger war Körner in Lützows Freischar eingetreten, die wegen ihrer schwarzen Uniform auch die „schwarze Schar“ genannt wurde, und nach zwei Monaten ernannte Lützow ihn schon zu seinem Adjutanten. Anfang Juni wurde mit den Franzosen ein sechswöchiger Waffenstillstand geschlossen. Nichtsdestoweniger überfielen die wortbrüchigen Feinde heimtückischerweise eine Abteilung des Lützowschen Korps bei K i z e n, einem Dorfe zwei Meilen südwestlich von Leipzig im Regierungsbezirk Merseburg. Unser Dichter empfing dabei eine klaffende Kopfwunde, die ihn so entkräftete, daß er sich nur mit Mühe in ein nahes Gebüsch schleppen konnte, um den feindlichen Späheraugen zu entrinnen. Eine Ohnmacht raubte ihm das Bewußtsein. Als er endlich wieder erwachte, glaubte er, daß sein Sterbestündlein geschlagen habe. Da griff er noch einmal zum Bleistift und zum Taschenbuch und schrieb mit zitternder Hand seinen „Abschied vom Leben“:

1. Die Wunde brennt — die bleichen Lippen beben.

Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage:
hier steh' ich an den Marken meiner Tage.
Gott, wie du willst! Dir hab' ich mich ergeben.

2. Die goldne Bilder sah ich um mich schweben;
das schöne Traumbild wird zur Totenklage. —
Mut! Mut! — Was ich so treu im Herzen trage,
das muß ja doch dort ewig mit mir leben.

3. Und was ich hier als Heiligtum erkannte,
wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:

4. als lichten Seraph seh ich's vor mir stehen;
und wie die Sinne langsam mir vergehen,
trägt mich ein Hauch zu morgenroten Höhen.“

Theodor Körner stand aber noch nicht am Ende seiner Tage. Ein kleines Mädchen fand ihn, holte ihren Vater, und der totenbleiche Kriegsmann wurde in Sicherheit gebracht. Langsam genas er in seinem heimlichen Versteck. Eine Nachkur in Karlsbad stellte ihn vollends wieder her, und Anfang August kehrte er zur „schwarzen Schar“ zurück, die ihren Liebling mit Jubel begrüßte.

Der Waffenstillstand war abgelaufen, und die blutige Kriegsarbeit hatte wieder begonnen. Lüchow befand sich mit seinem Freikorps in Mecklenburg bei Gadebusch, um gegen eine französische Heeresabteilung einen Streifzug zu unternehmen. Der 26. August war der Tag des Gefechtes.

In früher Morgenstunde hatte sich Körner, dem Zuge seines Herzens folgend, einen Augenblick von seinen Kameraden zurückgezogen. Als er wieder zum Vorschein kam, stand ein neues Lied in seinem Taschenbuch, das er gleich vorlesen mußte, und dessen erste Strophe folgendermaßen lautete:

„Du Schwert an meiner Linken,
was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
hab' meine Freude dran.
Hurra!“

„Hurra!“ riefen auch die kampfesmutigen Kameraden und zogen ihre Schwerter klirrend aus der Scheide.

Wenige Stunden später entbrannte die Schlacht. Körner kämpfte mit in den vordersten Reihen.

„Mir nach!“ rief er seinen Gefährten zu. „Wer ein braver Kamerad ist, folgt mir!“

Mit hochgeschwungenem Schwerte sprengt er auf das nahe Gehölz zu. Da bäumt sich sein Roß; eine Kugel hat es am Halse verwundet. Körner will abspringen; aber in demselben Augenblick durchbohrt ihn eine Kugel, und er sinkt tot herab.

Mit unbegreiflicher Wut stürzten sich die Preußen auf die Feinde, bis sie den Sieg errungen haben.

Körner ist gerächt. Unter heißen Tränen bereiten sie ihm am folgenden Tage eine Ruhestätte unter einer schattigen Eiche bei dem Dorfe Wöbbelin, das 8 Kilometer nördlich von Ludwigslust liegt.

Neben ihn bettete man später seine einzige Schwester Emma, seine Eltern und Tante Dora. Das Grab ist seit 1814 mit einem eisernen Gitter eingefriedigt und mit einem ehernen Denkmal geschmückt, das einen Opferaltar darstellt, auf dem Leiter und Schwert — so lautet der Titel von Körners vaterländischen Gedichten — von einem Eichenkranze umwunden stehen. Auf der Vorderseite liest man folgende Inschrift:



15. Friedrich Rückert.

1788—1866.

1. Jugendleben und Jugendtaten. „O Mutter, der König und die Königin der Elfen sitzen an den Rathausfenstern; ich will schnell hin und sie sehen!“ So rief eines Morgens nach dem Erwachen ein vierjähriges Büblein seiner Mutter zu und eilte ins grüne Eckzimmer, ins Arbeitsstübchen des Vaters, von wo aus man nach dem Rathause hinüberblicken konnte. Der Vater saß bereits an seinem Schreibtisch, als der kleine Friedrich in seinem Nachthemd ins Zimmer trippelte. „Aber, Vater, wo sind der König und die Königin der Elfen? Ich sehe sie ja gar nicht an den Rathausfenstern.“ Lächelnd küßte der Vater sein Söhnlein und sprach: „Hast du schon wieder im Traum die Heinzelmännchen gesehen, von denen Mutter dir gestern abend erzählte?“

Die lebhafteste Einbildungskraft des Knaben zauberte in nächtlichen Traumbildern jene lustigen und wunderbaren Wesen hervor, von denen die schönen Märchen aus der Mutter Mund berichteten. Und die Frau Rechtsanwältin Rückert verstand sich aufs Märchenerzählen! Mit glühenden Wangen und unverwandten Blickes lauschte Friedrich ihrer Erzählung. In dankbarem Gedenken hat er später, als er ein berühmter Dichter geworden war, von ihr gesagt:

„Gott belohne sie;
frühe gab sie Speis' und Futter
meiner Phantasie.“

Der Vater, eine stattliche Erscheinung von herzugewinnender Freundlichkeit, wohnte in der bayrischen Stadt Schweinfurt am Main. Hier wurde ihm am 16. Mai 1788 — ein Jahr vor Ausbruch der französischen Revolution — unser Friedrich als erster Sprößling geboren. Vier Jahre später erhielt der Vater eine Anstellung als Amtmann in Oberlauringen am Main, einem in reichgesegneter, malerischer Gegend gelegenen Dorfe des Regierungsbezirks Unterfranken.

Auf den vielen Streifzügen, die Friedrich in Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder Heinrich unternahm, wurden Blumen gesucht und Schmetterlinge gefangen. Alles, was ihnen des Mitnehmens wert erschien, schleppten sie nach Hause und schmückten damit Schränke, Kommoden, Stühle und Tische, so daß die Mutter nur mit Mühe und Not Ordnung und Reinlichkeit aufrechterhalten konnte.

Unter der Dorfjugend gaben die beiden „A m t m a n n s - b u b e n“ den Ton an. Wie einst Romulus und Remus, so waren auch sie die Anführer bei den beliebten Kriegsspielen, wobei es zuweilen nicht ohne Reiberei mit dem Feldwächter abging.

Eines Tages trat Friedrich in Begleitung des Vaters eine Reise nach seinem Geburtsort Schweinfurt an, wo er sich an dem lebhaften Treiben auf dem Marktplatz ergötzte. Unter den Merkwürdigkeiten der Stadt suchte er auch das steinerne Stadtwappen auf, das über der Torfahrt des Rathhauses angebracht war. Der Künstler, der es einst angefertigt hatte, schien aber kein Meister in seinem Fach gewesen zu sein. Eine vorübergehende Frau erzählte dem Knaben, daß der Steinhauer

von dem Räte der Stadt den Auftrag erhalten habe, ein Lamm über der Einfahrt des Rathauses anzubringen, da die Stadt „Lammfurt“ heißen solle. Die wenig geschickten Künstlerhände hätten aber das Lamm in ein Schwein verwandelt, und so sei man gezwungen gewesen, den Ort „Schweinfurt“ zu nennen.

Dem Rathause begab sich Friedrich nach dem Mühlenort. Dort sollte eine steinerne Eule zu finden sein, die auf die Frage: „Eule, was machst du?“ „nichts“ antwortete. Er entdeckte auch gleich den Vogel und rief ihm mit lauter Stimme zu: „Eule, was machst du?“ Als sie wirklich nichts geantwortet hatte, ging er verdrießlich weiter. Plötzlich dämmerte es in ihm auf, wie der Scherz gemeint sei, und er mußte laut lachen.

Nun wollte er die Mühlen in Augenschein nehmen, die er beim Mühlenort vermutete, fand jedoch keine. Da fragte er einen Wachtposten: „Herr Stadtsoldat, wo sind denn die Mühlen des Mühlenortes? Sie können sich doch nicht verkrochen haben.“

Unwirsch antwortete dieser: „Ach, Junge, wer sucht wohl die Mühlen beim Mühlenort? Die mußt du beim Brückentor suchen.“

„Ei, der tausend!“ versetzte Friedrich, „dann fehlen beim Brückentor wohl die Brücken?“

„Grünschnabel!“ donnerte der Soldat ihm entgegen, „die Ratsherren werden wohl besser wissen als du, wie sie ihre Tore benamsen wollen. Wenn sie das Brückentor auch noch Mühlenort nennen wollten, dann hätte dieses gar keinen Namen und jenes zwei. Das geht wohl nicht in deinen dicken Kopf hinein? He? — Nun pack dich und komm' mir nicht zum zweitenmal!“

Friedrich zog sich lächelnd zurück und brach von einem am Wege blühenden Fliederstrauch Blüten und Zweige ab, wie er es zu Hause gewohnt war. Da kam er aber schlimm an. In der vornehmen freien Reichsstadt herrschten andere Sitten als in seinem Heimatdorf. Im Nu sah er sich von der ganzen Wachtmannschaft umringt, und sein Freund vom Mühlenort freute sich bereits auf den derben Denkkettel, den Friedrich jetzt für seine naseweise Rede erhalten würde. Schon sollte der Missetäter nach der Wache abgeführt werden, als der Wachtmeister des Weges kam. Dieser kannte den schalkhaften, lebenslustigen Amtmannsbuben aus Oberlauringen und befreite ihn aus den Händen der Soldaten.

2. **In der Schule.** Den ersten Unterricht empfing der kleine Knabe in der Dorfschule zu Oberlauringen, die er gemeinschaftlich mit den Bauernkindern besuchte. Vom neunten Lebensjahre an trat der Privatunterricht des Ortspfarrers hinzu. Unser Dichter machte seinen Lehrern durch gute Fortschritte viel Freude. Großes Gewicht legte er auf eine gute Handschrift und auf die Sauberkeit seiner Hefte. Die Anfangsbuchstaben der einzelnen Aufgaben malte er bald mit roter, bald mit grüner, selbstbereiteter Tinte.

Von Ostern 1802 bis Oktober 1805 besuchte er das Gymnasium in Schweinfurt. Die Schüler wohnten in dem Anstaltsgebäude fast in klösterlicher Abgeschlossenheit. Rückert lag mit eisernem Fleiße seinen Arbeiten ob, so daß er bald alle seine Mitschüler überflügelte. Bei der Abgangsprüfung erhielt er folgendes glänzende Zeugnis: Griechische Literatur 2, Lateinische Literatur 1, Theorie des deutschen Stils 1, Religionslehre 1, Erdbeschreibung 1, Geschichte 1, Naturgeschichte 3, Naturlehre 1, Mathematik 2, Französisch 1.

Nach seinem Abgang vom Gymnasium wurden Würzburg und Heidelberg seine Universitätsstädte, wo er Rechtsgelehrsamkeit, Sprachen und Literatur studierte.

3. **Der Dichter.** Seine ersten dichterischen Versuche fallen in die Ferienzeiten der Universitätsjahre. Von nachhaltigem Einfluß auf die Abfassung vaterländischer Dichtungen wurde für ihn der große Völkerfrühling 1813, als Deutschland sich wie ein Mann erhob, um die Ketten französischer Fremdherrschaft zu brechen. Neben Arndt, Körner und Schenkendorf ließ auch Rückert seinen Freiheitsfang erschallen. Gern wäre er gleich Körner mit in den „heil'gen Krieg“ gezogen, um mit dem Schwert in der Hand zu streiten. Aber die Vorstellungen des Vaters, die Tränen der Mutter und die Überzeugung, daß seine durchs Studieren wirklich geschwächte Gesundheit das anstrengende Feldleben nicht ertragen könne, hielten ihn nach langem Schwanken endlich zurück. Unter seinen patriotischen Liedern stehen die „Geharnischten Sonette“, von denen er zunächst dreißig schuf, obenan. Um den Geist zu kennzeichnen, den diese Gedichte atmen, seien das zweite und dritte Sonett mitgeteilt.

2.

O, daß ich stünd' auf einem hohen Turme,
weit sichtbar rings in allen deutschen Reichen,
mit einer Stimme, Donnern zu vergleichen,
zu rufen in den Sturm mit mehr als Sturme:

„Wie lang willst du dich winden gleich dem Wurme
krumm unter deines Feind's Triumphrad's Speichen?
Hat er die harte Haut noch nicht mit Streichen
dir g'nug gerieben, daß dich's endlich wurme?“

Die Berge, wenn sie könnten, würden rufen:
„Wir selber fühlten mit süßlosem Rücken
lang g'nug den Druck von eures Feindes Hüfen.

Des Steins Geduld bricht endlich auch in Stücken,
den Götter zum Getretensein doch schufen —
Volk mehr als Stein, wie lang darf man dich drücken?““

3.

Was schmiedst du, Schmied? — „Wir schmieden Ketten, Ketten!“ —
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen!
Was pflügst du, Bau'r? „Das Feld soll Früchte tragen!“
Ja, für den Feind die Saat, für dich die Kletten!

Was zielst du, Schütze? „Tod dem Hirsch, dem fetten!“
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du, Fischer? „Neß dem Fisch, dem zagen!“
Aus eurem Todesneß, wer kann euch retten!

Was wiegest du, schlaflose Mutter? „Knaben!“
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande,
im Dienst des Feindes, Wunden schlagen sollen!

Was schreibest, Dichter, du? „In Gluthuchstaben
einschreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
das seine Freiheit nicht darf denken wollen!“

Friedrich Polack sagt: „Diese dreißig Sonette sind dreißig Hammerschläge an das deutsche Gewissen, dreißig Gluthuchstaben, die wie das Mene Tekel im Königsschloß zu Babel brannten, und dreißig Brandraketen, die zündend in die Herzen des deutschen Volkes flogen. Sie waren eine patriotische Mannestat.“

Um Weihnachten 1813 hielt Rückert sich bei seinen Eltern auf und schrieb für seine kleine dreijährige Schwester Maria, die immer Geschichten hören wollte, in den Dezembertagen seine reizenden *Kindermärchen*, die noch heute das Auge der

Kinder in heller Freude aufleuchten lassen. Wie lauschte das Schwesterchen, als der große Bruder ihm erzählte „vom Bäumlein, das überall hat mitgenommen sein wollen“, und das immer sagt:

„Ich kann nicht mehr;
wenn nur was käme
und mich mitnähme!“

Und nun folgten noch vier Märchen mehr: „Dom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt“, „Dom Bäumlein, das spazieren ging“, „Dom Spielmann“ und „Dom Männlein in der Gans“.

Am 26. Dezember 1821 verheiratete sich Rückert mit Luise Wiethaus-Fischer, einer Stieftochter des Archivrats Fischer, die er während eines längeren Aufenthalts in Koburg kennen gelernt hatte, und mit der er das glücklichste Zusammenleben führte. Ihrer Ehe entsprossen neun Kinder, von denen aber zwei in dem kurzen Zeitraum von sechzehn Tagen am Scharlach starben. Als Wärter am Krankenbett der lieben Kinder suchte der Dichter die verzweifelte Gattin zu trösten, indem er sprach:

„Wir harren unbekommen;
es wird als Todesengel
der Lebensfürst nicht kommen.“

Aber er kam doch und führte sie von dannen.

Da bricht der tieferschütterte Vater in laute Totenklage aus und verleiht seinem Schmerz einen ergreifenden Ausdruck in den „Kinder Totenliedern“, in denen die zartesten Saiten des menschlichen Herzens erklingen. Man höre!

„Oft denk' ich, sie sind nur ausgegangen,
bald werden sie wieder nach Haus gelangen,
Der Tag ist schön, o sei nicht bang,
sie machen nur einen weitem Gang!

Ja wohl, sie sind nur ausgegangen
und werden jetzt nach Haus gelangen;
o sei nicht bang, der Tag ist schön,
sie machten den Gang zu jenen Höh'n!

Sie sind uns nur vorausgegangen
und werden nicht hier nach Haus verlangen;
wir holen sie ein auf jenen Höh'n
im Sonnenschein: der Tag ist schön.“

Ein andermal seufzt der Dichter:

„Ich hatte dich lieb, mein Töchterlein!
und nun ich dich habe begraben,
mach' ich mir Vorwürf', ich hätte sein
noch lieber dich können haben.“

Ein großes Verdienst hat sich Rückert durch die Übersetzung persischer und arabischer Dichtungen in die deutsche Sprache erworben. Weithin drang sein Ruf als Sprachgelehrter.

Die letzten achtzehn Lebensjahre verbrachte er auf seinem reizenden Gute Neuseß bei Koburg, wo er in ländlicher Stille, umgeben von Blumen und Bäumen, rastlos weiter arbeitete. Hier ist er am 31. Januar 1866 eines sanften Todes entschlummert.



16. Ludwig Uhland.

1787—1862.

A. 1. Kindheit. „Meinst du, daß ich nichts andres zu tun habe, als dein Geversel zu lesen?“ sagte halb scherzend, halb ärgerlich ein Lehrer in Tübingen zu seinem Schüler Ludwig Uhland, als der ihm wieder eine größere Anzahl lateinischer Verse zum Nachsehen überreichte.

Der sehr begabte Knabe war der dritte Sohn des Universitätssekretärs Johann Friedrich Uhland in Tübingen. Sein Geburtstag war der 26. April 1787. Vom Vater erbte er den Ernst, der in späteren Jahren einen hervorstechenden Zug in seinem Charakter bildete, und von der Mutter das

sinnige Gemüt, das sich in dem blauen, treuen Auge des Kindes widerspiegelte. In den ersten Knabenjahren soll Ludwig ein ziemlich wilder Junge gewesen sein, der sich gern im Freien umhertummelte. Kein Graben war ihm zu breit und keine Treppe zu hoch. Während der Badezeit im Sommer schwamm er fleißig im Neckar, und im Winter fuhr er als gewandter Schlittschuhläufer über die glatte Eisfläche hin. Stellte sich an kalten Tagen Husten ein, so suchte er ihn im Zimmer zu unterdrücken, damit ihm das Hinausgehen nicht untersagt wurde.

Ein lieber Aufenthalt waren ihm die mit allerlei altem Gerümpel angefüllten Kammern in dem geräumigen Hause seines Großvaters, des Vaters seiner Mutter. Da gab es alte Hausgeräte, Kleider, Perücken, Waffen, Bücher mit wunderbaren Bildern, Reisebeschreibungen von Ländern, wo fabelhafte Menschen wohnten, die nur ein Auge hatten, das auf der Stirn saß, oder Menschen mit langem Kranichhalse und einem einzigen Beine, dessen Fuß so groß war, daß sie sich im heißen Sonnenbrand damit vollständig beschatten konnten, wenn sie sich auf den Rücken legten und das Bein in die Höhe hielten. In diese Bücher konnte er sich so vertiefen, daß des Großvaters alte Haushälterin ihn ans Nachhausegehen erinnern mußte.

„Die alte Madel“ — so hieß die Haushälterin — gehörte zu des Knaben besten Freundinnen und nannte ihn ihren „lieben Musje Louis“. Auch Ludwigs Schwester, die acht Jahre jünger war, wurde von der alten Madel innig geliebt, so daß sie ernstlich mit dem Plane umging, den beiden Geschwistern alle ihre Ersparnisse testamentarisch zu vermachen. Es kostete Uhlands Mutter große Mühe, sie zu überreden, daß sie ihren armen Verwandten ihr Vermögen zukommen lasse. Ohne einen sichtbaren Beweis ihrer innigen Liebe sollten aber die beiden Kinder nicht bleiben. Sie setzte ihnen eine Summe aus, die bei der Gründung eines eigenen Hausstandes ausbezahlt werden sollte. So erhielt Uhland denn bei seiner Verheiratung fünfzig Gulden aus dem Vermächtnis der alten Madel und kaufte dafür einen Schreibtisch aus Eichenholz und einen einfachen Bücherschrank. Als seine Gattin später meinte, der schlichte Schreibtisch müsse wohl durch einen besseren ersetzt

werden, antwortete er: „Ach, laß mir meinen Schreibtisch; er ist von meiner lieben Madel!“

2. Studienjahre. Auf den Wunsch des Vaters widmete sich Uhland dem Studium der Rechtswissenschaft und bezog die Universität in seiner Vaterstadt Tübingen. Von kostspieligen, rauschenden Studentenvergnügungen hielt er sich fern und benutzte das ihm nicht reichlich zugemessene Taschengeld lieber zur Anschaffung guter Bücher. Neben seinem Fachstudium beschäftigte er sich auch mit fremden Sprachen und besonders mit der altdeutschen Sprache und den älteren volkstümlichen deutschen Dichtungen. Mächtig war der Eindruck, den das Nibelungenlied auf ihn machte. Aus Büchern und dem Munde des Volkes sammelte er alte Volkslieder.

Mit gleichstrebenden Altersgenossen, zu denen vornehmlich Justinus Kerner und Gustav Schwab gehörten, verband er sich zu einem geselligen Kreise, in dem sie sich gegenseitig ihre Gedichte zur Beurteilung vorlasen. Diese gemeinsame Arbeit entwickelte Uhlands poetisches Talent in wenigen Jahren von der Stufe schülerhafter Versuche zur lichten Höhe gereifter, selbständiger Dichtungen. Als er achtzehn Jahre alt war, entstanden schon einige seiner tiefsten, klangreichsten Lieder, wie: „Droben stehet die Kapelle“, „Ich bin vom Berg der Hirtenknab“, „Das ist der Tag des Herrn“, und 1809: „Ich hatt' einen Kameraden“, „Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein“ — lauter Lieder, die noch heute gern gesungen werden und die weiteste Verbreitung gefunden haben.

3. In Paris. 1808 bestand Uhland das juristische Examen, und zwei Jahre später erwarb er sich auf des Vaters Wunsch die Doktorwürde. Darauf unternahm er noch in demselben Jahre eine Reise nach Paris, um sich dort mit dem französischen Rechte bekannt zu machen, das damals auch in Württemberg, wie in allen deutschen Staaten, die zum Rheinbunde gehörten, galt. Da es noch keine Eisenbahnen gab, mußte er die Reise teils zu Fuß, teils in einer Postkutsche und teils auf einem Marktschiff längs dem Rhein unternehmen. Es ging nur langsam vorwärts. Dafür bekam er aber manches zu sehen, woran wir jetzt achtlos mit dem Dampfwagen vorüberbrausen. Erst am zwölften Reisetage erreichte er Paris.

Hier studierte er fleißig das französische Recht; daneben las er in der umfangreichen kaiserlichen Bibliothek mit großem Eifer die ungedruckten Handschriften alter deutscher und französischer Gedichte und schrieb viele davon ab. Merkwürdiges Zusammentreffen! Während die Franzosen Deutschland unterjochten und auszogen, hob ein Deutscher jene Schätze ihrer alten Literatur! In den Wintertagen seines zehnmonatigen Aufenthaltes arbeitete er auf der Bibliothek, trotz der kalten, ungeheizten Räume, unverdrossen weiter. War die schreibende Rechte vor Kälte erstarrt, dann nahm er die Feder in die Linke und schrieb mit dieser, die bei ihm ausnahmsweise geschickt war, weiter.

Den Verführungen in der sittenlockeren französischen Hauptstadt setzte er mannhaften Widerstand entgegen. Immer bewahrte er den sittlichen Ernst und die keusche Würde des Mannes, und nie kam ein unlauteres Wort über seine Lippen, so daß seine Aufwärterin, eine schlichte Frau, die Eltern glücklich pries, denen ein solches Kind geboren sei.

Im Gegensatz zu den feinen Umgangsformen der Franzosen war Uhlands äußeres Auftreten zuweilen recht linkisch und unbeholfen, ein Umstand, der seiner Mutter schon manche Sorge bereitet hatte, und der sie veranlaßte, ihm in einem Briefe, den sie nach Paris schickte, folgende Mahnung eindringlich ans Herz zu legen: „Vergiß nie, daß Du einen allwissenden Zeugen ob Dir hast, der einst Rechenschaft aller Deiner Handlungen fordern wird, so wirst Du Deine Tage ruhig zubringen, und jedes Vergnügen, das Du unschuldig genießest, wirst Du doppelt fühlen, weil Dich die Erinnerung daran niemals schamrot machen wird. Jeder Jüngling darf sich so seiner Jugend freuen, und so gönne ich es Dir von Herzen. Ich will ganz aufrichtig gegen Dich sein und Dir zeigen, daß ich mit Deinem inneren Gehalte, der mir das Vorzüglichste ist, zufrieden bin; aber ich vermisse sehr das Äußerliche an Dir, das zwar Nebensache ist, aber um fortzukommen einmal erwartet wird. Du mußt mich aber nicht mißverstehen; ich will nichts Schmeichlerisches. Deine Denkart soll durchaus ihre Reinheit behalten; nur meine ich, Du solltest, was in Dir ist, auch ändern ohne Prahlerei mehr zeigen können, aus Gefälligkeit gesprächiger sein. Diese Außenseiten wirst Du den

Franzosen ablernen. Kurz, Deine äußere Bildung soll auf der Reise gewinnen.“

Die Briefe, die Uhland über den Fortgang seiner Studien in Paris nach Hause schrieb, machten den Eltern viel Freude. Weniger zufrieden war mit ihnen die vierzehnjährige Schwester, die den gelehrten Bruder und seine Briefe gar zu trocken fand. Darum schrieb sie ihm: „Du bist und bleibst auch in Paris immer noch der alte trockne Dettter, schreibst nur immer von Bibliotheken, Museen usw., die mich gar nicht interessieren. Schreibe lieber von den Pariser Mädchen, was für Kleider sie anhaben! Auch von der Kaiserin und von ihrem Anzug möchte ich viel wissen, was freilich für Dich blinden Heß schwere Fragen sind. Doch wozu hast Du Deine Brille? Auch von der Kocherei möchte ich hören.“

4. In Stuttgart. Bald nach seiner Rückkehr aus Paris ließ er sich, um in einem bürgerlichen Berufe seinen Unterhalt zu verdienen, als Rechtsanwalt in Stuttgart nieder, 1812. Neben die alten Sagen und Volkslieder und neben die Blätter, auf denen gemüthstiefe, sinnige Lieder oder ergreifende Balladen und Romanzen niedergeschrieben waren, drängten sich jetzt die Prozeßakten, die von dem jungen Rechtsanwalte durchgearbeitet werden mußten.

Die zahlreichen Gedichte, die bisher entstanden waren, suchte er in einem Bändchen durch den Druck zu veröffentlichen, konnte aber keinen Verleger finden, der es wagte, die Erzeugnisse eines jungen, unbekanntes Mannes zu drucken.

Als 1813 der große Völkerr Frühling anbrach und die Deutschen sich mutig erhoben, die Ketten schmachvoller Knechtschaft zu durchbrechen, war es Uhland nicht vergönnt, mannhaft mit Gut und Blut für des Vaterlandes Befreiung auf den Plan zu treten; denn sein Landesfürst, der König von Württemberg, hielt auch noch nach der Völkerschlacht bei Leipzig an dem Bündnisse mit Napoleon Bonaparte fest. Aber mit seiner Dichtersfeder hat Uhland die Flamme heiliger Vaterlandsliebe zu schüren gesucht. Aus dem „Liede eines deutschen Sängers“ klingt uns entgegen:

„Ich sang in vor'gen Tagen
der Lieder mancherlei
von alten frommen Sagen,
von Minne, Wein und Mai.

Nun ist es ausgefungen,
 es dünkt mich alles Tand;
 der Heerschild ist erklungen,
 der Ruf: fürs Vaterland!

Und bin ich nicht geboren
 zu hohem Heldentum,
 ist mir das Lied erkoren
 zu Lust und schlichtem Ruhm;
 doch möcht' ich eins erringen
 in diesem heil'gen Krieg:
 das edle Recht, zu singen
 des deutschen Volkes Sieg.“

Dieser Wunsch ging in Erfüllung. In seiner „Siegesbotschaft“ konnte er jubeln:

„Es rauscht und singt im goldnen Licht:
 Der Herr verläßt die Seinen nicht,
 er macht so heil'ges nicht zu Spott;
 Viktoria! mit uns ist Gott!“

Im Jahre 1815 hatte er die Freude, seine Gedichte gedruckt zu sehen. Der vaterländische Geist, der sie durchzieht, verschaffte ihnen eine freundliche Aufnahme, namentlich bei seinen Landsleuten. Seine Mitbürger in Stuttgart, die seinen unbeugsamen Rechtsinn und seine unerschütterliche Treue gegen das Vaterland kannten, ehrten ihn 1819 durch die Wahl zum *Abgeordneten* in den württembergischen Landtag. Als solcher erfüllte er seine Pflichten, wie immer, sehr gewissenhaft, so daß er selbst an seinem Hochzeitstage erst den Versammlungen beiwohnte und, da die Abstimmung sich in die Länge zog, Braut und Gäste warten ließ, bis auch er seine Stimme abgegeben hatte.

5. **In Tübingen.** Im Jahre 1829 wurde Uhland Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität in Tübingen, weshalb er 1830 seinen Wohnsitz von Stuttgart nach Tübingen verlegte. Die Bürger und Freunde in Stuttgart ließen ihn ungern ziehen. Letztere gaben ihm das Geleit bis an die Grenze des Stadtgebietes und überreichten ihm zum Abschied einen ehrenden Lorbeerkranz, den er aber im nächsten Walde an eine Eiche hing, indem er zu seiner Gattin sagte: „Ich kann doch nicht mit einem Lorbeerkranze in

Tübingen ankommen! — Wie wird der nächste Wanderer sich wundern, daß diese Eiche Lorbeerblätter trägt!“

In Tübingen wurde er mit Jubel von den Studenten begrüßt, und sie wurden nicht in ihren Erwartungen getäuscht; denn was er ihnen bot, war die Frucht langjähriger Forschungen.

Das folgende Jahr brachte ihm zwei herbe Verluste: die geliebten Eltern wurden ihm durch den Tod entzogen. Zuerst erkrankte die Mutter, und der Sohn hat manche Nacht an ihrem Bette gewacht. Wenige Minuten nach dem Heimgang, noch am Sterbelager der heißgeliebten Mutter, schrieb er die Zeilen nieder:

„Du, Mutter, sahst mein Auge trinken
des ird'schen Tages erstes Licht;
auf dein erblässhend Angeischt
sah ich den Strahl des Himmels sinken.“

Und als er von ihrem Begräbnis zurückkam, entstanden die Zeilen:

„Derwehn, verhallen ließen sie
den frommen Grabgesang;
in meiner Brust verstummet nie
von dir ein sanfter Klang.“

Als er bald darauf auch den Vater zur letzten Ruhe gebettet hatte, entquoll seinem Herzen das kleine, wehmütige Lied:

„Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt,
der Sonne müd', des Regens satt;
als dieses Blatt war grün und neu,
hatt' ich noch Eltern lieb und treu.

O, wie vergänglich ist ein Laub,
des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dies Laub, das niederbebt,
mir so viel Liebes überlebt.“

Nur drei Jahre dauerte seine Wirksamkeit als Professor an der Universität. Er wurde wieder zum Abgeordneten für den Landtag gewählt, und als man ihm höheren Orts den dazu erforderlichen Urlaub versagte, opferte er seine ihm sehr liebgewordene Stellung und stand wieder bis zum Jahre 1838 als Ritter ohne Furcht und Tadel auf dem Kampfplatze im Abge-

ordnetenhanse. Nach der Zeit lehnte er jegliche Wiederwahl ab und lebte ganz allein seiner schriftstellerischen Tätigkeit, die nur 1848 auf kurze Zeit durch seine Teilnahme an der Nationalversammlung in Frankfurt unterbrochen wurde.

6. Auf Reisen. Zu seiner Erholung unternahm Uhland fast alljährlich eine größere Reise, auf der seine Gattin ihn meistens begleitete. Bald ging's in die Schweizer Alpenwelt oder nach Österreich, bald durch Deutschland oder nach Holland und Dänemark. Nie versäumte er, die Bibliotheken der größeren Städte und der Universitäten zu besuchen, um neuen Stoff für seine wissenschaftlichen Arbeiten zu gewinnen. Wohin er kam, wurde er als großer Gelehrter und berühmter Dichter mit besonderen Ehren empfangen, was den äußerst bescheidenen Mann oft recht peinlich berührte.

Bei seiner Anwesenheit in Kiel wurde ihm zu Ehren in dem nahe gelegenen Seebade Düsternbrook ein glänzendes Festmahl veranstaltet. Auf reich geschmückten, bewimpelten Schiffen fuhr die große Gesellschaft unter den Klängen einer Musikkapelle von der Schiffbrücke ab. An der festlichen Tafel jagte ein Trinkspruch den andern, und Uhland wurde von manchem Redner überschwenglich gepriesen. Später meinte er, eine Morgensfahrt im Boot mit einem Kieler Professor oder ein erquickendes Seebad sei doch ein behaglicherer Genuß als die große Ehre, die ihm zuteil geworden war.

Zu einer sehr heitern Szene führte Uhlands Bescheidenheit bei einem Festmahle in Württemberg. Im Jahre 1853 hatten sich dort die Naturforscher zu einer Versammlung eingefunden, und ihnen zu Ehren gab's in dem Bade Niederau ein Festmahl, an dem auch Uhland teilnahm. Als ein Fremder ihn in einem Trinkspruch feierte, erhob er sich zur Abwehr mit der Bemerkung: „Das Fest gilt den Naturforschern und nicht den Dichtern!“ Darüber ward ein Gast, der Uhland nicht kannte, sehr zornig und rief: „Werft den Kerl zur Tür hinaus! Unser Uhland lebe hoch!“ Da brach die größte Heiterkeit aus, und Uhland selbst lachte, daß ihm die Tränen in den Augen standen. Zu Hause erzählte er seiner Gattin, wie er in Gefahr gewesen sei, hinausgeworfen zu werden.

Don öffentlichen Auszeichnungen war er ein Feind. Zweimal wies er sogar Ordensverleihungen kurz und bestimmt

zurück. Dagegen machte ihm ein Geschenk von unbekannter Hand, das er zu seinem letzten Geburtstage erhielt, große Freude. Die Geberin schrieb ihm, sie sei von einer Stelle in seinem herrlichen Gedichte „Der Waller“ so tief ergriffen worden, daß sie nicht anders könne, als ihm ein Zeichen ihres Dankes senden, und dies war — ein Dukaten, für den er sich einige Flaschen Wein kaufen solle. Seine Frau machte ihm dagegen den Vorschlag, das Geld dem Armenhaus zu schenken. Da antwortete er: „Zweimal so viel, aber der Dukaten gehört mir, und der freundlichen Geberin Wille muß geschehen.“

7. Das Ende. Am 23. Februar 1862 starb der seit mehreren Jahren erblindete Justinus Kerner, und Uhland ließ es sich nicht nehmen, seinem lieben Freunde das letzte Geleit zu geben. Bei der Bestattung zog er sich eine starke Erkältung zu, die eine Rippenfellentzündung zur Folge hatte. Zwar ward diese unter Beihilfe des Arztes überwunden, hinterließ aber eine Schwäche, die an dem Leben des fünfundsiebzigjährigen Greises zehrte. Wenn seine Gattin ihn tröstete, daß es noch wieder besser mit ihm werden könne, antwortete er freundlich: „Und wenn Gott es anders fügt, so schicke ich mich auch darein, wenn ich auch gern noch bei dir geblieben wäre und gern noch gearbeitet hätte.“ Am 13. November 1862 ging er ein zur ewigen Ruhe.

Das große Leichenbegängnis legte Zeugnis ab von der allgemeinen Liebe und Verehrung, die er genoß. In einer herrlichen Totenklage rief Geibel ihm nach:

„Er schied; es bleibt der Mund geschlossen,
 so karg im Wort, im Lied so klar,
 der Mund, draus nie ein Spruch geflossen,
 der seines Volks nicht würdig war.
 Doch segnend waltet sein Gedächtnis,
 unsterblich fruchtend um uns her;
 das ist an uns sein groß Vermächtnis:
 so treu und deutsch zu sein, wie er.“

B. 1. Uhlands Lieder. Es waltet ein eigentümlicher Zauber in Uhlands Liedern. Nur selten hat ein Dichter das Leben in der Natur und die warmherzige Liebe zum Vaterlande in so gemütvollen, innigen Tönen und formvollendeter Sprache zum Ausdruck gebracht wie er. Seine Lieder sind so melodisch, daß sie geradezu zum Singen auffordern. Darum haben sie auch ihren Siegeslauf durch ganz Deutschland genommen und werden von Tausenden gesungen. „Alle die fröhlichen Fahrten und Feste unserer Sänger und

Turner und Schützen danken einen guten Teil ihres poetischen Reizes dem schwäbischen Sänger. Kein Wunder, daß er selber sich an solcher Volksfreude nicht satt sehen konnte. Fast denkt uns ein Märchen, daß es einst eine Zeit gegeben, wo am Bewachtf Feuer deutscher Soldaten das Lied noch nicht erklang: „Ich hatt' einen Kameraden“, daß einst deutsche Handwerksburschen über den Rhein gezogen sind, die noch nicht sangen von den „drei Burschen“. (Heinrich von Treitschke.) Außer den Liedern, die bereits genannt sind, verdienen noch besonders hervorgehoben zu werden die herrlichen „Frühlings-“ und „Wanderlieder“.

Friedrich Wilhelm Weber äußert sich über den Wert der Uhlandschen Lieder folgendermaßen:

„Und ob im Todeskampfe
das deutsche Herz dir brach;
dein Geist wird um uns schweben;
denn deine Lieder leben
bis an den jüngsten Tag.“

2. Seine Balladen und Romanzen. Lebendige Anschaulichkeit, dramatische Bewegung und echt deutsche Gesinnung sind charakteristische Merkmale seiner epischen Dichtungen. Ein besonderes Verdienst hat er sich dadurch erworben, daß er in mehreren Gedichten die Sagenwelt wieder aufleben läßt. „Daß wir von den Sagen der Väter nicht bloß wissen, sondern sie als geistiges Eigentum haben, daß wir sie wirklich besitzen, das verdanken wir ihm.“ (Wilmar.) Zu seinen vorzüglichsten Balladen und Romanzen gehören: „Der blinde König“, „Das Schloß am Meer“, „Bertran de Born“, „Der Waller“, „Die Rache“, „Siegfrieds Schwert“, „Schwäbische Kunde“, „Klein Roland“, „Roland Schildträger“, „König Karls Meerfahrt“, „Das Glück von Edenhall“, „Graf Eberhard der Rauschebart“, „Des Sängers Fluch“ und „Der Schenk von Limburg“.

Als Chamisso im Jahre 1810 Uhland in Paris kennen lernte, schrieb er an einen Freund: „Es gibt vortreffliche Gedichte, die jeder schreibt und keiner liest; doch hier ist einer, der macht Gedichte, die keiner schreibt und jeder liest.“ Beachtenswert ist das Urteil, das Gutzkow über Uhlands Gedichte fällt. Er sagt: „Uhland hat der Natur das Sonntagskleid der Freude angetan; er hat das Landschaftsgemälde zum Liede vergeistigt. Er zog die Glocken der Kapellen; er sammelte Trauben in den Weingärten; er stellte Hirtenknaben auf die Bergesgipfel und legte ihnen selige Lieder in den Mund. Er zauberte die Vergangenheit in verklärter Gestalt aus Ruinen wieder auf, ließ noch einmal die Falken der Jagden steigen und Sänger an den Pforten der Burgen um Einlaß anklopfen.“

3. Die schwäbische Dichterschule. Das Haupt dieses Dichterkreises ist Uhland. Neben ihm kommen besonders in Betracht seine beiden Freunde Justinus Kerner (1786—1862) und Gustav Schwab (1792—1850). Kerner lebte viele Jahre als Arzt in Weinsberg, wo er sich am Fuße des Schloßberges, auf dem die

Ruinen der Burg „Weibertreu“ thronen, ein freundliches Dichterheim erbaute. Im Jahre 1851 mußte er infolge eines schweren Augenleidens, das ihn fast ganz seiner Sehkraft beraubte, seine Praxis aufgeben. Da setzte der kunstliebende König Ludwig I. von Bayern ihm ein Jahresgehalt von 400 Gulden aus, und der König von Württemberg legte noch eine Summe zu, so daß er seine letzten Lebenstage sorgenfrei beschließen konnte. Von dem gebräuchlichen Ausdruck Dichter s c h u l e will Kerner nichts wissen. Er sagt darum:

„Bei uns gibt's keine Schule.
Mit eigenem Schnabel jeder singt,
was hält ihm aus dem Herzen dringt.“

Und in dem Gedicht: „Die schwäbische Dichterschule“ äußert er sich am Schluß:

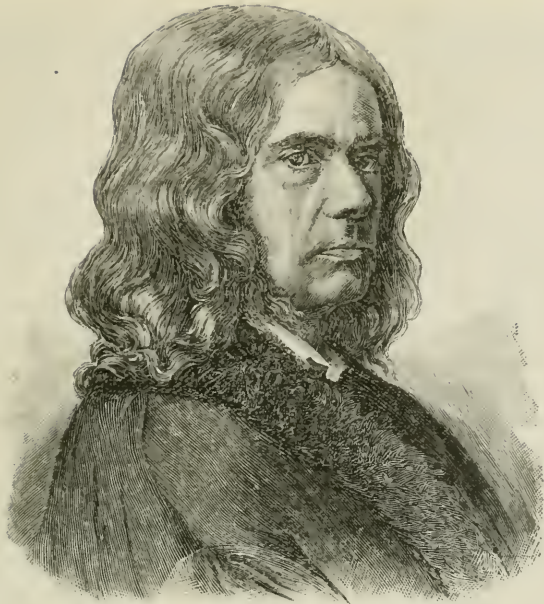
„Wo ein goldnes Meer von Ähren durch die Eben wogt und wallt,
drüber in den blauen Lüften Jubelruf der Lerche schallt;
wo der Winzer, wo der Schnitter singt ein Lied durch Berg und Flur:
da ist schwäb'scher Dichter Schule, und ihr Meister heißt — N a t u r.“

Zu seinen bekanntesten Gedichten gehören: „Der Wanderer in der Sägemühle“, „Der reichste Fürst“, „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe“, „Wanderlied“ („Wohlauf noch getrunken“), „Alte Heimat“ und „Preis der Tanne“.

G u s t a v S c h w a b schloß während seiner Studienzeit in Tübingen ein inniges Freundschaftsbündnis mit Uhländ, den er sich zu seinem Vorbilde erkor, und zu dem er im Liede sagt:

„Doch mich laß immer froh gestehen,
daß ich dein ältester Schüler bin:
will den in mir die Nachwelt sehen,
so zieht mein Schatten aufrecht hin.“

Schwab starb als Oberkonsistorialrat und Studienrat in seiner Vaterstadt Stuttgart. Von seinen Gedichten sind am bekanntesten: „Das Gewitter“, „Der Reiter und der Bodensee“, „Johannes Kant“ und „Bemooster Bursche zieh ich aus“. Treffliche Sammelwerke sind seine „Deutschen Volksbücher“ (deutsche Sagen) und „Die schönsten Sagen des klassischen Altertums“.



17. Adelbert von Chamisso.

1781—1838.

A. 1. Jugendjahre. Nicht in Deutschland, sondern in Frankreich hat Chamissos Wiege gestanden, und doch ist er ein echter deutscher Dichter geworden, so daß Franz Dingelstedt in seinem Nachruf „Am Grabe Chamissos“ sagen durfte:

„Ein Fremdling warst du unserm deutschen Norden,
in Sitt' und Sprache anderer Stämme Sohn,
und wer ist heimischer als du ihm worden?“

Adelbert von Chamisso war neun Jahre alt, als er seine Heimat verlassen mußte. Der Vater gehörte dem hohen französischen Adel an und wohnte in dem Schlosse Boncourt in der Champagne, wo unser Adelbert am 30. Januar 1781 das Licht der Welt erblickte. Als Mann in grauem Haar versehen

er sich in seine Kindheit zurück und besingt in herzinnigen Tönen das Schloß seiner Ahnen, das die Stürme der 1789 ausbrechenden Französischen Revolution hinwegfegten („Das Schloß Boncourt“). 1790 mußte Chamissos Vater mit Weib und Kind aus Frankreich fliehen. Der Dichter erzählt: „Nach manchen Irrfahrten durch die Niederlande und Deutschland und nach manchem erduldeten Elend ward meine Familie zuletzt nach Preußen verschlagen. Ich wurde im Jahre 1796 Edelknabe der Königin, der Gemahlin Friedrich Wilhelms II., und trat 1798 unter Friedrich Wilhelm III. in Kriegsdienst bei einem Infanterieregimente der Besatzung B e r l i n s. Die mildere Herrschaft des Ersten Konsuls (Bonaparte) gewährte zu Anfang des Jahrhunderts meiner Familie die Heimkehr nach Frankreich; ich aber blieb zurück. So stand ich in den Jahren, wo der Knabe zum Manne heranreift, allein, durchaus ohne Erziehung. Ich hatte nie eine Schule ernstlich besucht. Ich machte Verse, erst französische, später deutsche.“

Das Leutnantsleben im Heeresdienst befriedigte den strebsamen Dichter durchaus nicht. Mit anhaltendem Fleiße warf er sich aufs Studieren. Man fand ihn nicht nur in seinen dienstfreien Stunden bei den Büchern, sondern diese begleiteten ihn auch in die Wachtstube, und mehr als einmal kam auf dem Exerzierplatz der zerstreute Gelehrte zum Vorschein. Er berichtet selbst: „Der Wirbel schlug; ich kam herbeigelaufen, und zwischen mich und meine Kompagnie stellte sich mein alter Oberst und schrie: „„Aber, Herr Leutnant, in drei Teufels Namen!““ Im Jahre 1804 schrieb er einem Freunde: „Ich möchte mit Fäusten mich schlagen! Ein Kerl von 24 Jahren und nichts getan, nichts erlebt, nichts genossen, nichts erlitten, nichts geworden, nichts erworben, nichts, rein nichts, in dieser erbärmlichen Welt!“ Solche Vorwürfe macht sich nur ein strebsamer Geist, der sich in seinem Schaffensdrang die höchsten Ziele setzt. Im Jahre 1808 erhielt er endlich den wiederholt erbetenen Abschied aus dem Militärdienst und suchte nun, sich ganz dem Studium widmend, die Lücken in seinem Wissen auszufüllen.

2. Mannesleben. 1810 begab sich Chamisso nach Frankreich, wo ihm eine Professur angeboten worden war, die er aber schließlich nicht bekam. In der kaiserlichen Bibliothek zu

Paris lernte er Uhland kennen, der dort die ungedruckten Handschriften alter deutscher und französischer Gedichte studierte. Die geistreiche Frau von Staël weckte in ihm das Interesse an der Pflanzenkunde, so daß er 1812, als er wieder nach Berlin zurückgekehrt war, als zweiunddreißigjähriger Student der Medizin eifrig das Studium der Naturwissenschaften trieb. In einer peinlichen Lage befand er sich, als 1813 die glorreiche Zeit der Befreiungskriege anbrach. Gegen seine Landsleute in Frankreich vermochte er nicht in den Streit zu ziehen, und gegen die Deutschen, die ihm lieb und teuer geworden waren, und bei denen er eine zweite Heimat gefunden hatte, wollte er auch nicht das Schwert zücken. Schmerzbewegt rief er aus: „Die Zeit hat kein Schwert für mich, nur für mich keins!“ Aus diesem inneren Zwiespalt wurde er durch einen Freund herausgerissen, der ihm auf dem Landgute Kunersdorf, das einem edelgesinnten Gönner gehörte, eine gegen die Kriegerunruhen geschützte Zufluchtsstätte verschaffte. Um sein Leid zu vergessen, schrieb Chamisso für die Kinder seines Berliner Freundes Hitzig „Peter Schlemihls wundersame Geschichte“, ein Märchen, das viel gelesen wurde und Chamissos Dichterruhm begründete.

Zu Anfang des Jahres 1814, als er „Peter Schlemihl“ geschrieben hatte, klagt er einem Freunde: „Ich welke hin, Blatt für Blatt, und habe keine Frucht angefaßt und treibe kein frisches Reis mehr.“ Mit rastlosem Eifer setzte er seine medizinischen und naturwissenschaftlichen Studien an der Berliner Universität fort. „Was würde aus mir, wenn mir das Heu (Pflanzen) zu widerstehen anfinge?“ fragte er seufzend. Ein Zufall brachte die lang ersehnte Erlösung. Bei seinem Freunde Hitzig las er in einer Zeitung von einer geplanten Entdeckungsreise der Russen nach dem Nordpol. „Ich wollte, ich wäre mit diesen Russen am Nordpol!“ rief er unmutig aus und stampfte mit dem Fuß auf die Diele. Hitzig nahm ihm das Blatt aus der Hand und las den Bericht. „Ist es dein Ernst?“ fragte er. „Ja.“ — „Dann verschaffe mir sogleich deine Studienzeugnisse! Wir wollen sehen, was sich tun läßt.“

Die Reise ging vor sich. Auf dem russischen Schiffe „Rurik“ trat Chamisso als Naturforscher im Jahre 1815 die Entdeckungsfahrt an. Unvorhergesehener Hindernisse wegen ver-

wandelte sich aber die Nordpolfahrt in eine Reise um die Welt. Nach dreijähriger Abwesenheit kehrte Chamisso wieder nach Deutschland zurück. Im Oktober 1818 betrat er bei Swinemünde den deutschen Boden und schrieb in tiefer Herzensbewegung folgendes Gedicht:

Bei der Rückkehr.

Heimkehret fernher, aus den fremden Landen,
 in seiner Seele tief bewegt der Wandrer;
 er legt von sich den Stab und knieet nieder
 und feuchtet deinen Schoß mit stillen Tränen.
 O deutsche Heimat! — Woll ihm nicht versagen
 für viele Liebe nur die eine Bitte:
 wenn müd' am Abend seine Augen sinken,
 auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
 darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge!

Chamisso nahm jetzt seinen dauernden Aufenthalt in Berlin. 1819 wurde er zum Aufseher des botanischen Gartens ernannt, und in demselben Jahre führte er die achtzehnjährige Antonie Piaste als Gattin heim. Der Ehe entsprossen sieben Kinder, in deren Kreis er seines Lebens Glück fand. Wie wohl er sich fühlte, geht aus dem Liede „Berlin“ hervor, das er 1831 schrieb, und dessen erste Strophe lautet:

„Du, meine liebe deutsche Heimat, hast,
 warum ich bat, und mehr noch mir gegeben.
 Du ließest freundlich dem gebeugten Gast
 die eigne traute Hütte sich erheben,
 und der bescheidne kleine Raum umfaßt
 ein neuerwacht's, heitres, reiches Leben;
 ich habe nicht zu bitten, noch zu klagen,
 dir nur aus frommem Herzen Dank zu sagen.“

Die letzten Lebensjahre des Dichters waren vielfach durch Krankheit getrübt. Von 1831 an war er brustleidend. Ein böser, anhaltender Husten, an dem man ihn schon in weiter Entfernung erkennen konnte, quälte ihn. Schwer traf ihn der Verlust seiner geliebten Gattin, die ihm 1837 plötzlich durch einen Blutsturz entrisen wurde. Einen Monat nach ihrem Tode schrieb er an Gustav Schwab: „Ich selbst warte nur in Geduld meine Zeit ab und trage mit Geduld mein Kreuz, das mir am Ende gerecht und päßlich erscheint, und bete: „„Herr,

dein Wille geschehe!“ Ich habe doch des Glückes genossen ein gutes Theil und mehr als viele andre; ich erkenne es dankbar an.“ Wegen zunehmender Kränklichkeit sah er sich gezwungen, im Jahre 1838 um seine Entlassung aus dem Amt zu bitten. Am 4. August trat er mit vollem Gehalt in den Ruhestand. Das Entlassungsschreiben schließt mit den Worten: „Ew. Hochwohlgeboren haben vieles und viel geleistet in der Welt und dürfen sich nun wohl gestatten zu ruhen.“ Die irdische Ruhe währte aber nicht lange. Schon am 21. August ging er infolge eines Nervenfiebers zur ewigen Ruhe ein. Bei der Leichenöffnung stellte sich heraus, daß der rechte Lungenflügel bereits verzehrt war. Nur mit dem linken hatte der Dichter noch atmen können.

B. 1. Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Als Chamisso im Sommer 1813 auf dem Landgute Kunersdorf weilte, übersandte er seinem Freunde Hitzig in Berlin ein geschriebenes Heft mit folgenden Begleitworten: „Du hast wohl nichts weniger von mir erwartet als ein Buch! Lies das Deiner Frau vor, heute abend, wenn Du Zeit hast! Wenn sie neugierig wird zu erfahren, wie es Schlemihl weiter ergangen und besonders, wer der Mann im grauen Kleide war, so schick mir gleich morgen das Heft wieder, auf daß ich daran schreibe, — wo nicht, so weiß ich schon, was die Glocke geschlagen hat.“ Bis zum dritten Kapitel war Chamisso damals mit der Erzählung gekommen. Hitzig antwortete: „Schreibe weiter! Wir sind begierig, die Fortsetzung kennen zu lernen.“ Das Werk wurde noch in demselben Jahre vollendet. Der Inhalt ist in Kürze folgender.

Peter Schlemihl, ein armer Jüngling, verkauft einem grau gekleideten Manne, den er in einer vornehmen Gesellschaft als Wundertäter kennen lernt, seinen Schatten gegen einen Geldbeutel, der nie leer wird. Aber der unermessliche Reichtum macht ihn nicht glücklich. Alle Leute, die mit dem schattenlosen Schlemihl zusammentreffen, fliehen ihn, so daß er sich vereinsamt fühlt und gern den Handel wieder rückgängig gemacht hätte. Doch der geheimnisvolle Graue will nur dann den Schatten zurückgeben, wenn Schlemihl ihm mit eigenem Blut seine Seele verschreibt (Faustsage). Beinahe hätte er es getan; aber im letzten Augenblick gelingt es ihm, den Grauen zu entlarven. Es ist der Teufel, der ihn in seine Gewalt zu bringen sucht. Entrüstet spricht er zu ihm: „So beschwöre ich dich im Namen Gottes, Entsetzlicher! Hebe dich von dannen und lasse dich nie wieder vor meinen Augen blicken!“ Den goldstrotzenden Geldbeutel wirft er in einen tiefen Abgrund, erwirbt durch Zufall Siebenmeilenstiefel, durchwandert die weite Welt und findet in rastloser Arbeit, nämlich im Studium der Natur, sein verlorenes Lebensglück wieder.

Daß mit Peter Schlemihl, dem Helden des Märchens, Chamisso sich selbst meint, ist unschwer zu erraten. Gerade in der Zeit, als er das Märchen schrieb, glied er einem Manne ohne Schatten, d. h. ohne Vaterland.

2. Chamissos Gedichte. Seine meisten Gedichte sind Iyrisch-epischer Natur. Ihre sprachliche Form ist durchweg einfach, aber immer schön. Bei einer größeren Zahl seiner poetischen Erzählungen hat er die Terzine angewandt, eine italienische Strophenform, die aus drei Zeilen besteht und besonders durch ihn in die deutsche Dichtung eingeführt worden ist. Unter den in Terzinen abgefaßten poetischen Erzählungen steht „Salas y Gomez“ als Meisterstück obenan. Bei seinen Liedern liebt er es, eine inhaltlich zusammengehörige Reihe zu einem poetischen Gemälde zu vereinigen, wie wir es in vollendeter Form in dem köstlichen Gedicht „Frauen-Liebe und -Leben“ sehen. Von den neun Liedern, die zu diesem Gedicht gehören, lautet das erste:

„Seit ich ihn gesehen,
glaub ich blind zu sein;
wo ich hin nur blicke,
seh ich ihn allein;
wie im wachen Traume
schwebt sein Bild mir vor,
taucht aus tiefstem Dunkel
heller nur empor.

Sonst ist licht- und farblos
alles um mich her,
nach der Schwestern Spiele
nicht begehrt ich mehr,
möchte lieber weinen
still im Kämmerlein;
seit ich ihn gesehen,
glaub ich blind zu sein.“

Besondere Beachtung verdienen noch folgende Gedichte: „Die alte Waschfrau“, „Zweites Lied von der alten Waschfrau“, „Frisch gesungen“, „Der Soldat“ („Es geht bei gedämpfter Trommel Klang“), „Der rechte Barbier“, „Hans im Glück“, „Die Sonne bringt es an den Tag“, „Das Riesenpielzeug“, „Die Weiber von Winsperg“, „Abdallah“, „Korsische Gastfreiheit“, „Die Kreuzschau“ und „Mateo Falcone, der Korse“.



18. Wilhelm Hen.

1789—1854.

1. **Aus der Jugendzeit.** Im Jahre 1789, als in Paris die Französische Revolution ausbrach, wurde am 26. März dem Pfarrer Hen im thüringischen Dorfe Leina bei Gotha ein Sohn geboren, der den Namen Wilhelm erhielt, und den wir jetzt als den beliebtesten Fabeldichter der Kinderwelt verehren. Nur zwei Jahre war es dem Knaben vergönnt, unter der sorgsamten Obhut und Pflege seiner Mutter zu stehen; da rief der unbittliche Tod sie ab aus dem Kreise ihrer Lieben, und trauernd stand der Vater mit fünf Kindern am Sarge der Entschlafenen, der bereits vier Kinder vorangegangen waren. Mit dem Tode der Mutter war des Hauses Sonne untergegangen.

Licht- und freudlos verlebte Wilhelm seine Kindheitsjahre. Die älteren Geschwister verließen nach und nach das Elternhaus, und unser Dichter war fast immer auf sich selbst angewiesen.

Im sechsten Lebensjahre lernte er bei seinem zehnjährigen Bruder Karl, der vom Gothaer Gymnasium in den Ferien nach Hause gekommen war, in kurzer Zeit das Lesen und griff mit großer Vorliebe nach einem Buch, das den Titel „Gespräche aus dem Totenreiche“ führte und auf des Vaters Bücherbrett stand. Der unbekannte Verfasser ließ in dem Werk die großen Feldherren der Vergangenheit ihre Laufbahn erzählen, und Wilhelm war ihr aufmerksamer Zuhörer.

Zwei Jahre später bekam er bei seinem Bruder Karl Latein und Französisch. Des Vaters Unterricht trat nur sparsam und unregelmäßig hinzu.

So kam das dreizehnte Lebensjahr heran und damit der Eintritt in das Gothaer Gymnasium. In demselben Jahre trat der kränkelnde Vater in den Ruhestand. Wilhelm hatte, da er der Unterstützung bedürftig war, Aufnahme in eine mit dem Gymnasium verbundene Anstalt gefunden, die den Zöglingen freie Wohnung und freie Beköstigung gewährte, wogegen sie für Bücher und Kleidung selbst Sorge tragen mußten. Durch Nachhilfestunden, die Hen anderen Schülern erteilte, suchte er sich einen Nebenverdienst zu erwerben. Seine reiche Befähigung und sein eiserner Fleiß ließen ihn bald eine hervorragende Stellung einnehmen. Nach sechs Jahren konnte er das Gymnasium bereits mit dem Zeugnis „vorzüglich“ verlassen.

Don nachhaltigem Einfluß auf seine geistige Entwicklung wurde die liebevolle Aufnahme, die er als Gymnasiast in dem Hause der Predigerwitwe Grosch fand, die um ihres Unterhaltes willen ein Pensionat in Gotha gegründet hatte. Mit ihren Kindern, einem Sohne und einer Tochter, und deren Genossen verkehrte er gern, spielte und lernte mit ihnen. Freie Tage verbrachte er vom frühen Morgen bis zum späten Abend in dieser Gemeinschaft. Hier fand er ein zweites Elternhaus, in dem ihm reichere Kindesfreude erblühte als in dem ersten. Zur Zeit der unglücklichen Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt wurde fleißig Französisch getrieben; denn die Sprache konnte man damals täglich gebrauchen.

Ostern 1808 verließ Hey Gotha und begab sich nach Jena, um dort Theologie zu studieren. Gewissenhafte Berufsarbeit und häufige Wanderungen in die schöne Gegend „an der Saale hellem Strande“ wechselten miteinander ab, erhielten ihn frisch und gesund und bewahrten ihn vor mancher jugendlichen Torheit. Den zwölfstündigen Marsch nach Gotha hat er oft unternommen; der traute Familienkreis seiner mütterlichen Freundin hatte es ihm für immer angetan. Seine größte Wanderung war aber die von Jena nach Regensburg, eine Strecke von 250 Kilometern (50 Stunden), die er in vier Tagen zurücklegte, um seinen Bruder Karl, an dem er mit großer Liebe hing, und der dort als Hauslehrer Anstellung gefunden hatte, zu besuchen.

2. Hey als Lehrer. Nach zweijährigem Aufenthalt in Jena studierte Wilhelm noch ein Jahr Theologie in Göttingen und ward dann Hauslehrer bei einem Grafen in Holland. Den 450 Kilometer langen Weg legte er in elf Tagen zu Fuß zurück. Wie genau er es mit seinen Lehrerpflichten nahm, geht aus einem Briefe hervor, den er im August des Jahres 1812 an einen Freund schrieb. Da heißt es z. B.: „Wer etwas Ordentliches leisten, wer Kraft und auf dieselbe Vertrauen haben soll, bei dem muß sie kräftig entwickelt werden. Ich überhäufte meinen Schüler mit Arbeit, ließ ihm keinen Augenblick Träumereien hingehen. So lernt er mehr und mehr sich anstrengen und hat außerdem sehr viel Deutsch und so viel Latein gelernt, daß er leicht in einem Elementarwerk, von künftiger Woche an im Nepos, übersetzt und mich fast immer versteht, seit ich in den Stunden bloß lateinisch, und zwar so schnell als möglich, rede. Er selbst erzählt mir kleine Geschichten lateinisch, die er vorher gelesen hat, obgleich langsam. Er muß des Tages aber wohl neun Stunden, und immer mit größter Anstrengung, arbeiten, weil ich immer dabei bin und treibe. — — So siehst Du, wie ich jetzt für den Knaben lebe, aus dem ich hoffe, etwas zu machen. Für mich ist wenig Zeit.“

Trotzdem Hey in diesem Briefe behauptet, daß für ihn wenig Zeit sei, so ließ er doch die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen, sich in der französischen Sprache zu vervollkommen, und lernte daneben holländisch und Italienisch. Dom

war ich mehr im Garten als im Hause. Überhaupt wird der Garten mit seinen Beschäftigungen, Gemüse- und Blumenbau, meine Erholung werden. — — Meine wichtigste Nebenbeschäftigung aber wird Erziehung sein. Ich habe es empfunden, daß ich hier ohne Kinder gar nicht sein kann.“

Und seine Auguste äußert sich: „Sie werden es wissen, daß unser gemeinsames Leben vom 22. April 1819 anfang, daß das erste halbe Jahr meine anhaltende, sehr große Kränklichkeit, die eine lange Zeit Krankheit war, meinem armen Manne große Sorgen machte und mir den Anfang des neuen Lebens, wo ich so gern meine Kräfte gebraucht hätte, sehr erschwerte. Daß aber nach und nach die Krankheit sich immer mehr verlor, so daß ich meine Pflichten erfüllen kann, so gut es geht, und meinem guten Mann die größte Sorge abgenommen ist, das alles setze ich gar gern den früheren Nachrichten hinzu und weiß, Sie freuen sich, daß Sie uns in einem glücklicheren Leben wissen.“

Fünf Jahre später schreibt sie: „Unser Leben hat sich bisher um unser Erziehungsgeschäft zum guten Teil gedreht. Wir haben darin wirklich über die Kräfte gearbeitet, haben Freude erlebt und Verdruß, Dank und noch mehr Undank, sind in der That gegenwärtig ermüdet davon und darum froh, daß von Michaelis dieses Jahres an wir bloß zwei Jungen noch haben. Geht das vielleicht auch nicht für immer, so sammeln wir doch unsere Kräfte. Die letzten zwei Jahre, wo uns vieles traf, haben sie wirklich aufgerieben: ich fühlte schon lange, daß ich so das Leben wohl nicht lange mehr aushalten könnte, und fast fürchte ich das von Hey auch, obgleich dessen Geisteskraft außerordentlich ist. Die oft übermäßige Arbeit ist das sicherste Mittel, daß das Leben für uns Flügel hat. Ich kann oft gar nicht begreifen, daß Ich schon sechs Jahre hier bin.“

Noch zwei Jahre war es der Briesschreiberin vergönnt, an der Seite ihres Gatten im Töttelstädter Pfarrhause zu wirken. Immer ernster trat die tödliche Krankheit auf und veranlaßte Hey, sich um eine Predigerstelle in G o t h a , wo die Lust seiner leidenden Gattin zuträglich war, zu bewerben. Sein Wunsch ging in Erfüllung. Neujahr 1828 sollte er das neue Amt übernehmen. Doch sie, um deretwillen der Wohnungswechsel geplant war, wurde vor der Zeit abgerufen. Am 5. August 1827

löste ein sanfter Tod die Bande, die zwei Seelen so innig verknüpft hatten.

Da wäre Hen lieber in Töttestädt geblieben. In seiner überaus großen Bescheidenheit redete er sich ein, daß er wohl ein brauchbarer Landpfarrer, aber ein ungeeigneter Stadtpfarrer sei. Doch die Würfel waren gefallen. Am Neujahrstage 1828 hielt er seine Antrittspredigt in der Gothaer Schloßkirche.

Nur vier Jahre währte sein Aufenthalt in Gotha. Da ward er zum Superintendenten von I t t e r s h a u s e n , vier Stunden südöstlich von Gotha, ernannt und siedelte im Sommer 1832 dorthin über. Seiner Aufsicht waren dreizehn Kirchengemeinden nebst den dazu gehörigen Schulen unterstellt.

Noch zu Weihnachten des Einzugsjahres führte er eine neue Gattin heim, die er in Gotha kennen gelernt hatte. Sie hieß L u i s e v o n A y e n und war die Tochter eines Kaufmannes in Hamburg. Diese zweite Ehe wurde mit einem Sohne gesegnet.

Das neue, verantwortungsreiche Amt brachte neue, vermehrte Arbeit, die Hen mit bewunderungswürdiger Pflichttreue zu bewältigen suchte. Manche Prüfungsreise in seinem Bezirke unternahm er zu Fuß. „Am Montag morgen“, schreibt seine Frau über eine solche Reise an eine Freundin, „ging Wilhelm nicht früher als um 3 Uhr 10 Minuten an zu klingeln, stand aber selbst auf und blieb bis 5 Uhr in e i n e r Geschäftigkeit, wo dann die Reise vor sich ging.“ Und ein andermal schreibt sie: „Am Sonntag, meine liebe Agnes, wünschte ich mir auch einen Schneider zum Mann; denn wie man sagt, haben die keine Courage und würden sich schwerlich bei einem solchen Unwetter so weit hinausgewagt haben. Übrigens, wenn ich nur irgend kann, lasse ich meinen Alten nicht wieder allein reisen.“

Über seine äußere Erscheinung aus der Zeit äußert sich einer seiner Schwäger folgendermaßen: „Mein neuer Schwager ist ein kleiner, magerer, sehr behender, flinker Herr mit einem sehr klugen und freundlich guten Gesicht. Bei einer großen Unabhängigkeit des Charakters erscheint das reine, edle Herz und das liebevolle, grundgütige Wesen seines Gemüths doppelt lebenswürdig. Seine Frau macht er unbeschreiblich glücklich.“

4. **Hey als Fabeldichter.** Im Jahre 1833 zeigte der Verlag von Perthes in Gotha das Erscheinen folgenden Buches an: „Fünfzig Fabeln für Kinder. In Bildern, gezeichnet von Otto Speckter. Nebst einem ernsthaften Anhang.“ Der Dichter, der seinen Namen aus Bescheidenheit verschwiegen hatte, war Wilhelm Hey. Sein Büchlein wurde mit Freuden begrüßt. Schon im nächsten Jahre mußte eine neue Auflage gedruckt werden. Seitdem hat die Verbreitung dieses herrlichen Kinderbuches samt seiner im Jahre 1837 erschienenen Fortsetzung: „Noch 50 Fabeln. In Bildern usw.“ von Jahr zu Jahr zugenommen. Jetzt sind die Bücher in mehr als einer halben Million in deutscher und mancher fremden Sprache über die ganze Erde verbreitet. Soweit die deutsche Zunge klingt, gibt es kein Kind, das nicht während seiner Schulzeit Fabeln und Lieder von Hey gelesen, gelernt und gesungen hätte. („Weißt du, wie viel Sterne stehen?“). Mit Recht sagt Kehr: „Wenn wir nach langen Jahren die Fluren unserer Heimat einmal wieder betreten, dann klingen uns in stiller Abendstunde die Glockentöne vom alten Kirchturme herab gar wunderbar in die Seele; sie zaubern uns die Jugendzeit in der vollen Frische einer liebevollen Erinnerung wieder lebendig ins Gemüt. Ist es mit den Hey'schen Fabeln nicht ganz ähnlich? Erinnerung sie uns nicht immer wieder aufs neue an die trauten Dämmerstunden der Winterabende, in denen uns eine liebe Mutter oder Großmutter, „wenn es draußen stürmt' und schneite“, vom Möpschen und Spitzchen erzählte, oder von dem Raben, dem schwarzen Bettelmann, oder dem Täubchen, dem Käzchen, dem Fischlein und dem Fuchs usw.? Mit gespannter Aufmerksamkeit fingen wir da mit lauschendem Ohre jedes Wort der Fabel auf und folgten mit leuchtenden Augen dem Gange der einfach-schlichten und doch so kindlich-poetischen Erzählung. Was wir damals aus dem Munde der Mutter „unbewußter Weisheit froh“ vernommen haben, das ist uns im rasch dahineilenden Strome der Jahre nicht verloren gegangen; denn die Fabeln unseres Hey mit ihrer epischen Einfachheit, innigen Natursinnigkeit und sittlichen Reinheit sind jung geblieben und werden von uns als eine Erbschaft bewahrt, die wir auf die folgende, jetzt zu unseren Füßen spielende Gene-

ration übertragen möchten, um unsere Kinder ebenso glücklich zu machen, wie wir es einst waren.“

Die Anregung zur Abfassung der Fabeln verdankt Hen seinem Freunde, dem Verleger Friedrich Perthes in Gotha, mit dem er während seines letzten Aufenthaltes in Gotha inniger bekannt und befreundet wurde. Den Enkelkindern des Freundes, die ihm in Liebe anhängen, brachte er zuweilen kleine Gedichte scherzhaften und ernsthaften Inhaltes mit, wie:

„Sophie, mein Kind, iß nicht zu viel,
sei hübsch verträglich bei deinem Spiel,
tu' alles, was die Mutter spricht,
so kriegst du die garstige Rute nicht!
Mußt, wenn dir was weh tut, nicht gleich weinen“ usw.

Da drang der Großvater der Kinder in den dichtenden Pfarrherrn, doch nicht mit seiner Kunst hinter dem Berge zu halten, sondern mehr derartige Verse zu liefern, und so entstanden die beiden köstlichen Fabelbücher, von denen der Dichter in späteren Jahren sagt:

„Es hat manch schöner Segen,
weit über meines Hoffens Ziel
auf diesem leichten Kinderspiel
durch Gottes Huld gelegen.“

5. Die letzten Jahre. In dem Hause des Superintendenten Hen zu Tächershausen wohnte und waltete ein Geist freundlicher Liebe und echt christlicher Bildung, der jedem Gaste wohlthat. Das Wort des Apostels: „Herberget gerne!“ hat er im Verein mit seiner zweiten Gattin in einer seltenen Ausdehnung und in der liebenswürdigsten Weise geübt. Im Wohltun und Mittheilen konnten sie sich nicht genug tun, ja sie halfen zuweilen über ihr augenblickliches Vermögen. So richtete Hen einmal einem armen, aber braven Schneider Wohnung und Werkstatt ein, indem er selbst das Geld von seinem Verleger Perthes dazu lieh. Sein Wahlspruch war: Kein Tag ohne eine gute Tat, keine Stunde ohne nützliche Arbeit.

Die letzten Jahre seines arbeitsreichen Lebens wurden durch ein unheilbares Magenübel getrübt. Um die Seinigen nicht zu ängstigen, verschwieg er zuerst sein Leiden; als das aber nicht mehr möglich war, suchte er sie mit rührender Liebe

zu beruhigen. Als seine Kräfte nicht mehr ausreichten, die Kanzel zu besteigen, ließ er sich einen Stuhl vor den Altar stellen und verkündete sitzend die Worte des ewigen Lebens. Es waren die Worte eines Sterbenden. Das wußte seine Gemeinde sehr wohl. Darum versammelte sie sich zahlreich um ihren treuen Hirten. Am Sonntage Judica des Jahres 1854 hielt er seine letzte Predigt über die Worte: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, so jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich.“ Am Schlusse seiner Predigt sprach er über das Wort: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast“, und nahm dann herzbewegenden Abschied von seiner Gemeinde.

Noch in den letzten Wochen seines Lebens schuf sein nie rastender Geist 57 Gedichte, die größtenteils Abschiedsworte an Freunde, Amtsbrüder, Lehrer und Schüler enthalten und volle Geistesklarheit atmen. Das letzte dieser Gedichte war an seine Wärter gerichtet. Die erste Strophe lautet:

„Ihr lieben, treuen Männer saßt
so leicht des Kranken schwache Glieder,
hebt sie empor und laßt sie nieder,
als wär' es eines Kindes Last.
Mit raschem Auge überblickt
ihr, was ihm irgend kann gebrechen,
und habt ihn hilfreich schon erquickt,
eh' noch sein matter Mund kann sprechen.“

Am 19. Mai 1854 ging er ein zum ewigen Frieden.



19. Robert Reinick.

1805—1852.

1. **In der Vaterstadt Danzig.** „Ich denke an Reinick wie an den Sonnenschein“, sagt der Dichter Berthold Auerbach und kennzeichnet damit in trefflicher Kürze das liebevolle, edle Gemüt des heimgegangenen Freundes.

Robert Reinick wurde am 22. Februar 1805 — in Schillers Sterbejahr — zu Danzig geboren. Sein Vater war ein wohlhabender, hochgeachteter Kaufmann und Besitzer eines ausgedehnten Tuchgeschäftes. Wegen seiner vielseitigen Bildung, seiner reichen Lebenserfahrung und seiner strengen Rechtlichkeit wurde er von seinen Mitbürgern wiederholt mit öffent-

lichen Ämtern betraut, die er mit unermüdlischem Eifer und großer Uneigennützigkeit verwaltete.

Ungeachtet des Wohlstandes ging es im Hause sehr einfach her. Der Stoff zu den Kleidungsstücken für die Kinder wurde von den unverkauften Resten im Tuchlager genommen. Mit stillem Kummer blickten die Kinder auf einen Rest blau und schwarz gestreiften Stoffes, der gar nicht aufschleifen wollte. Ein Gewand nach dem andern wurde aus dem „ewigen“ Zeug angefertigt.

Sehr gern verweilten die Kinder bei der freundlichen Großmutter, einer Frau von ungewöhnlicher Herzengüte und klarem Verstande, die ein Haus in der Vorstadt bewohnte. Robert war ihr Liebling. Einmal, als der Scharlach unter den Geschwistern ausgebrochen war, nahm sie ihn, damit er gegen Ansteckung geschützt sei, auf drei Monate zu sich. Das war eine schöne Zeit für den Knaben, eine Zeit, die mit ihrem sonnigen Schein noch in das spätere Mannesalter hineinleuchtete.

Als Robert elf Jahre alt war, kam er auf das Gymnasium in Danzig, mußte aber schon nach wenigen Wochen die Schule wieder verlassen, da sein kränklicher Körper der vermehrten Arbeit nicht gewachsen war. Auf Anordnung des Arztes verweilte er ein halbes Jahr bei seinem Onkel, einem Bruder der verstorbenen Mutter, der einige Meilen von Danzig Landpfarrer war, und bei dem sich auch die Großmutter aufhielt. Die reine Landluft kräftigte ihn. Völlig genesen kehrte er ins Elternhaus zurück und nahm die unterbrochene Schularbeit wieder auf.

Da er große Lust zum Zeichnen hatte, ließ der Vater ihm auf sein Bitten Privatstunden im Zeichnen geben, das er nun mit Leidenschaft betrieb. Für ein Puppentheater, das er eigenhändig anfertigte, zeichnete er auch selbst alle Figuren. Ebenfalls waren die zur Aufführung gelangenden Stücke häufig von ihm verfaßt.

Nach dem im Jahre 1821 erfolgten Tode des Vaters fanden Robert und sein sechs Jahre jüngerer Bruder Alfred freundliche Aufnahme im Hause des Konsistorialrats und Geschichtsprofessors Blech, der seit einigen Jahren Roberts Lehrer gewesen war und ihn lieb gewonnen hatte. Die beiden Brüder erhielten ein eigenes Zimmer, dessen künstlerische Aus-

Schmückung Robert sich besonders angelegen sein ließ. Über seinem Schreibtische hingen Bildnisse berühmter Maler. Das rege geistige Leben im Bleichschen Hause und der Besuch des recht guten Theaters gaben seiner Liebe zur Dicht- und Malkunst neue Nahrung. Er zeichnete Landschaften und Bilder von Freunden und Verwandten und verherrlichte die Familienfeste durch Liedererschöpfungen und kleine Festspiele.

In allen Unternehmungen bewies er eine große P f l i c h t t r e u e. Als er 17 Jahre alt war, ließ er sich als Mitglied in den Danziger „Feuerrettungsverein“ aufnehmen. An einem schönen Nachmittage feierte er eine halbe Stunde außerhalb der Stadt mit seinen Freunden ein lustiges Vogelschießen. Plötzlich drangen die wimmernden Töne der Sturmglocke in den Festjubel hinein, und nun half kein Bitten und Zureden: er eilte fliegenden Fußes nach der Stadt, um seiner Pflicht als Feuerwehrmann zu genügen.

2. In Berlin. Die Liebe zur Malerei regte sich immer mächtiger in Robert, und er faßte den Entschluß, sich dieser Kunst zu widmen. Bei Verwandten und Freunden rief dieser Vorfaß im Hinblick auf seine schwachen Augen nicht unberechtigte Bedenken hervor, die er aber zu besiegen wußte. Nach glänzend bestandener Abgangsprüfung bezog er die unter Schadows Leitung stehende Kunstschule in Berlin. Der Abschied aus der Vaterstadt wurde ihm sehr schwer. Seine zahlreichen Freunde, die ihm in herzlicher Liebe zugetan waren, ließen ihn ungern ziehen. Viele von ihnen fanden sich noch an dem Wagen ein, der ihn nach des Landes Hauptstadt bringen sollte, und gaben ihm ihre innigsten Segenswünsche mit auf den Weg.

In Berlin wurde der biedere Kaufmannssohn bald der Liebling seiner Kunstgenossen. Einer von ihnen führte ihn ein in das Haus des Dichters Chamisso, wo er ein gern gesehener Gast war und manche Anregung zum Dichten erhielt.

Neben der Arbeit in der Künstlerwerkstätte wurden auch körperliche Übungen, wie Fechten und Reiten, Turnen und Schwimmen, fleißig betrieben. Während der Ferien unternahm er größere Ausflüge nach dem Harz und ins liebliche Thüringerland. Die Frucht solcher Wanderungen bestand in schönen Landschaftsbildern und köstlichen Liedern.

Eine anregende Reise unternahm er mit lieben Freunden 1828 nach Nürnberg, wo er der Grundsteinlegung zu Dürers Denkmal, eines vor 300 Jahren gestorbenen Altmeisters der deutschen Malkunst, beiwohnte. Die Briefe, die Robert von dort an Geschwister und Freunde schrieb, sind voll Begeisterung und Entzücken.

1830 verließ er Berlin, um die neu errichtete Kunstschule in Düsseldorf zu besuchen, stattete aber vorher nach fünfjährigem Aufenthalt in der Fremde seiner Vaterstadt einen Besuch ab. Hier wurde er mit Jubel begrüßt. „Robert Reinick ist hier!“ riefen sich die Bekannten auf der Straße zu. „Onkel Robert ist wiedergekommen!“ ertönte es aus frohem Kindermunde. Ja, nun war er wieder da, der liebenswürdige Kinderfreund. Nun konnten die Kleinen wieder, wie ehemals, auf seinen Schoß klettern und um Geschichten und Märchen bitten, die er so fein zu erzählen verstand.

3. In Düsseldorf. Ungefähr ein Jahr verweilte Reinick in der Heimat, dann brach er auf nach Düsseldorf. Außer den alten Freunden, mit denen er dort zusammentraf, erwarb er sich bald neue, die unter sich und mit ihrem Leiter Schadow, einem Sohne des Berliner Meisters, im innigsten Verkehr standen. Bei den geselligen Zusammenkünften im Winter war Reinick mit seiner poetischen Begabung, seinem künstlerischen Geschmack und seinem sonnigen Wesen geradezu unentbehrlich. An den Leseabenden übernahm er zu aller Freude die schwierige Rolle eines Vorlesers.

1832 mußte er in Folge einer ernstlichen Erkrankung die Arbeit einstellen und auf den Rath der Ärzte im stillen Ahrthal Genesung suchen. Auf seinen Wanderungen durch Wald und Feld entstand mancher Plan zu schönen Landschaftsbildern; aber der Pinsel durfte nicht darstellen, was des Künstlers Phantasie beschäftigte. Während der Maler auf Befehl der Ärzte ruhte, arbeitete der Dichter um so fleißiger. Das geheimnisvolle Leben und Weben in der ihn umgebenden Natur stimmte seine Dichtertohrse zu neuem Sang. In reizenden Liedern deutete er das Rauschen der Bäume, das Flüstern der Blumen, das Gemurmel der Quellen, den Gesang der Vögel und das Summen und Surren der Insekten. Als er nach seiner Rückkehr den Freunden die Erzeugnisse seiner dichterischen

Muse vorlas, drangen diese mit allem Nachdruck auf Veröffentlichung. Jeder von ihnen erbot sich, Zeichnungen zu den Liedern zu liefern, und in kurzer Zeit war ein Bilderbuch entstanden, das bei seinem Erscheinen außergewöhnliches Aufsehen erregte. Die Namen der ersten deutschen Künstler sind darin vertreten. Jeder ist bestrebt gewesen, durch künstlerische Vollendung seiner Bilder Reinick eine Freude zu bereiten.

Die angestrengte Arbeit der letzten Zeit hatte Reinicks zarte Gesundheit in einem so hohen Grade angegriffen, daß er sichtlich der Erholung bedurfte. Er beschloß, den lange gehegten Lieblingswunsch, Italien kennen zu lernen, endlich auszuführen und trat im Jahre 1838 die Reise nach dem Lande seiner Sehnsucht an.

4. **In Italien.** In Rom wurde er von zwei Freunden aus Deutschland hoch erfreut bewillkommen. Sie waren auch seine Führer auf der Wanderung durch die „ewige Stadt“. In den dortigen Künstlerkreisen gewann er sich bald durch sein mildes, heiteres Wesen aller Herzen. Nach kurzem Aufenthalte wählte man ihn zum Vorsitzenden des Vereins deutscher Künstler, der über 200 Mitglieder zählte.

Als im Sommer die Hitze in Rom unerträglich und für ihn gesundheitsgefährlich wurde, begab sich Reinick mit zwei befreundeten deutschen Künstlern zu einem längeren Aufenthalt nach Neapel. Da es damals noch keine Eisenbahnen in Italien gab, unternahmen sie die Reise auf einem Wagen. Ihre Gefährten waren: ein ältklicher Franzose und dessen Schwester, ein junger Venezianer und eine römische Kammerfrau. Zunächst ging es durch die sonuige Kampagna, wie die nächste Umgebung von Rom genannt wird. Freundlich strahlte die Sonne vom blauen Himmelszelt herab, und die Reisenden schwelgten in Entzücken über all das Herrliche, das sich ihren Blicken in den ersten Stunden darbot. Als sie aber später die unwirtlichen, zum Teil ungesunden Pontinischen Sümpfe erreichten, hatten sie die trübe Kehrseite des lachenden Bildes.

Am dritten Tage fuhren sie über die Grenze in das Königreich Neapel hinein. Vor ihnen lag nach geraumer Zeit in weiter Ferne die Festung Gaëta. Während sie im Anschauen der schönen Gegend versunken waren und langsam über eine Brücke fuhren, sprangen plötzlich drei bewaffnete Männer

hinter einem Brückenpfeiler hervor, hielten ihre Gewehre in den Wagen hinein und schrien: „Her mit dem Gelde! Herunter vom Wagen!“ Namenlose Bestürzung besiel die Insassen. Die Damen weinten und schrien; die Räuber fluchten und brüllten; der Kutscher sprang erschrocken vom Bock und verkroch sich unter den Wagen. Der Venezianer streifte geschwind seine kostbaren Ringe von den Fingern und steckte sie nebst seiner gefüllten Börse der zitternden Französin in die Tasche. Unsere Deutschen waren im Hinblick auf die Unsicherheit des Weges so vorsichtig gewesen, abgetragene Kleider anzuziehen und nur wenig Geld einzustecken. Da jeder Widerstand vergeblich war, lieferten sie willig ihre geringe Barschaft aus. Einem von ihnen, der infolge eines Zahngeschwürs eine geschwollene Wange hatte, gelang es, seinen Siegelring unbemerkt in den Mund zu stecken und auf diese Weise zu behalten. Dem andern wurde der seinige nebst der Taschenuhr entrisen. Eine weit reichere Beute machten die Räuber in den Koffern und Kisten der Reisegefährten, wogegen sie die kleinen, wenig versprechenden Koffer der deutschen Freunde mit Geringschätzung auf die Erde warfen. Nach einer Viertelstunde zogen die Schurken mit ihrem Raube ab. Der Kutscher kroch staubbedeckt unter dem Wagen hervor; jedes suchte wieder seinen Platz; die Pferde zogen an, und die Fahrt ging weiter.

5. Die Rückkehr. Drei Jahre verweilte Reinick in Italien, mußte dann aber, durch zunehmende Kränklichkeit gezwungen, die Heimreise antreten. Er wählte den Weg über Wien und begab sich von dort nach dem Kurort Gräfenberg in Österreichisch-Schlesien, um Heilung von seinen Leiden zu suchen. Neun Monate lang befolgte er gewissenhaft alle ärztlichen Vorschriften, ohne jedoch Genesung zu finden. Traurig kam er im Juni 1842 in der Heimat an, und hier wurde ihm wider alles Erwarten das zuteil, was er mit großen Opfern in der Fremde vergeblich gesucht hatte. Die Ostseebäder von Sopot, ganz nahe bei Danzig, ließen ihn wieder gesunden; auch sein Augenübel wurde gehoben. Da faßte er frischen Lebensmut, griff zum Pinsel und zur Palette, aber auch zur Feder und sang in glücklichster Stimmung manch herrliches Lied zu Ehren des deutschen Vaterlandes. Eins der schönsten ist: „Im Vaterland“. Die erste und die letzte Strophe lauten:

„Der Lieder Lust ist mir erwacht!
 Wer hat mir solchen Seng gebracht?
 Das Vaterland!
 Ich schweifte in der Welt umher,
 zum schönen Süden übers Meer;
 doch was ich nirgends wiederfand:
 dein Odem war's, o Vaterland!

Da kehrt' ich um und ward gesund
 und freu' mich nun aus Herzensgrund
 im Vaterland.
 Gleich wie die Lerche schwingt mein Herz
 sich wieder jubelnd himmelwärts
 und grüßet rings das grüne Land,
 das liebe deutsche Vaterland!“

6. In Dresden. Zu Anfang des Jahres 1844 führte Reinick seine neunzehnjährige, anmutige Nichte Marie Berendt als Gattin heim und nahm seinen Wohnsitz in dem kunstliebenden Dresden. Es war eine gar traute Häuslichkeit, die er sich dort gründete, ein Heim, dessen kunstfönnig ausgeschmückte Räume durch den hellen Sonnenschein der Liebe und des Friedens verklärt wurden. Namhafte Künstler, wie die Maler Bendemann, Hübner, Ernst Rietschel und Plüddemann, die Musiker Robert Schumann und Ferdinand Hiller, der Dichter Berthold Auerbach und der hochgebildete Schauspieler und Schriftsteller Eduard Devrient, gingen als gern gesehene Gäste ein und aus und gaben und empfingen Anregung zu neuem Schaffen.

In unserm Reinick regte sich bald der Maler, bald der Dichter, und der eine suchte den andern zu verdrängen. Über diesen inneren Zwiespalt hatte er schon in früheren Jahren in einem Scherzgedicht folgendermaßen geklagt:

„Ach, was ist das für ein Grausen,
 wenn ein Maler und ein Dichter
 beid' in e i n e r Seele hausen!“

Die befreundeten Maler hatten im Laufe der Zeit eine Anzahl kleiner Bilder für die Kinderwelt zusammengestellt, und Reinick wurde dringend gebeten, dazu den Text zu dichten. Mit bewundernswürdiger Begabung wußte er sich in die Bildchen zu vertiefen und ihren stummen Inhalt in lebendiger Sprache darzustellen. So entstand das beliebte „A B C - B u c h

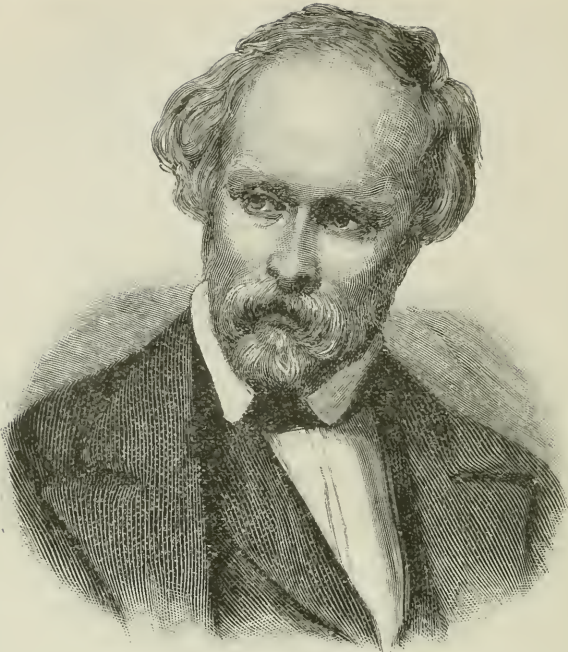
für kleine und große Kinder“, ein ähnliches Werk wie das 1837 herausgegebene Liederbuch.

Die schönsten Blüten von Reinicks kindertümlicher Dichtkunst sind im „Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch“ enthalten. An der Spitze dieser Sammlung steht: „Vor allem eins, mein Kind, sei treu und wahr“, ein Gedicht, in dem sich des Dichters eigenes lauterer Wesen abspiegelt, und das jedem liebenden Vater so recht aus dem Herzen herausgeschrieben ist. Unter den vielen Gedichten fröhlichen, scherzhaften, neckischen Inhaltes sind: „Dem schlafenden Apfel“, „Versuchung“, „Was gehn den Spitz die Gänse an?“, „Im Herbst“, „Das Dorf“, „Die freche Gesellschaft“, „Reime für kleine Kinder“, „Frühlingsglocken“, „Wie ist doch die Erde so schön“, „Der Faule“ und „Großes Geheimnis“ durch die Schullesebücher bekannte Freunde der Jugend geworden. Nicht minder gern gelesen werden die reizenden Erzählungen: „Zwei Gespräche“, „Eine Hühnerwirtschaft“ und „Hans Lustig“. Ein hinzutretender künstlerisch-schön ausgeführter, reicher Bilderschmuck macht das Werk zu einem wertvollen Kinderbuche.

Sehr schätzenswert ist Reinicks Übersetzung der „Alemannischen Gedichte“ Hebels, die man in allen Lesebüchern findet.

Die allmählich wiederkehrenden körperlichen Leiden warfen manchen trüben Schatten in das sonst so sonnige Leben des Dichters. Es kam aber selten ein Wort der Klage über seine Lippen. Im Freundeskreise war er immer ein liebenswürdiger, heiterer Genosse, der sich des Lebens Lust nicht durch des Lebens Leid rauben ließ. Der Winter von 1851 auf 1852 brachte aber eine so rasch zunehmende Verschlimmerung in Reinicks Zustand, daß seine Freunde mit banger Ahnung in die Zukunft blickten. Die liebevollste Pflege seiner treuen Gattin und die sorgsamste Behandlung des befreundeten Arztes vermochten nicht mehr, dem Übel Einhalt zu tun. Am 7. Februar 1852 machte das Plagen einer Pulsader dem schweren Leiden des Dichters ein Ende.

Allgemeine Trauer herrschte um den teuren Toten. Von der großen Liebe und Verehrung, die er sich während seines Lebens erworben hatte, legten die reiche Blumenspende und das große Trauergefolge am Begräbnistage Zeugnis ab.



20. Friedrich Hebbel.

1813—1863.

A. 1. **Im Elternhause.** Es gibt wohl keinen zweiten deutschen Dichter, den des Lebens Not von der Wiege an bis ins Mannesalter hinein so hart undrängt hat wie den am 18. März 1813 geborenen Friedrich Hebbel. Sein Vater war ein armer Maurer in Wesselsburen in Dithmarschen, der für Tagelohn bei andern arbeitete und es nicht leicht hatte, sich und die Seinigen durchzuschlagen. In der nach dem Dichter benannten „Hebbelstraße“ besaß er ein kleines Haus, das von drei Familien bewohnt wurde. Er selbst wohnte an der Sonnen-

und einen Tagelöhner vermietet. Solange dem Vater dieses Häuschen gehörte, war das Leben noch erträglich. Das wurde aber anders, als er es verkaufen mußte. Er hatte nämlich unvorsichtigerweise um die Zeit, als er sich verheiratete, eine Bürgschaft übernommen und wurde einige Jahre später zu deren Zahlung verpflichtet. Von jetzt an war Schmalhans oft Küchenmeister. Der Dichter erzählt in seinen „Tagebüchern“: „Ich und mein Bruder hießen seine (des Vaters) Wölfe. Unser Appetit vertrieb den seinigen. Selten durften wir ein Stück Brot verzehren, ohne anhören zu müssen, daß wir es nicht verdienten. Dennoch war mein Vater ein herzenguter, treuer, wohlmeinender Mann; aber die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen. — — Er haßte auch die Freude. Zu seinem Herzen war ihr durch Disteln und Dornen der Zugang versperrt; nun konnte er sie auch auf den Gesichtern seiner Kinder nicht ausstehen. Das frohe, brusterweiternde Lachen war ihm Frevel, Hohn gegen ihn selbst. Hang zum Spiel deutete auf Leichtsinn, auf Unbrauchbarkeit, Scheu vor grober Handarbeit auf angeborene Verderbnis, auf einen zweiten Sündenfall.“ Nur am Weihnachtsabend herrschte eine freundliche Stimmung im Elternhause. Hebbel schreibt später in einem Briefe an eine Freundin: „Die Eltern waren heiter, auch der Vater, den wir fast das ganze Jahr nicht heiter sahen. Die dumpfen, erstickenden Gespräche über die Schwierigkeit, Brot herbeizuschaffen, (lagen doch meistens zwei oder drei köstliche weiße breite Wecken im Schrank!) unterblieben. Scherz und Lachen war erlaubt, und wir Kinder deuchten uns im Himmel. Dazu am Weihnachtsabend der schöne Gedanke: diese Herrlichkeit dauert zwei volle Tage!“

Weit freundlicher als der Vater war die Mutter. Von ihr sagt Hebbel: „Sie war eine gute Frau, deren Gutes und minder Gutes mir in meine eigene Natur verponnen scheint. Mit ihr habe ich meinen Jähzorn, mein Aufbrausen gemein, und nicht weniger die Fähigkeit, schnell und ohne weiteres alles, es sei groß oder klein, wieder zu vergeben und zu vergeffen. Obwohl sie mich niemals verstanden hat und bei ihrer Geistes- und Erfahrungsstufe verstehen konnte, so muß sie doch immer eine Ahnung meines innersten Wesens gehabt haben;

denn sie war es, die mich fort und fort gegen die Anfeindungen meines Vaters, der (von seinem Gesichtspunkte aus mit Recht) in mir stets ein misratenes, unbrauchbares, wohl gar böswilliges Geschöpf erblickte, mit Eifer in Schutz nahm und lieber über sich selbst etwas Hartes, woran es wahrlich im eigentlichen Sinne des Wortes nicht fehlte, ergehen ließ, als daß sie mich preisgegeben hätte. Ihr allein verdanke ich's, daß ich nicht, wovon mein Vater jeden Winter wie von einem Lieblingsplane sprach, den Bauernjungen spielen mußte, was mich vielleicht bei meiner Reizbarkeit schon in den zartesten Jahren bis auf den Grund zerstört haben würde; ihr allein, daß ich regelmäßig die Schule besuchen und mich in reinlichen, wenn auch geflickten Kleidern öffentlich sehen lassen konnte."

Aus dieser erziehlichen Einwirkung des Elternhauses erklärt sich der schwermütige Lebensernst, der den Dichter in späteren Jahren unheilvoll beeinflusste und ihm manche trübe Stunde bereitete. Ja, es ist geradezu ein Wunder, daß er sich aus solchen niedrigen, ihn überall einengenden Verhältnissen zur lichten Höhe eines großen Dichters emporringen konnte.

2. In der Schule. Auch die Schule hat wenig für die Entwicklung seiner reichen Gaben getan. Vom vierten Jahre an besuchte er eine sogenannte Klippschule. Das Leben in ihr schildert er in seinem Büchlein: „Meine Kindheit“ folgendermaßen: „Eine alte Jungfer, Susanna mit Namen, hoch und männerhaft von Wuchs, mit freundlichen blauen Augen, die wie Lichter aus einem graublauen Gesicht hervorschimmerten, stand ihr vor. Wir Kinder wurden in dem geräumigen Saal, der zur Schulstube diente und ziemlich finster war, an den Wänden herumgepflanzt, die Knaben auf der einen Seite, die Mädchen auf der andern. Susannas Tisch, mit Schulbüchern beladen, stand in der Mitte, und sie selbst saß, ihre weiße tönernerne Pfeife im Munde und eine Tasse Tee vor sich, in einem Respekt einflößenden urväterlichen Lehrstuhl dahinter. Vor ihr lag ein langes Lineal, das aber nicht zum Linienziehen, sondern zu unserer Abstrafung benutzt wurde, wenn wir mit Stirnerunzeln und Räuspfern nicht länger im Saum zu halten waren. Eine Tüte voll Rosinen, zur Belohnung außerordentlicher Tugenden bestimmt, lag daneben. Die Klappe fielen jedoch regelmäßiger als die Rosinen. An den Tisch wurde groß

und klein von Zeit zu Zeit herangerufen, die vorgerückteren Schüler zum Schreibunterricht, der Troß, um seine Lektion aufzusagen und, wie es nun kam, Schläge auf die Finger mit dem Lineal oder Rosinen in Empfang zu nehmen.“

Zwei Jahre blieb Hebbel in der Klippsschule bei Susanna und lernte fertig lesen. Zum Schreiben kam er aber noch nicht; denn diese Kunst war das letzte, was Susanna andre lehren konnte; darum hielt sie vorsichtig damit zurück. Inzwischen war eine Elementarschule in Wesselburen gegründet worden, und Lehrer Dethlessen, der aus dem benachbarten Eiderstedt herüberkam, wurde jetzt des Dichters Lehrer. Hebbel sagt: „Ich kann seinen Namen nicht ohne ein Gefühl der tiefsten Dankbarkeit niederschreiben, weil er trotz seiner bescheidenen Stellung einen unermesslichen Einfluß auf meine Entwicklung ausgeübt hat.“ Dethlessen stellte dem Dichter seine kleine Bibliothek bereitwillig zur Verfügung, und Hebbel hat manchen Abend, trotz des Vaters Verbot, bei einem ersparten Talglichte bis in die tiefe Nacht hinein gelesen. Von einer geistigen Beschäftigung wollte der Vater durchaus nichts wissen. Sein Friedrich sollte Maurer werden wie er und hat als dreizehn- und vierzehnjähriger Knabe dem Vater oft als Zupfleger zur Hand gehen müssen.

3. Beim Kirchspielvogt. Durch den am 11. November 1827 plötzlich eintretenden Tod des Vaters wurde Friedrich von dem schweren Seelendruck, der ihm alle Freude am Leben vergällte, erlöst und kam jetzt zum Kirchspielvogt Mohr, der ihn „für Essen, Trinken und Kleidung, ohne Wäsche“ als Laufjungen aufnahm. Bald erkannte Mohr seine ungewöhnliche Begabung, übertrug ihm allerlei polizeiliche Geschäfte, wie die Aufnahme von Verhören und die Abfassung von Protokollen, und machte ihn schließlich zu seinem Hauptschreiber. Nichtsdestoweniger ließ er ihn an seinem Gesindetische essen und bei seinem Kutscher in demselben Bett unter der Bodentreppe schlafen. Acht volle Jahre hat Hebbel in dieser unwürdigen Lebensstellung zugebracht. Er sagt in seinen „Tagebüchern“: „Daß ich in Dithmarschen geistig schon so hoch stand und dennoch gesellschaftlich von dem Kirchspielvogt Mohr, der mich erkannte, so niedrig gestellt wurde, ist das größte Unglück meines Lebens. Dies begreift niemand, als der es selbst erfuhr.“ Hebbel wurde

in ähnlicher Weise von dem eigennützigen Kirchspielvogt Mohr ausgebeutet wie vor ihm Herder von dem Diakonus Trescho. Daß Mohr unserm Dichter, wie dieser selbst in seinen Tagebuchaufzeichnungen hervorhebt, Ordnungsliebe, Sorgfalt und Umsicht beigebracht und ihm seine Bibliothek zur Verfügung gestellt habe, wiegt die schwere Schädigung bei weitem nicht auf, die er ihm in der wichtigsten Periode seiner geistigen Entwicklung zugefügt hat. „Er kroch als ekelhafte Blattlaus über meine frische Jugend hin,“ schreibt der Dichter in späteren Jahren. Mit eisernem Fleiße arbeitete Hebbel, um die großen Lücken in seinem Wissen und Können auszufüllen. Bis zu welchem Grade ihm das gelang, zeigen manche Gedichte, die er damals veröffentlichte, zunächst in dem in Friedrichstadt erscheinenden „Dithmarscher und Eiderstedter Boten“ und später in den von der Kinderschriftstellerin Amalie Schoppe herausgegebenen „Neuen Pariser Modeblättern“. Einige dieser Gedichte, wie „Das Kind“ und „Das alte Haus“, gehören zu den besten, die er überhaupt geschrieben hat. A m a l i e S c h o p p e, die des Dichters reiche Begabung erkannte, gewann eine Reihe von Gönnern, die sich verpflichteten, ihn eine Zeitlang in Hamburg zu unterhalten, damit er sich auf einen gelehrten Beruf vorbereiten könne. Mohr aber, der ihn ungern ziehen ließ, verweigerte jede Unterstützung und bewies dadurch, wie wenig ihm das wahre Wohl seines Schreibers am Herzen lag. Im März 1835 verließ der zweiundzwanzigjährige Hebbel, die Brust von Hoffnungen geschwellt, Wesselburen und begab sich nach der großen Hansestadt an der Elbe.

4. Studienjahre. Nun hob ein neues Leben für ihn an. Aber in das rosige Zukunftsbild, das er sich in Gedanken mit lichten Farben ausgemalt hatte, fiel manch dunkler Schattenstrich. Durch Vermittlung seiner mütterlichen Freundin Amalie Schoppe erhielt er in vornehmen Häusern Freitische, die ihm zwar den Aufenthalt verbilligten, aber für ihn, den unter bäurischer Bevölkerung Aufgewachsenen, auch manche bittere Kränkung mit sich führten, die der geistig reife Dichter nicht ohne einen Stachel im Herzen verwand. Von einem Primaner ließ er sich in der lateinischen Sprache unterrichten. Die Dokabeln wollten aber nicht im Gedächtnisse haften. „Es ist schlimm,“ sagt er in seinen „Tagebüchern“, „wenn man Schul-

sachen nicht in den früheren Jugendjahren, die für sie bestimmt sind, unter die Füße bringt; später kann man die höchsten geistigen Taten vollbringen, aber nicht Latein lernen.“

In dem Hause einer gebildeten Näherin, namens Elise Lensing, die ihre Mutter bei sich hatte, wohnte er. Die Bekanntschaft mit diesem Mädchen, das zehn Jahre älter war als er, sollte von tiefgreifender Bedeutung für seinen Lebens- und Entwicklungsgang werden. Es liebte ihn mit schwärmerischer Begeisterung und war zu jedem Opfer für ihn bereit, und das alles, ohne sich seiner Gegenliebe erfreuen zu dürfen. Hebbel sagt in seinen „Tagebüchern“: „Das Mädchen hängt unendlich an mir. Wenn meine künftige Frau die Hälfte für mich empfindet, so bin ich zufrieden.“

Nach einjährigem Aufenthalt verließ er schon Hamburg und bezog die Universität in Heidelberg, um Rechtswissenschaft zu studieren. Am studentischen Leben und Treiben beteiligte er sich aus Sparsamkeitsgründen fast gar nicht. An den Kirchspielschreiber Voß in Wesselsburen schreibt er: „Die tollen Wellen des akademischen Lebens rollen an mir wie an einem Felsblock vorüber und reißen mich selten mit sich fort. — — — All mein Bestreben ist auf poetisches Schaffen und praktisches Wirken gerichtet. Was damit nicht nach irgend einer Seite hin zusammenhängt, das ist für mich nicht da. Dennoch bin ich weit entfernt, den Stubenhocker und Sonderling zu machen; im Gegenteil besuche ich wöchentlich einmal die Kneipe und stehe bei den alten Häusern im Kredit eines, wenn auch nicht vielversprechenden, so doch leidlichen Fuchses, dem man seine Eigenheiten nachsehen muß, da er — ich muß mich hier der Kunstausdrücke bedienen — kamelisiert und auerstiert.“

Aber schlimm kann es Hebbel mit dem Kneipen nicht gemacht haben; denn als er nach Ablauf eines halben Jahres Heidelberg mit München vertauschte, hatte er während des ganzen Semesters nur 120 Mark gebraucht. Einschränken und sparen waren die beiden Wörter, die als ernste Mahnung über seiner Lebenshaltung standen. „Unter allen Beschwerlichkeiten meiner Lage drückt es mich am meisten, daß ich nichts für Mutter tun kann,“ schrieb er an Elise Lensing. Ja, wenn letztere ihn nicht mit 100 Talern unterstützt hätte, dann wäre ihm die

Übersiedelung nach München nicht möglich gewesen. Mit Eifer stürzte er sich in die Arbeit, um die vorhandenen Lücken in seinem Wissen auszufüllen. Das Studium der Rechtswissenschaft fesselte ihn aber nicht mehr. Er weilte lieber im schönen Lande der Dichtung und suchte mit heißem Bemühen, seine Kraft für dichterisches Schaffen zu stählen. Mitunter, wenn des Lebens Not in ihrer nacktesten Gestalt, im Hunger, an ihn herantrat, wollte er fast verzweifeln. Während seines dreijährigen Aufenthalts in München hat er nur in einem einzigen Sommer warm zu Mittag gegessen. Sonst mußte er sich mit Kaffee und Brot behelfen. Er schreibt an Elise Lenzing: „Mich peinigt nichts als meine nächste Zukunft, diese aber auch stark. Solange ich in München bin (seit reichlich zwei Monaten), habe ich noch nicht fünfmal warm zu Mittag gegessen, sondern, um nur möglichst lange mit dem Gelde zu reichen, mich beständig mit Brot beholfen.“ Ohne Elisens dauernde Unterstützung hätte er nicht leben können; denn was er als Mitarbeiter an einigen Zeitschriften verdiente, reichte bei weitem nicht zu seinem Lebensunterhalte aus.

Im Jahre 1838 starb seine von ihm zärtlich geliebte Mutter. Sein heißer Wunsch, ihren Lebensabend zu verschönen, sollte ihm nicht erfüllt werden. Elise dagegen hatte wiederholt in den letzten Jahren durch Weihnachtsgeschenke und andere Gaben, die sie im Auftrage des Sohnes zu überreichen vorgab, das Leben der Mutter freundlicher zu gestalten versucht. Dankbaren Herzens schrieb der Dichter ihr: „Nimm aber Du meinen heißen Dank für alles, was Du für die Entschlafene getan! Du hast ihr doch so manchen Tag zu einem vergoldeten gemacht, und ihr Leben war so dürftig, daß auch noch geringere Kleinigkeiten es ihr versüßen konnten. Daß sie mir gerade jetzt, wo ich hoffen durfte, sie wiederzusehen, und wo mein Schicksal sich endlich entscheiden muß, entrissen ward, macht mir den Verlust doppelt herb. Und dennoch: was bürgt mir denn für die Verbesserung meiner Lage? Ist nicht vielleicht ihr Tod ein Wink der Gottheit, daß ich von der Zukunft nichts erwarten soll? Sei's, wie es sei, leichter werd' ich von jetzt an alle Widerwärtigkeit ertragen, da sie mich allein trifft.“

Im Frühling des Jahres 1839 kehrte er zu Fuß nach Hamburg zurück. Ende Mai warf ihn eine schwere Lungenentzündung

ung aufs Krankenlager. Sein Leben hing an einem seidenen Faden. Als die Krisis überstanden war, schrieb er:

„Ich habe mit dem Tode gerungen,
er griff nach mir mit eis'ger Hand,
er hat mich dennoch nicht bezwungen,
ich hielt ihm festen Mutes stand;
ich sprach: ich kann und will nicht glauben,
daß Gott mein Leben fordern läßt,
du willst mir's eigenmächtig rauben,
und darum halt' ich's männlich fest.“

Nach seiner Genesung schrieb Hebbel in kurzer Zeit sein erstes Drama, das Trauerspiel „Judith“, das 1840 in Hamburg und Berlin aufgeführt wurde, ihm aber nur einen geringen klingenden Lohn einbrachte.

5. Auf Reisen. Trotz aller Anstrengungen gelang es dem Dichter nicht, sich durch schriftstellerische Arbeiten in ausreichender Weise seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Elise Lenjing hatte ihm nach und nach 500 Taler vorgeschossen. Je länger, desto peinlicher war ihm der Gedanke, in einem so hohen Grade von ihrer aufopfernden Liebe abhängig zu sein. Da entschloß er sich, nach Kopenhagen zu reisen, um sich vom König Christian VIII. ein Reifestipendium zu erbitten. Nach fünfmonatigem Aufenthalt in der dänischen Haupt- und Residenzstadt und nach einer zweimaligen Audienz beim König sah er sich am Ziel seiner Wünsche. Christian VIII. bewilligte ihm ein Reifestipendium von 600 Reichstalern (1440 Mark) jährlich auf zwei Jahre. Hocherfreut kehrte er nach Hamburg zurück und trat im Herbst 1843 eine Reise nach Paris an. Hier vollendete er das bereits in Kopenhagen angefangene Trauerspiel „Maria Magdalena“, das er aus Dankbarkeit dem Dänenkönig widmete, und machte die Bekanntschaft des Dichters Heinrich Heine. Ein Jahr später verließ er Paris, um nach Rom zu reisen. Wie bedeutungsvoll diese Reise in seinen Augen war, schildert er in seinen „Tagebüchern“ mit folgenden Worten: „22 Jahre auf einem Fleck in Dithmarschen und jetzt doch im Begriff, nach Rom zu gehen! Es ist wie ein Traum. Ich fuhr mit diesen Gedanken aus dem Bett und kleidete mich an. Heute nachmittag um 5 reise ich. Es war ein paar Tage Regenwetter, aber jetzt scheint die Sonne wieder so freundlich,

als wollte sie mir die Stadt, die ich verlassen muß, noch einmal im glänzendsten Licht zeigen, damit ich sie nicht vergesse. Das ist unnötig; Paris wird immer der Mittelpunkt aller meiner Wünsche bleiben. Lebe wohl, du schöne, herrliche Stadt, die mich so gastfreundlich aufnahm! Empfange meinen wärmsten Segen!“

Reichlich ein halbes Jahr verweilte Hebbel in Rom und besuchte von hier aus auch auf mehrere Monate Neapel. Der Aufenthalt in Italien hatte aber nicht für ihn den Gewinn, den er sich von ihm versprochen hatte. Paris stand ihm höher als Rom. An Elise Lenzing schrieb er: „Paris ist ein Ozean, Rom das Bett eines Ozeans. In Paris kann man mitschwimmen; in Rom muß man untersuchen, wie andere vor Jahrtausenden geschwommen haben. Für mich ist nun aber das Leben die Hauptsache, und selbst meine Träume werden durch das Leben, durch das wirkliche, gegenwärtige, angeregt. Zu der bildenden Kunst hab ich kein so inniges Verhältnis wie z. B. Goethe. Nur ihre höchsten Meisterstücke wirken gewaltig auf mich, und auch die nicht immer.“

6. In Wien. Ende Oktober 1845 verließ Hebbel die ewige Stadt an der Tiber, um die Heimreise nach Deutschland anzutreten. Das nächste Hauptziel seiner Reise sollte Wien sein, wo er einige Wochen bleiben wollte. Aus den wenigen Wochen wurden aber 18 Jahre. Die Kaiserstadt an der Donau wurde seine zweite Heimat; in ihr weilte er bis zu seinem Tode im Jahre 1863. Was ihn zum Bleiben in Wien veranlaßte, war die Burgtheaterschauspielerin *Christine Enghaus*, zu der er eine tiefe Neigung faßte. An einen Freund schrieb er: „Ach, sähen Sie die Enghaus einmal auf der Bühne! Jetzt die einzige tragische Schauspielerin Deutschlands! Keime zum Allerhöchsten! Dies sagt der Dichter, nicht der Liebhaber.“ Sie war mit einem lebenslänglichen Jahresgehalt von 5000 Gulden am Hofburgtheater angestellt und der gefeierte Liebling des Wiener Theaterpublikums. Am 24. Mai 1846 wurde sie Hebbels Gattin. Das war ein harter Schlag für Elise Lenzing, die immer noch auf eine Vereinigung mit dem Dichter gehofft hatte, trotzdem er ihr wiederholt die Heirat als unmöglich hingestellt hatte, und sich nun so bitter getäuscht sah. Ein Jahr später kam sie auf Christinens Veranlassung nach Wien und

blieb über ein Jahr als Gast in Hebbels Hause. Nach Hamburg zurückgekehrt, schrieb sie ihrer hochherzigen Freundin: „Du, meine süße Tina, bist wie ein ewig klarer Stern, der, wenn er trüb uns erscheint, doch rein ist.“ Und Hebbel, der glückliche Gatte, schrieb zehn Jahre später an Klaus Groth: „Der Himmel hat mich, ich muß es dankbar anerkennen, für die erste Hälfte meines Lebens aufs reichlichste durch die zweite entschädigt, und vor allem durch die Frau, die er mich finden ließ, als ich dem Grabe nahe war; denn ich kam als ein Schatten aus Italien zurück, und auf dem Schiff wurden Wetten angestellt, ob ich noch ein ganzes oder nur ein halbes Jahr vor mir habe.“

Im Jahre 1855 kaufte er sich ein freundlich gelegenes Häuschen am Traunsee in Oberösterreich, in Orth bei Gmunden, wo er mit seiner Frau und seiner Tochter die Sommermonate zu verleben pflegte. An seinen Freund Emil Kuh schreibt er: „Ja, wir sitzen jetzt bereits in und auf unserm Eigenen. Es gibt eine Tür, aus der ich nicht herausgeworfen werden kann, und einen Garten, über dessen Planke ich nach Belieben klettern oder springen darf, ohne daß mir irgend ein Mensch etwas dareinzureden hat. Das ist für mich ein höchst possierliches Gefühl; denn ich habe in früheren Jahren so wenig darauf gerechnet, Grundbesitzer zu werden, als ich jetzt darauf zähle, Flügel zu bekommen, und ich könnte mir selbst die Fenster einwerfen, um zu erproben, ob ich wirklich Eigentümer sei.“

Hebbels Glückstern war jetzt im Steigen begriffen. Seine Dramen fanden endlich die wohlverdiente Würdigung. Sie wurden auf allen größeren Bühnen Deutschlands mit durchschlagendem Erfolge aufgeführt, wozu das treffliche Spiel seiner Gattin, die die Hauptrollen gab, nicht wenig beitrug; ja, des Dichters Ruhm wuchs so sehr, daß sich Heinrich Laube, der Leiter des Hofburgtheaters in Wien, trotz des gespannten Verhältnisses zwischen den beiden, entschließen mußte, Hebbels Dramen zur Aufführung zu bringen. Am 10. November 1863 erhielt der Dichter die hoch erfreuliche Nachricht, daß ihm für sein Drama „Die Nibelungen“ der Schillerpreis von 3000 Mark zuerkannt worden sei. Wehmütig lächelnd sagte er: „Das ist Menschenlos: bald fehlt uns der Wein, bald der

Becher“ Ihm fehlte leider jetzt der Becher; denn er lag hoffnungslos an Knochenerweichung und Lungenentzündung auf seinem Sterbebett. Einige Tage später fühlte er sich auffallend wohler und faßte neue Lebenshoffnung. „O Gott,“ rief er, „wie gern lebe ich! Ich bin ja so ganz zufrieden. — Niemand ist schläfrig zum Todesschlaf; jeder hat noch Lust, ein Stündchen aufzubleiben.“ Aber am 12. Dezember fühlte er sich sehr schwach. Auf seinen Wunsch las seine Tochter ihm eins seiner Lieblingsgedichte, den „Spaziergang“ von Schiller, vor. Am nächsten Morgen in der Frühe, kurz vor 6 Uhr, hatte er ausgelitten.

Über seine Beerdigung hatte er in seinem Testament folgendes bestimmt: „Ich wünsche, auf die möglichst einfachste Weise zur Erde bestattet zu werden. Meinen teuren Hinterbliebenen überlasse ich mit Ruhe die Sorge, mich gegen die Gefahren sicherzustellen, die sich an den Scheintod knüpfen. Am liebsten wäre es mir, wenn mein Leichnam den Flammen übergeben würde, wie es bei den Alten geschah; denn von Jugend auf habe ich vor dem Wurm geschauert, und mein Wunsch steht mit dem Grundprinzip der christlichen Religion in keinem Widerspruch. Kann dies jedoch nicht geschehen, ohne den stillsten Akt zu einem lauten zu machen, so muß es davon sein Abkommen haben. Nur in jedem Falle keine Todesanzeige, keine Trauerzetteln, kein Leichengefolge und keine Rede am Sarge.“

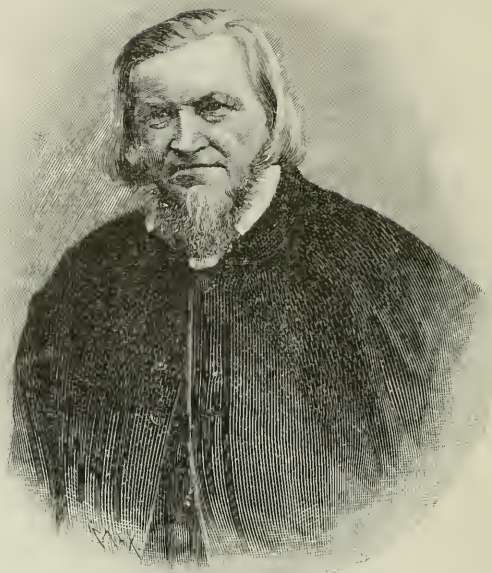
B. 1. Die Nibelungen. Unter Hebbels Dramen nehmen „Die Nibelungen“ den ersten Platz ein. Im Jahre 1835 fand er im Garten der Amalie Schoppe zum erstenmal in einem Buch das Nibelungenlied, das ihn im höchsten Grade begeisterte. Er besingt später diesen köstlichen Fund in folgender Weise:

„Ich war an einem schönen Maientag,
 ein halber Knabe noch, in einem Garten
 und fand auf einem Tisch ein altes Buch.
 Ich schlug es auf, und wie der Höllenzwang,
 der, einmal angefangen, wär' es auch
 von einem Kindermund, nach Teufelsrecht,
 trotz Furcht und Grau'n, geendigt werden muß,
 so hielt dies Buch mich fest. Ich nahm es weg
 und schlich mich in die heimlichste der Lauben
 und las das Lied von Siegfried und Kriemhild.
 Mir war, als säß' ich selbst am Zaubern,
 von dem es spricht, die grauen Nixen gossen

mir alle ird'schen Schauer durch das Herz,
 indes die jungen Vögel über mir
 sich lebenstrunken in den Zweigen wiegten
 und sangen von der Herrlichkeit der Welt.
 Erst spät am Abend trug ich starr und stumm
 das Buch zurück, und viele Jahre floh'n
 an mir vorüber, eh' ich's wieder sah.
 Doch unvergeßlich blieben die Gestalten
 mir eingeprägt, und unauslöschlich war
 der stille Wunsch, sie einmal nachzubilden."

Es vergingen aber 20 Jahre, bevor er die Nachbildungsarbeit in Angriff nahm. Am 18. Oktober 1855 schreibt er in seinen „Tagebüchern“: „Ich fange an, mich ernstlicher mit den Nibelungen zu beschäftigen, mit denen ich bisher in Gedanken nur spielte. Der erste Akt wird bald fertig sein.“ Das ganze Drama ist aber erst nach siebenjähriger Arbeit fertig geworden. Unterm 30. Januar 1862 lesen wir in seinen „Tagebüchern“: „Der erste Band der Nibelungen-Trilogie ist gedruckt. Noch immer beschäftigt mich der zweite, wenn auch nur in Kleinigkeiten.“ Das Drama besteht aus drei Teilen („Trilogie“): „Dem gehörnten Siegfried“, „Siegfrieds Tod“ und Kriemhilds Rache“. Unter allen Versuchen, die gewaltigen Recken des Nibelungenliedes wirkungsvoll auf die Bühne zu bringen, steht Hebbels Schöpfung unbestritten obenan. Der ihm verliehene Schillerpreis ist ein untrüglicher Gradmesser für den Wert der Dichtung. Über seine Arbeit urteilt der Dichter bescheidenerweise: „Ich habe die Fabel, die Charaktere und die Situation entlehnt und bin mit einem Uhrmacher zu vergleichen, der ein vortreffliches, altes Uhrwerk von Spinnweb und Staub gesäubert und neu eingerichtet hat.“ Die erste Aufführung der „Nibelungen“ fand mit großem Erfolg in Weimar statt, und noch heute werden sie auf allen größeren Bühnen Deutschlands mit ungeteiltem Beifall gegeben.

2. Erzählungen und Gedichte. Hebbels Stärke liegt im Drama. Am schwächsten sind seine Erzählungen. Unter ihnen nimmt die am häufigsten gelesene und sehr spannend geschriebene Erzählung: „Eine Nacht im Jägerhause“ den ersten Platz ein. Nicht unerdient ist die Wertschätzung, deren sich viele seiner Gedichte erfreuen. Zu den bekanntesten und schönsten gehören außer den bereits genannten: „Das Kind am Brunnen“, „Der Heideknabe“, „Die treuen Brüder“, „Aus der Kindheit“, „Der junge Schiffer“, „Herbstlied“, „Schau ich in die tiefste Ferne“. Mehrere dieser Gedichte haben schon den Weg in die Lesebücher gefunden. Von dem „Heideknaben“ sagt Eduard Engel in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“: „Er ist wohl das Äußerste, was die deutsche Ballade an Grausen aufweist. Robert Schumann hat eine nicht minder grausig wirkende Klavierbegleitung dazu geschrieben.“



21. Hoffmann von Fallersleben.

1798—1874.

A. 1. Bei Vater und Mutter. „Ich bin geboren den 2. April 1798 zu Fallersleben, dem Hauptorte des gleichnamigen Amtes im ehemaligen Kursürstentum Hannover.“ So berichtet der Dichter in seinem Buch „Mein Leben“, das in sehr ausführlicher Weise seine Lebensgeschichte bis zum Jahre 1860 enthält. Der Vater war Kaufmann und Bürgermeister. Unser Dichter erhielt die Vornamen August Heinrich, nannte sich aber später nach seinem Geburtsorte Hoffmann von Fallersleben.

Das Städtlein liegt östlich von der Hauptstadt Hannover unweit der braunschweigischen Grenze.

Hoffmann war als Kind von zarter Gesundheit und wurde von den gewöhnlichen Kinderkrankheiten, wie Masern und Mandelentzündungen, hart mitgenommen. Erst nach und nach kräftigte sich sein Gesundheitszustand. Schon frühzeitig erwachte in ihm die Liebe zur Natur. Zwischen den Blumen im Garten, den Bäumen im Walde und den Tieren auf dem Felde war sein liebster Aufenthalt. Tauben und Kaninchen waren seine besonderen Lieblinge.

Einmal fing er auf dem Felde ein junges Häschen und nahm es mit nach Hause. Hier setzte er es in eine leere Tonne und reichte ihm täglich an einem langen Bindsfaden Kohlblätter hinab. Als das Häslein größer wurde, mußte der Bindsfaden kürzer genommen werden, und als das Häslein ein Hase geworden war, sagte der Vater: „Nun wollen wir Meister Lampe nach Jägerart erschießen.“ Die Tonne mit dem Hasen wurde nach dem Garten gebracht, und der Vater stand mit der geladenen Flinte neben der Tonne. Diese wurde umgekippt, und der Hase ergriff die Flucht. Bums! krachte der Schuß, traf aber nicht, und der Flüchtling gewann das Weite.

Die ersten Gehversuche im Lernen machte unser Dichter in der Bürgerschule zu Fallersleben. Für Musik war er besonders begabt. Was man ihm vorsang, lernte er schnell auswendig und sang es nach. Auf dem obersten Boden des Elternhauses fand er unter allerlei Gerümpel eine alte Drehorgel, die noch etwas wimmern konnte und nun täglich ihre Weisen erklingen lassen mußte. Es war eine Musik, von der man mit Viktor Blüthgen sagen konnte:

„Den Schaden trug die Nachbarschaft bei diesem Ohrenschmaus;
die Mäuse hielten Fasten ab, die Ratten zogen aus.“

Auch zum Zeichnen hatte Hoffmann große Lust. Es fehlte ihm aber an Anweisung dazu. Häuser, Bäume und Tiere zeichnete er aus dem Kopf oder nach Bilderbogen und malte sie mit Tusche bunt.

Im Jahre 1807 entwickelte sich in Fallersleben ein reges Leben. Mehrere junge Leute waren von der Universität zurückgekehrt und brachten einen frischen, fröhlichen Ton in die vor-

nehmen Gesellschaftskreise. Zuletzt kamen sie auf den Gedanken, Schillers „Räuber“ aufzuführen. Die Rollen wurden verteilt und gelernt. Hoffmanns älterer Bruder war auch mit dabei. In kurzem Zwischenraum gab es zwei Aufführungen, die glänzend verliefen und einen tiefen Eindruck auf den neunjährigen Dichter machten. Bald wußte er ganze Szenen auswendig.

Obgleich Fallersleben nicht an der breiten Heerstraße des durch Napoleon Bonaparte hervorgerufenen europäischen Völkerkrieges lag, so drang doch auch durch die Zeitungen die Kunde von den Waffentaten in jenen stillen Winkel. Der Dichter mußte die Kriegsnachrichten vorlesen und auf der Landkarte den Kriegsschauplatz auffuchen. Mit Begeisterung hörten er, seine Geschwister und seine Schulkameraden von dem wackeren Schill und dem treuen Hofer und brannten vor Begierde, den Tod der beiden tapferen Helden an den Franzosen gerächt zu sehen.

2. Gymnasiast und Student. Ostern 1812 kam Hoffmann auf eine höhere Schule nach Helmstedt im Braunschweigischen. Er berichtet über diesen Wohnortswechsel folgendes: „Am 7. April 1812 reiste ich in Begleitung meines Bruders nach Helmstedt. Solange mein Bruder auf dem Wagen neben mir saß, solange er sich in Helmstedt aufhielt, solange ich ihn sah, ihn hörte, schien ich noch alles zu haben, was ich hatte: Eltern, Geschwister, Jugendfreunde, Heimat und alles. Als er aber an der Nordseite Helmstedts Abschied von mir nahm und dann der Wagen allmählich meinen Blicken entschwand, da schreckte ich auf, bebte und weinte bitterlich, und es war mir, als ob das Liebste in der Welt, was ich vor einigen Tagen verloren hatte, jetzt auf einmal in einem Sarge niedergesenkt würde, und ich stände da und hörte den ersten dumpfen Schaufelwurf, womit der Totengräber den Sarg zu verscharren beginnt.“

Man merkt es deutlich an diesen Worten, daß das Heimweh den Dichter gepackt hatte. „Mein Heimweh schien unheilbar zu werden,“ fährt er fort. „Der Anblick eines Bauernhuts und eines Rocks aus unserer Gegend stimmte mich zum Weinen. Einsam irrte ich gern auf den öden Sandhügeln, die sich an der nördlichen Seite Helmstedts bis an die hannoversche

Grenze erstrecken, weil ich doch da etwas näher meiner Heimat war; und wenn ich mich genug an den Heideblumen gefreut und dem Zuge der Wolken nachgesehen hatte, kehrte ich wehmütig zurück. Eines Tages aber war mein Herz so voll Erinnerung, so wunderbar bewegt, und als ich nun einen Raben vor mir auffliegen sah an einer grün bewachsenen Stelle, wo Reifig zu Wellen (Wasen) gebunden lag, da fand ich die Wünschelrute, auf deren Schlag sich jedesmal die goldene Jugendzeit mit allen ihren Zaubern mir offenbaren sollte. Diese Wünschelrute war die Dichtung. Ich fing an zu reimen:

Dort, wo fliegt der schwarze Rabe
neben langen Wasen,
ruht auf grünem Rasen
ein lockigter schöner Knabe.

Mit einer unaussprechlichen Freude kehrte ich zurück und schrieb mein Verslein auf.“

So hat das Heimweh Hoffmann zum Dichter gemacht. Ein Gedicht nach dem andern entstand und half ihm das Heimweh besiegen.

Ende April 1814 kam er auf das Gymnasium in Braunschweig, um sich für die Universität vorzubereiten. Neue Anregung zu poetischem Schaffen fand er in den herrlichen Liedern des Freiheitsängers Theodor Körner. Wie dieser, so besang auch er jetzt Freiheit und Vaterland und erlebte noch in demselben Jahre die große Freude, einige seiner Lieder gedruckt zu sehen.

Ostern 1816 bezog er die Universität in Göttingen, um Theologie zu studieren, vertauschte aber schon nach einem halben Jahre das Studium der Gottesgelahrtheit mit dem der Philologie und deutscher Literaturgeschichte.

Am 23. April 1819 starb sein Vater. Der Dichter befand sich gerade auf der Reise nach Bonn, um auf der dortigen Universität seine Studien fortzusetzen. Zu den Professoren der Bonner Hochschule gehörte auch der Freiheitsänger Arndt, dessen Vorlesungen in der Geschichte Hoffmann aber nur eine kurze Zeit besuchen konnte; denn Arndt wurde bald nach Hoffmanns Ankunft als „Demagoge“, der durch seine republikani-

schen Freiheitsideen die Jugend verführt habe, seines Amtes entsetzt!

In demselben Jahre (1819) ließ Hoffmann sein erstes Werk erscheinen. Die Studenten in Bonn hatten ihn beauftragt, eine Sammlung geeigneter Studentenlieder herauszugeben. Das Büchlein erschien im August unter dem Titel: „Bonner Burschenlieder.“ Unter den Liedern stammen zwei aus Hoffmanns Feder. Das eine von ihnen trägt die Überschrift: „Auf einer Rheinfahrt“, und die erste Strophe lautet:

„Wo die Berge sich heben im Sonnenlicht,
bald grün, bald bläulich erglänzen;
wo Welle silbern an Welle sich bricht,
und Vater Rhein sich die Scheitel umfließt
mit Trauben und Ährenkränzen —
wer rudert da spät noch im Nachen allein?
Das sind nur die fröhlichen Burschen am Rhein.“

Im Frühling des Jahres 1821 nahm Hoffmann von Bonn Abschied und trat eine Studienreise nach Holland an. Überall suchte er in den Bibliotheken nach alten, wertvollen Handschriften und erwarb sich große Verdienste um die Pflege der niederländischen Sprach- und Literaturkunde. Erst im Herbst kehrte er nach Deutschland zurück. Groß war die Freude des Wiedersehens im Elternhause, namentlich bei der Mutter, die sich lange nach ihrem Sohne gesehnt hatte.

3. In Berlin. Noch vor Beginn des Winters reiste Hoffmann nach Berlin zu seinem Bruder, der dort Beamter im Finanzministerium war und ihn schon seit dem Sommer erwartet hatte. Die folgenreichste Bekanntschaft, die der Dichter in Berlin machte, war die des Herrn v o n M e u s e b a c h , der eine große Bibliothek mit vielen wertvollen altdeutschen Werken besaß, die er als eifriger Sammler immer mehr vervollständigte. Wie Hoffmann mit ihm bekannt wurde, erzählt er mit folgenden Worten: „Eines Morgens ging ich zwischen 9 und 10 Uhr hin und ließ mich anmelden, wurde aber abgewiesen. Ich wiederholte noch zweimal meinen Besuch um dieselbe Zeit, wurde aber immer abgewiesen. Es hieß: „Der Herr Geheime Rat schläft noch.“ Ich ließ mich nicht abschrecken: ich ging zum vierten Male hin, aber erst um elf Uhr. Nach einiger Zeit kehrte der Bediente zurück: ich möchte ein-

treten. Ich sprach einfach aus, was ich wünschte, nämlich seine Bücher zu sehen. Das gefiel ihm. Ehe er mir aber etwas zeigte, öffnete er die Thür zur Bibliothek und holte links aus der Ecke zwei gestopfte Pfeifen und bot mir die eine an. Als wir so recht damit im Zuge waren, schloß er eine Tapetentür auf. In diesem unbemerkten Wandschrank wurden die Lieblingsbücher und kostbarsten und seltsamsten aufbewahrt. Zuerst zeigte er mir das Luthersche Gesangbuch von 1545. „„Was sagen Sie dazu?““ Ich freute mich, staunte, bewunderte. Es folgte nun eine ganze Reihe derartiger Bücher, die ich alle noch nie gesehen hatte. Die Bücherschau dauerte bereits über anderthalb Stunden, da trat Friedrich, der Bediente, ein: „„Herr Geheimrat, es ist angerichtet.““ Das störte uns nicht. Wir fuhren in unserm angenehmen Geschäft fort. Friedrich kam wieder: „„Herr Geheimrat, das Essen steht schon längst auf dem Tische.““ — „„Gut. Nun kommen Sie mit!““ — Ich hatte früher nie Sauerkraut essen können; heute schmeckte es mir vortrefflich, sowie der leichte Moselwein — einen andern führte der Geheime Rat nicht. Frau von Meusebach lachte, daß ich es heute so schön getroffen hätte. Die Unterhaltung war sehr heiter. Ich erzählte allerlei hübsche Geschichten so unbefangen, als ob ich in einem Kreise alter lieber Freunde mich befände.

Nach Tisch begaben wir uns wieder an unsern Wandschrank. Als der Kaffee kam, holte ich mir selbst eine frisch gestopfte Pfeife. Friedrich mußte immer an die dreißig wohlgereinigt und gestopft im Gange halten. Meusebach ergözte sich sehr, daß ich schon so gut Bescheid wußte. Wir begannen von neuem die Bücherschau. Es wurde Licht angezündet; wir setzten uns. Jetzt kamen die Lieberbücher an die Reihe. Meine Freude steigerte sich. Der Tee wurde gebracht. Frau von Meusebach kam mit ihren Kindern. Das störte uns weiter nicht. Wir unterhielten uns und besahen Bücher. Tee und Essen war Nebensache. Die Kinder gingen wieder fort. Frau von Meusebach folgte bald nach; wir waren wieder allein. Eine frische Pfeife wurde angebrannt. Es war bereits spät. Mein Bruder wußte nicht, wohin ich gegangen war. Ich wollte jetzt nach Hause. Ich mußte bleiben. Es wurde zwölf, es wurde eins. Immer noch kein Ende. Da kam Meusebach auf mein

Liederbuch zu sprechen und meinte, es wäre hübsch, wenn er es mal sehen könnte. Das Sehen verstand ich recht gut und beschloß bei mir, es ihm zu Weihnachten zu verehren. Endlich um halb zwei schieden wir und waren nach fünfzehntehalb Stunden erster Bekanntschaft beide recht frisch und vergnügt. Ich mußte versprechen, meinen Besuch bald zu wiederholen, und es fiel mir denn auch nicht im geringsten schwer, recht bald Wort zu halten.“

Im Meusebachschen Hause fand Hoffmann ein zweites Vaterhaus. Es bot ihm einen traulichen Familienverkehr, eine vorzügliche Bibliothek, eine anregende wissenschaftliche Unterhaltung und eine günstige Gelegenheit, viele bedeutende Männer und Frauen kennen zu lernen. In seinem eignen Heim arbeitete er fleißig. Manches Lied entquoll seinem Herzen, und meistens schuf er selbst eine Melodie dazu. Weil er aber keine Noten kannte, so wandte er sich an befreundete Musiker, wie Andreas Kreszschmer und Ludwig Berger, und sang ihnen seine Melodien vor, und sie schrieben sie nieder. Frau von Meusebach hatte dann die Freundlichkeit, sie ihm vorzuspielen, und dadurch wurde er erst in die Lage versetzt, seine Kompositionen beurteilen zu können.

In Berlin lernte Hoffmann auch die beiden Dichter Chamisso und Eichendorff näher kennen.

Auf wiederholtes Ansuchen beim preußischen Kultusminister von Altenstein gelang es ihm, das Amt eines Kustos (Aufsehers) an der Zentral-Bibliothek in Breslau zu bekommen. Als solcher erhielt er 300 Taler jährlich und 35 Taler Reisegeld. Das war freilich keine glänzende Lebensstellung, entsprach aber seiner Neigung und stellte ihn auf eigene Füße, so daß er nicht mehr auf die Fürsorge seines Bruders angewiesen war.

4. In Breslau. Am 25. März 1823 hielt er seinen Einzug in Schlesiens Hauptstadt und trieb seine neue Beschäftigung mit Lust und Liebe. Doch bald sollte er erfahren, daß es keine Rose ohne Dornen gibt. Zwei Herren waren ihm als Verwalter der Bibliothek übergeordnet, und das anfangs freundschaftliche Verhältnis zu ihnen erlitt im Laufe der Zeit mannigfache Trübungen. Dadurch wurde seine Arbeitsfreudigkeit gelähmt und sein Wunsch nach einer anderen Beschäftigung

immer lebhafter. Am 18. März 1830 hatte er die große Freude, vom Minister Altenstein zum außerordentlichen Professor für deutsche Sprache und Literatur mit 200 Talern Gehalt an der Universität in Breslau ernannt zu werden. „Nach langer Zeit konnte ich mich wieder einmal so recht von Herzen freuen,“ schreibt der Dichter in seinem Buch „Mein Leben“. „Ich hatte mich bisher nie glänzender an meinen Feinden und Neidern gerächt. Ich war nun dasselbe, was sie waren, und konnte sorgenfreier und hoffnungsreicher der Zukunft entgegengehen.“ Sein Kustosamt führte er weiter.

Auf seinen Reisen, die er in den Ferien zur Erholung und zur Förderung seiner sprachwissenschaftlichen Studien unternahm, lernte er in Stuttgart Sch w a b und K e r n e r und in Tübingen U h l a n d kennen. In Göttingen besuchte er die beiden B r ü d e r G r i m m, mit denen er schon früher bekannt geworden war, und denen er sich zeitlebens zu großem Danke verpflichtet fühlte.

Im Dezember 1836 wurde er zum o r d e n t l i c h e n Professor ernannt und in Gegenwart vieler Zuhörer feierlich in sein neues Amt eingeführt.

Im folgenden Jahre wurde er e r s t e r Kustos. Ein Jahr später (1838) starb der Oberbibliothekar Professor Unterholzner, und Hoffmann glaubte, berechnigte Ansprüche auf diesen Posten zu haben. Aber wider Erwarten überging man ihn. Da legte er sein Kustosamt nieder und beschränkte sich auf seine Professur.

Im Sommer des Jahres 1839 unternahm er eine längere Urlaubs- und Studienreise nach Österreich, Bayern, Württemberg, der Schweiz, Baden, Frankreich und Belgien. In Wien lernte er den Dichter L e n a u und in München M a ß m a n n kennen, den Dichter des Liedes: „Ich hab' mich ergeben“.

Gleich nach seiner Rückkehr, am 21. Oktober 1839, schrieb Hoffmann sein köstliches Vaterlandslied:

„Treue Liebe bis zum Grabe
schwör' ich dir mit Herz und Hand;
was ich bin, und was ich habe,
dank' ich dir, mein Vaterland.“

Am 26. August 1841 dächtete er auf Helgoland das längst zum Nationallied gewordene:

„Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt.“

Drei Tage danach ging der Dichter mit seinem Verleger **Campe** aus Hamburg am Strande der Insel auf und ab. „Ich habe ein Lied gedichtet,“ sagt Hoffmann. „Das soll aber vier Louisdor (50 Mk.) kosten.“ Beide gehen in ein Strandhotel, und der Dichter liest dem Freunde vor: „Deutschland, Deutschland über alles,“ und noch bevor er zu Ende ist, legt Campe ihm schweigend die vier Louisdor auf die Briefftasche.

Am 14. Dezember 1841 entstand das innige Lied:

„Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist,
wenn auch die Welt ihr Liebstes
und Bestes bald vergißt.
Ich sing' es hell und ruf' es laut:
„Mein Vaterland ist meine Braut!“
Wie könnt' ich dein vergessen!
Ich weiß, was du mir bist.“

In den Jahren 1840 und 1841 hatte Hoffmann bei Campe eine Sammlung Lieder unter dem Titel: „Unpolitische Lieder“ erscheinen lassen und dadurch das Mißfallen der preußischen Regierung erregt. Die Folge davon war seine Amtsentsetzung am 20. Dezember 1842. In dem richterlichen Urteil heißt es: „Der Inhalt dieser Gedichte hat als ein durchaus verwerflicher erkannt werden müssen. Es werden darin die öffentlichen und sozialen Zustände Deutschlands und Preußens vielfach mit bitterm Spotte angegriffen, verhöhnt und verächtlich gemacht. Es werden Gesinnungen und Ansichten ausgedrückt, die bei den Lesern der Lieder, besonders im jugendlichen Alter, Mißvergnügen über die bestehende Ordnung der Dinge, Verachtung und Haß gegen Landesherrn und Obrigkeiten hervorzurufen und einen Geist zu erwecken geeignet sind, der zunächst für die Jugend, aber auch im allgemeinen, nur verderblich wirken kann.“

Am 25. Februar 1843 verließ Hoffmann nach zwanzig-jährigem Aufenthalt Breslau und begab sich aufs Wandern.

5. Wanderleben. Nach Ablauf eines Monats kam er nach **Fallersleben** und gedachte, eine Zeitlang in seiner Heimat zu bleiben. Aber auf Befehl des Königs von Hannover

mußte er zum Wanderstabe greifen. In jenen Tagen dichtete er im Elternhause sein

Lied eines Verbannten.

1. Und wieder hatt' es mich getrieben
dahin, wo ich gewandert aus:
ich kehrte heim zu meinen Lieben,
froh trat ich ein ins Vaterhaus.

2. Es zogen alte Kläng' und Lieder
beseligend durch meine Brust:
ich war in meiner Heimat wieder,
im Reiche meiner Jugendlust.

3. Da wollt' ich unter Blütenbäumen
die alten stillen Tag' erneun
und meine Kindheit wieder träumen
und mich wie Kinder wieder freun.

4. Da wollt' ich voller Sehnsucht warten,
gelehnt auf meinen Wanderstab,
bis in dem öden Friedhofsgarten
grün würde meiner Mutter Grab.

5. Doch nein — ich soll den Frühling sehen
nur fern vom väterlichen Haus:
ich bin verbannt — so muß ich gehen
in eine fremde Welt hinaus.

Weit umher in deutschen Landen führte ihn sein Weg. Wohin er kam, wurde er meistens von Vereinen, von Studenten und Turnern mit Jubel begrüßt und durch Feste und Fackelzüge geehrt. Singend trug er seine Lieder vor und wurde eine allgemein bekannte und beliebte Persönlichkeit. Der Dichter Gottschall, der ihn anfangs der vierziger Jahre kennen lernte, sagt: „Man muß die Lieder von Hoffmann selbst singen hören. Er singt sie mit dem hellen Ton seiner Stimme, mit schalkhaftem Lächeln und schwunghaftem Takt schlagen, wodurch ihre zündende Wirkung ausnehmend erhöht wird.“

Am schönen Rheinstrom wurde er mit Freiligrath und Geibel bekannt. Freiligrath wohnte damals in St. Goar am Rhein. An einem sonnigen Augusttage des Jahres 1843 unternahmen die drei Dichter einen gemeinschaftlichen Spaziergang nach Oberwesel. „Hier aßen wir zu Nacht,“

erzählt Hoffmann, „tranken einen guten Wein und waren recht heiter. Ich sang viel und erzählte viele lustige Geschichten. Als ich anstimmte: „„Deutschland, Deutschland über alles““, sagte Geibel: „„Auf diesem Gebiete sind wir eins““. — Um Mitternacht gingen wir heim, heiter und friedlich wie der schöne Sternenhimmel. Über dem Curleifelsen ging der Mond auf.“

Im Februar des nächsten Jahres besuchte Hoffmann die beiden Brüder Grimm in Berlin, wurde aber von der Polizei ausgewiesen. Nach längerer Wanderschaft fand er 1845 Heimatsrecht bei einem Gutsbesitzer in Mecklenburg, und damit war den polizeilichen Verfolgungen ein sie abschwächender Riegel vorgehoben. Bis zum Jahre 1854 zog er durch Deutschland hin und her. Bald war er im Norden, bald in der Mitte, bald im Süden. Freunde hatte er überall. Am 28. Oktober 1849 verheiratete er sich mit seiner Nichte Ida zum Berge aus Braunschweig und wohnte zunächst in Bingerbrück und später in Neuwied.

6. In Weimar. Im Mai 1854 siedelte Hoffmann nach Weimar über, wo er im Auftrage des kunstliebenden Großherzogs gemeinschaftlich mit Schade das „Weimarische Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst“ (1854—1857) herausgab. Das Leben in der ruhmumglänzten Dichterstadt bot ihm viel neue Anregung. Ein inniges Freundschaftsverhältnis gewann er zu dem berühmten Hofkapellmeister Franz Liszt und dem Kunstmaler Friedrich Preller, und als ihm am 19. Mai 1855 ein Sohn geboren wurde, nannte er ihn nach seinen beiden Freunden Franz Friedrich. Auch mit dem großen Bildhauer Ernst Rietschel wurde er bekannt und nahm 1857 teil an der Enthüllungsfeier des von Rietschels Meisterhand angefertigten Doppelstandbildes Goethes und Schillers, das auf dem Theaterplatz vor dem Neuen Hoftheater in Weimar steht. Die beiden Dichtersfürsten legen ihre Rechte auf einen gemeinschaftlichen Lorbeerkranz. Damit wollte der Künstler andeuten, daß sie gleicher Ehre teilhaftig sein sollen; denn der eine ist nicht größer als der andre. Jeder ist aber der größte in seiner Art. Es ist so, wie Goethe zu Eckermann sagte: „Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei: Schiller

oder ich, und sie sollten sich freuen, daß überall ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können.“ Und ein andermal sagte er: „Ein Glück für mich war es, daß ich Schiller hatte. So verschieden unsere beiderseitigen Naturen auch waren, so gingen doch unsere Richtungen auf eins, was denn unser Verhältnis so innig machte, daß im Grunde keiner ohne den andern leben konnte.“

7. In **Corvey**. In dem Herzog von Ratibor hatte Hoffmann einen sehr wohlwollenden Freund und Gönner gefunden, der ihn zum Bibliothekar seiner großen Bibliothek (damals 100 000, jetzt 160 000 Bände) im Kloster zu Corvey in Westfalen machte. Am 1. Mai 1860 trat Hoffmann sein neues Amt an und hatte nun eine ihm zusagende Beschäftigung. „Es lebt sich hier ganz gut,“ schrieb er am 27. Juli an seinen Freund Karl Gräf, „und was die Hauptsache ist: wir fühlen uns alle viel wohler als je in Weimar während der sechs langen Jahre.“

„Als er diese Zeilen schrieb,“ berichtet Gerstenberg, dem wir die zuverlässigsten Mitteilungen aus den letzten 14 Jahren des Dichters verdanken (seine eigenen Aufzeichnungen reichen nur bis 1860), „ahnte ihm nicht, daß ihm bald der schmerzlichste Verlust bevorstand, daß das Glück ihm nur trügerisch zugehächelt hatte, um ihm schnell wieder untreu zu werden.“ Frühmorgens am 28. Oktober, seinem Hochzeitstage, starb seine inniggeliebte Gattin. Noch an demselben Tage schrieb Hoffmann folgenden Brief an den Herzog von Ratibor:

„Durchlachtigster Herzog!

Meine Frau verschied in der letzten Nacht.

So ist denn die Herzblume aus meinem Corveyer Hoffnungsbaume abgepflückt, und es sind nur noch Knospen daran, die der gütige Himmel entfalten möge. Ich bleibe und muß bleiben, um hier, wo mir Ew. Durchlaucht Liebe und Güte eine Freistätte gewährt haben, eine Ruhestätte zu finden, damit ich auch im Tode mit ihr vereint werde, die mit mir so innig in Freud' und Leid im Leben vereint war.

So ist denn mein letzter Geburtstagsglückwunsch an Ida (11. April 1859) nicht erfüllt worden!

1. Du rosige Apfelblüte,
 du blaues Vergißmeinnicht!
 O, daß dich Gott behüte,
 eh' noch mein Auge bricht!

2. Wie aus dem Lenzgefilde
 blickt ein Vergißmeinnicht,
 so blicket Lieb' und Milde
 aus deinem Angesicht.

3. Und wie die Apfelblüte
 aus ihrer Knospe bricht,
 so blühet Lieb' und Güte
 aus deinem Angesicht.

4. O, daß dich Gott behüte,
 eh' noch mein Auge bricht,
 du meine Apfelblüte,
 du mein Vergißmeinnicht!

Unser Leid ist grenzenlos; aber Gott wird uns manchen
 Trost gewähren; und ein großer Trost ist schon, daß Ew. Durch-
 laucht uns nicht vergessen, und daß auch m e i n Wahlspruch der
 J h r i g e sein wird.

Heut' und immer

Hoffmann von Fallersleben.“

Der Dichter hat diesen harten Schlag nie ganz verwunden.
 Ida war mit ihrem frischen, fröhlichen Gemüt die Sonne im
 Hause gewesen und hatte dem dichterischen Schaffen ihres
 Gatten ein feines Verständnis entgegengebracht. Die von ihm
 gedichteten und selbst komponierten Lieder hatte sie ihm auf
 dem Klavier vorgespielt, damit er hören konnte, wie die von
 ihm erfundenen Weisen klangen. Wohl träufelte die aufrichtige,
 herzliche Teilnahme seiner Freunde lindernden Balsam in die
 schmerzende Wunde; aber nur langsam schwand das Weh um
 das verlorne Erdenglück und ist nie ganz gedämpft worden.

Noch 14 Jahre rastloser Tätigkeit waren ihm beschieden.
 Die große Zeit von 1870/71 ließ auch sein Herz höher schlagen,
 wie manches schöne Vaterlandslied aus seiner Feder beweist,
 z. B. das vielgesungene:

Kaiser Wilhelm.

29. Januar 1871.

1. Wer ist der greise Siegesheld,
 der uns zu Schutz und Wehr
 fürs Vaterland zog in das Feld
 mit Deutschlands ganzem Heer?
 Wer ist es, der vom Vaterland
 den schönsten Dank empfing?
 Vor Frankreichs Hauptstadt siegreich stand
 und heim als Kaiser ging?
 Du, edles Deutschland, freue dich,
 dein König, hoch und ritterlich,
 dein Wilhelm, dein Kaiser Wilhelm ist's!

2. Wer hat für dich in blut'ger Schlacht
 besiegt den ärgsten Feind?
 Wer hat dich groß und stark gemacht,
 dich brüderlich geeint?
 Wer ist, wenn je ein Feind noch droht,
 dein bester Hort und Schutz?
 Wer geht für dich in Kampf und Tod
 der ganzen Welt zu Trutz? —
 Du, edles Deutschland, freue dich,
 dein König, hoch und ritterlich,
 dein Wilhelm, dein Kaiser Wilhelm ist's!"

In den letzten Lebensjahren litt der Dichter oft an Rheumatismus und Engbrüstigkeit. Am 8. Januar 1874 traf ihn ein Schlaganfall, der sich am 19. Januar wiederholte und das Ende herbeiführte. Auf dem Friedhofe zu Corvey fand er an der Seite seiner geliebten Ida seine letzte Ruhestätte.

In Hamburg und auf Helgoland sind dem Dichter ehrende Denkmäler errichtet worden.

B. Hoffmanns Lieder. Kein deutsches Kind verläßt die Schule, ohne eine größere Zahl von Hoffmanns Liedern gelesen, gelernt und gesungen zu haben, und keines deutschen Dichters Lieder werden so viel gesungen wie die seinigen. Sie fordern durch ihre Innigkeit und ihren volkstümlichen Ton geradezu zum Singen auf. Manche von ihnen wurden nach einer bekannten Melodie gedichtet und gleich nach ihrer Entstehung gesungen, sowohl vom Dichter wie von anderen. Was Hoffmann in ihnen zum Ausdruck bringt, sind größtenteils seine eignen Lebenserfahrungen. Sie spiegeln seines Lebens Lust und Leid wieder. Darum durfte er auch mit Recht sagen:

„Denn die Lieder sind mein Leben,
eins geworden sind die beiden;
beide laß zusammen scheiden,
wie du sie, o Gott, gegeben!“

Heimat und Vaterland, Liebe und Freundschaft, Natur und Zeitverhältnisse, Volks- und Kinderleben finden ihre poetische Verklärung in seinen Liedern. In den „Unpolitischen Liedern“ verwandelt sich mitunter die „harmlos trillernde Lerche in einen beißenden Spottvogel“, weshalb die preußische Regierung sich veranlaßt sah, ihn seines Amtes zu entsetzen.

Zu seinen besten und bekanntesten Liedern gehören außer den bereits angeführten: „Abend wird es wieder“ (eins der schönsten Abendlieder, die wir in der deutschen Literatur besitzen), „Die Sonne sank, der Abend naht“ (auch ein köstliches Abendlied), „Milder Regen träufelt hernieder“, „Wie fühl ich mich verloren hier“, „Alle Vögel sind schon da“, „Der Frühling hat sich eingestellt“, „Frei und unerschütterlich“, „Der Sonntag ist gekommen“, „Ich lag und schlief da träumte mir“, „Kuckuck, Kuckuck ruft aus dem Wald“, „Morgen kommt der Weihnachtsmann“, „Nachtigall, Nachtigall, wie sangst du so schön“, „So komm doch heraus ins Freie zu mir!“, „So scheiden wir mit Sang und Klang“, „Ward ein Blümchen mir geschenkt“, „Wer hat die schönsten Schäfchen?“, „Wie war so schön doch Wald und Feld!“



22. Ferdinand Freiligrath.

1810—1876.

A. 1. Friedliches Jugendleben. Ferdinand Freiligrath wurde am 17. Juni 1810 in Detmold geboren. Sein Vater war Volksschullehrer. Von ihm erhielt er den ersten Unterricht. Schon frühzeitig regte sich in dem begabten Knaben eine lebhaftere Phantasie, die durch Reisebeschreibungen genährt wurde. Als er zehn Jahre alt war, kam er auf das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er aber nur bis zu seinem fünfzehnten Lebensjahr besuchte. Die Aussicht auf das Erbe eines reichen Onkels in Edinburg veranlaßte den Vater, seinen Sohn für den Kaufmannsberuf zu bestimmen; denn zum Studium reichten die vorhandenen Mittel nicht aus. Ferdinand trat bei einem verwandten Kaufmanne in Soest in die Lehre und trieb neben

seiner Berufsarbeit fleißig das Studium der englischen, französischen und italienischen Sprache. Gleichzeitig setzte er seine dichterischen Versuche fort, und mit welchem Erfolge, zeigt das tief empfundene Lied: „O lieb', solang' du lieben kannst“, das er 1829 zum Andenken an den heimgegangenen Vater schrieb. In Soest blieb er bis zum Jahre 1831. Dann begab er sich nach Amsterdam, wo er in einem Bankhause Stellung als Gehilfe fand und bis 1836 verweilte. Der Aufenthalt in dieser großen Handelsstadt wurde von tief einschneidender Bedeutung für sein dichterisches Empfinden und Wirken. Der belebte Hafen mit seinen Schiffen und Waren aus allen Erdteilen, die fremden Matrosen mit ihren bunten Trachten und verschiedenen Sprachen, die bewegten Abschiedsszenen zwischen den Auswanderern und ihren Verwandten und Bekannten: das alles machte einen tiefen Eindruck auf den empfänglichen Dichter und gab seiner Phantasie neue Nahrung. Es entstanden jetzt mehrere seiner farbenprächtigsten, schwungvollsten Gedichte, von denen besonders genannt zu werden verdienen: „Die Auswanderer“ (1832), „Löwenritt“ (1833) und „Gesicht eines Reisenden“ (1835). Die meisten dieser Dichtungen erschienen zuerst in dem von Chamisso und Schwab herausgegebenen Musenalmanach und machten ihren Verfasser in ganz Deutschland berühmt. Nachdem Freiligrath noch von 1837—1839 Buchhalter in einem Handelshause in Bremen gewesen war, gab er auf Chamissos und Schwabs Zureden und ermutigt durch den Erfolg, den seine 1838 erschienenen „Gedichte“ hatten, den Kaufmannsberuf auf und widmete sich der schriftstellerischen Laufbahn.

2. Bewegtes Mannesleben. In Unkel, einem Kirchdorfe am Rhein oberhalb des Siebengebirges, ließ er sich zunächst nieder. Hier lernte er *Ida Melos* kennen, die Tochter eines Weimariſchen Professors, die in einer vornehmen englischen Familie Erzieherin war, und verlobte sich mit ihr. 1841 führte er sie als Gattin heim und nahm seinen Wohnsitz in Darmstadt.

Am Neujahrstage 1842 trat er freudestrahlend mit einem frohen Briefe in der Hand zu seiner Frau ins Zimmer und sprach: „Nun rate, was ich hier habe!“ „Vielleicht ein Schreiben von deinem Verleger?“ antwortete sie. „Nein, höher hin-

auf!" „Ja, dann kann ich's nicht raten.“ „Ein Brief vom König von Preußen!" „Ach, Mann, du scherzest!" „Nein, gewiß nicht. Er hat mir ein Jahresgehalt von 300 Talern ausgesetzt. Und nun wollen wir nicht länger in Darmstadt bleiben, sondern nach St. Goar am Rhein übersiedeln. Dort möchte ich am liebsten wohnen.“

Der kunstliebende König Friedrich Wilhelm IV. hatte außer Freiligrath auch Geibel mit derselben Auszeichnung beglückt, und beide Dichter verlebten jetzt einen herrlichen Sommer in St. Goar (1843). Jeder Tag führte sie zusammen und gab neue Anregung zu dichterischem Schaffen.

Die in St. Goar verlebten Jahre bilden den Glanzpunkt in Freiligraths Leben. Leider waren sie nur von kurzer Dauer. Im Jahre 1844 veröffentlichte er, getrieben von seinem lebhaften Rechtsgefühl, unter dem Titel „Glaubensbekenntnis“ eine Sammlung regierungsfeindlicher Gedichte und verzichtete zugleich auf das ihm von Friedrich Wilhelm IV. bewilligte Jahresgehalt. Die Folge davon war seine Ausweisung aus Deutschland. Er flüchtete nach der Schweiz, und als er auch hier ausgewiesen wurde, begab er sich nach England (1846), wo er in London in einem Handelshause Anstellung fand.

Als das Revolutionsjahr 1848 auch in Deutschland eine allgemeine Bewegung hervorrief, kehrte Freiligrath in seine Heimat zurück und ließ sich in Düsseldorf nieder. Sein Gedicht „Die Toten an die Lebenden“ zog ihm eine Verhaftung und die Anklage auf Majestätsbeleidigung zu. Er wurde aber von dem Geschwornengericht unter lautem Jubel der Zuhörer freigesprochen. Als er später wieder verhaftet werden sollte, entzog er sich der Kerkerhaft durch eine abermalige Flucht nach England und fand in London eine einträgliche Stellung in einem Bankhause, die er bis zum Jahre 1867 innehatte. Da brach das Haus zusammen, und Freiligrath geriet in eine bedrängte Lage. Deutschland ließ aber seinen Dichter nicht im Stich. Der Herausgeber der „Gartenlaube“ veranstaltete eine Sammlung freiwilliger Beiträge zu einer Freiligrathstiftung. In kurzer Zeit kam eine Summe zusammen, die groß genug war, ihn aller Nahrungsorgen zu entheben und ihm einen friedlichen, sonnigen Lebensherbst zu verschaffen. Und als im nächsten Jahre ein allgemeiner Straferlaß erschien, da kehrte

er nach Deutschland zurück und lebte in Kannstatt bei Stuttgart, wo er am 18. März 1876 starb.

B. Freiligraths Einfluß macht sich namentlich nach zwei Richtungen hin bemerkbar. Er war

1. **Naturdichter.** In farbenprächtiger Schilderung besingt er das Leben in der Tier- und Pflanzenwelt. Ihm stehen Ausdrücke von besonderer poetischer Kraft und Schönheit zu Gebote, wie sie bis dahin niemand angewandt hatte. Mit großer Vorliebe entnimmt er den Stoff zu seinen Dichtungen fremden Erdteilen. „Er führt uns in das wunderbare Morgenland oder in die amerikanischen Urwälder, und es tut sich in seinen Gedichten ein Welthorizont vor uns auf.“ (Wnh.) Dabei weiß er so anschaulich zu schildern, daß man glauben könnte, er sei selbst an Ort und Stelle gewesen, und doch hat sein Fuß nie einen außereuropäischen Boden betreten. Außer den bereits genannten Gedichten „Die Auswanderer“, „Löwenritt“ und „Gesicht eines Reisenden“ gehören noch hierher: „Wär' ich im Bann von Mekkas Toren“, „Die Bilderbibel“, „Der Tod des Führers“, „Der Blumen Rache“, „Unter den Palmen“, „Der Mohrenfürst“, „Die Tanne“ und „Aus dem schlesischen Gebirge“.

2. **Vaterlandsdichter.** Nie ist in Freiligrath die Liebe zum Vaterlande erkaltet. Das beweisen seine warmempfundenen, kraftvollen Vaterlandslieder wie: „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte“, „Hurra, Germania!“, „An Wolfgang im Felde“, „Die Trompete von Dionville“ und „An Deutschland“.

Eine besondere Beachtung verdienen noch Freiligraths treffliche Übersetzungen englischer und französischer Dichtungen.

Was er überhaupt als Dichter war, führt in bezeichnender Kürze sein Freund Emil Rittershaus in der „Gartenlaube“ (1876) mit folgenden Worten aus:

„Nun tönt um dich die Klage, Sanggenoss! —
 Der glühend uns gemalt der Tropen Bilder,
 der uns der fremden Dichtung Schatz erschloß,
 der uns in heißbewegter, stürmisch wilder,
 gewalt'ger Zeit der Freiheit Credo sang,
 er, der noch in dem letzten Völkerstreiten
 sein Liederschwert stolz wie kein andrer schwang,
 er ist verstummt, verstummt für alle Zeiten!“



23. Friedrich Güll.

1812—1879.

A. 1. Bei Vater und Mutter. In der bayerischen Stadt Ansbach, die südwestlich von Nürnberg liegt, finden wir an einem bescheidenen Häuslein eine Gedenktafel mit folgender Inschrift:

„In diesem Hause wurde am 1. Apr. 1812 geb.

Friedrich Güll,
Jugendschriftsteller.

Derselbe starb zu München am 23. Dez. 1879.“

Der Großvater und der Vater waren ehrsame Goldschmiede. Güll sagt in späteren Jahren:

„Ein Goldschmied war mein Vater,
 war mein Großvater schon,
 und eine Goldschmiedsader
 pocht auch in mir, dem Sohn.“

Friedrich war erst anderthalb Jahre alt, als der Vater starb. Das war ein harter Schlag für die Familie. Friedrich kam jetzt abwechselnd zu den beiden Großmüttern in Pflege und Erziehung. Es fehlte aber die feste, männliche Hand, ohne die ein Bublein leicht verwildert. Darum entschloß sich die Mutter zu einer zweiten Ehe und heiratete den Schneidermeister Weißinger. Das war für unsern Dichter ein großes Glück. Der Stiefvater nahm sich des Knaben in rechter Vaterliebe an. Güll berichtet später: „Ehe ich in die Schule kam, beschäftigte mich mein Stiefvater außer mit den Anfangsgründen im Lesen, Schreiben und Rechnen auch noch in einem alten Atlas, der die beiden Halbkugeln und die fünf Erdteile besonders enthielt. In demselben mußte ich für mich die Namen der Gebirge, Flüsse und Meere und die Lage der Städte selbst lernen, um dieselben nach seinem Durcheinanderfragen rasch auffinden zu können.“

Von seiner Mutter wissen wir nicht viel. Wir haben sie uns als eine schlichte, sparsame Hausfrau zu denken, auf die Schillers Worte passen:

„Und drinnen waltet
 die züchtige Hausfrau,
 die Mutter der Kinder,
 und herrschet weise
 im häuslichen Kreise.“

In ihres Sohnes Jugendleben hat sie manchen freundlichen Sonnenstrahl hineinscheinen lassen, so daß er Selbsterlebtes erzählet, wenn er singt:

„Kein Vogel sitzt im Flaum und Moos
 in seinem Nest so warm
 als ich in meiner Mutter Schoß,
 auf meiner Mutter Arm.“

2. In der Schule. Acht Jahre war Friedrich alt, als er den ersten Schulgang unternahm. Bei der Aufnahmeprüfung fuhr er in der Religion fest, da er die Namen der 12 Söhne Jakobs nicht wußte. Viel Freude fand er nicht am Leben in

der Schule; denn sein Lehrer schalt viel und arbeitete oft mit ungebrannter Haselasche. Bedeutungsvoll für ihn war es, daß er eines Tages oben im Dachstübchen des Elternhauses einen köstlichen Bücherschatz entdeckte. Es waren Weißes Kinderfreund, Tausend und eine Nacht, Gellerts Fabeln und Campes Robinson. Nun folgten beglückende Lesetage. Die Tore einer neuen Welt taten sich ihm auf. Die Bücher wurden wiederholt gelesen und kürzere und längere Abschnitte auswendig gelernt.

Zwei Jahre blieb er in dieser Schule; dann kam er auf die Realschule seiner Vaterstadt. Hier hob ein neues Leben für ihn an. Ein schönes Schulzimmer, vortreffliche Lehrmittel, neue Unterrichtsgegenstände und ein freundlicher Lehrer machten ihm jede Lernstunde zu einer Freudenstunde. In seinem neuen Lesebuch fand er die wertvollsten Gedichte von Schiller, Goethe und Uhland, die er immer wieder las. Schon träumte er sich hinein ins Gymnasium und in die Universität, als ein kalter Reif die zarten Hoffnungsblüten knickte. Sein treusorgender Stiefvater starb, und Friedrich mußte blutenden Herzens seine Studienwünsche begraben, da es seiner Mutter unmöglich war, die erforderlichen Geldmittel aufzutreiben.

3. Volksschullehrer. „Wenn ich nicht studieren kann, will ich Lehrer werden,“ sagte er zu seiner Mutter; „zu etwas anderem habe ich keine Lust.“ Gut vorbereitet trat er, siebzehn Jahre alt, in das Seminar zu Altdorf ein, das er nach dreijährigem Aufenthalt mit einem sehr guten Zeugnis 1831 verließ. In Flachslanden, vier Stunden nördlich von Ansbach, begann er seine lehramtliche Tätigkeit. 120 Kinder saßen zu seinen Füßen. Da galt es, sich fleißig zu tummeln, um die vielen Köpfe mit geistiger Speise zu versorgen. Jugendfrisch und arbeitsfreudig griff er zu. Rastlos trieb er neben seiner mühevollen Schularbeit auch umfangreiche Studien für seine weitere Fortbildung, und wenn ihm dabei der Tag zu kurz wurde, nahm er die Nacht zu Hilfe. Er äußert sich darüber folgendermaßen: „Ich habe oft die ersten Morgenstunden schlagen hören, ehe ich etwa um 5 Uhr in mein Bett hineinkroch.“

„Was ich rein empfunden,
was ich klar gedacht,
kam nur in den Stunden
friedevoller Nacht.“

Der Verkehr mit der Landbevölkerung schärfte ihm Auge und Ohr für das Volkstümliche. Das war für ihn, den zukünftigen Kinderlieddichter, ein großer Gewinn.

Nach zweijähriger Wirksamkeit in Flachslanden kam Güll als Lehrer in seine Vaterstadt. Hier führte er am Pfingstmontage 1835, als die Erde sich bräutlich geschmückt hatte, Amalie Birkmeyer aus Ansbach, die Tochter eines Seifen- und Lichterfabrikanten, als Gattin heim. Es war eine gar traute Häuslichkeit, die er sich damit gegründet hatte, von der er singen und sagen durfte:

„O häuslich Glück, wem du besichert von oben
der bleibt auch froh, wenn Wind und Wetter toben!“

Bald mehrte eine frohe Kinderschar der Ehegatten Glück. Im Kreise seiner Kinder fühlte sich Güll am wohlsten. Die Kinderstube war sein Studienfeld, wo er, der seine Beobachter, immer neue Anregung empfing für dichterisches Schaffen. Wir hören ihn erzählen: „Kinder bringen erst ein rechtes Leben ins Haus, besonders abends, wenn sie dem Vater am Halse hängen oder auf dem Schoße hocken, und wenn er, ob er will oder nicht, mit ihnen scherzen, singen und spielen und sonst noch allen möglichen Schabernack treiben muß. Dann haben die Bücher auch ihren Feierabend, der zunächst der Mutter und den Kindern, dann aber auch ihrem Besitzer doppelt zugute kommt.“ Und solche Erholungsstunden taten ihm not; denn er hatte anfangs in Ansbach 110 Kinder in seiner Klasse zu unterrichten, aber nicht mehr als 300 Gulden Gehalt. Darum mußte er durch Privatunterricht sein Jahreseinkommen zu vergrößern suchen. „Gott sei es heute noch geklagt,“ schreibt er später, „was ich mich mit Privatstunden habe abplacken und abrackern müssen, um das Nötige für neun Familienhäupter Monat für Monat aufzutreiben.“

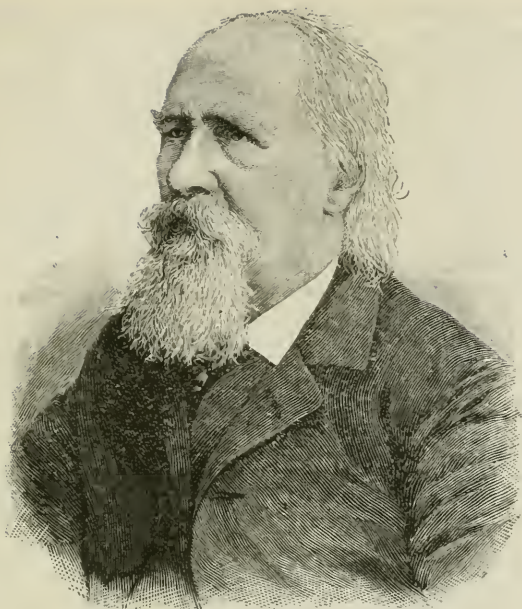
1842 wurde er Lehrer in München. Wie sehr man ihn, den einfachen Volksschullehrer, dort zu schätzen wußte, beweist der Umstand, daß ihm acht Jahre lang der Unterricht zweier Prinzessinnen übertragen wurde. Im Jahre 1876 ehrte der König von Bayern ihn durch die Verleihung der goldenen Medaille des Verdienstordens. Der Bürgermeister der bayerischen Hauptstadt sagte bei der Überreichung des Ordens u. a.: „Der

Mann, den wir feiern, ist nicht nur der Lehrer der Kinder gewesen, die im Laufe von 45 Jahren in der Schule an seinem Auge und an seinen goldenen Lehren hingen; Gott hat ihn auch zum Dichter geweiht, und dadurch ist er der Freund und Lehrer der gesamten deutschen Jugend geworden.“ Den freundlichen, anerkennenden Worten fügte der Bürgermeister im Auftrage der städtischen Kollegien noch ein Ehrengeschenk von 1500 Mark hinzu. Eine neu angelegte Straße in München wurde „Güllstraße“ genannt.

Am 1. März 1877 trat Güll in den wohlverdienten Ruhestand. Aber nicht lange währte sein Feierabend. Schon am 23. Dezember 1879 ging er nach dreitägiger Krankheit ein zur himmlischen Ruhe. Sein Wunsch: „Nur kein langes Leiden. Soll ich sterben, so wünsche ich einen raschen Tod,“ ging also in Erfüllung. Was er einst einem heimgegangenen Freunde ins Grab nachgerufen hatte, wünschten seine Freunde auch ihm, nämlich:

„Friede über dein Grab, umwehn es die Blüten des Frühlings
oder das fallende Laub oder der wirbelnde Schnee.
Frieden träufle der Morgen, es taue der Abend dir Frieden,
jeder Gedanke um dich flüstre dir selige Ruh!“

B. Gülls Kinderlieder. Es gibt in deutschen Schulen keine Bibel und kein Lesebuch für die Kleinen ohne Gedichte von Güll. Der warmherzige Kinderfreund hat durch seine lustigen Lieder und Rätsel, die sich durch eine echt kindertümliche Sprache, durch Wohlklang und einschmeichelndes Reimgeklänge auszeichnen, vielen tausend Schülern fröhliche Lesestunden bereitet. Über die Entstehungsweise seiner reizenden Gedichte für das kleine Volk äußerte er sich seinem Freunde Gärtner gegenüber: „Wenn ich ein Kinderlied ersinne, sehe ich im Geiste eine Schar Kinder um mich versammelt. Ich sehe ihnen ins Auge, ob es bei jedem Verse strahlt. Nicken die Köpfe zustimmend, dann habe ich das Rechte getroffen. Bleiben die Mienen kalt, oder werden gar die Köpfe befremdend geschüttelt, dann gehört jede Zeile dem — Papierkorb.“ Und ein andermal sagte er: „Mir selber kam es stets so vor, als wär' ich bald da, bald dort mit meiner Seele in irgend ein Kind hineingeschlüpft, um mit meiner Zunge all das schwätzen und plaudern und singen zu können, was das kleine Volk träumend und tändelnd aussinniert.“ Darum finden seine Lieder auch einen lebhaftesten Widerhall im Herzen der Jugend und werden von ihr spielend gelernt. Viele Lieder locken schon durch ihre gereimten Überschriften. Man höre!



24. Emanuel Geibel.

1815—1884.

A. 1. Lehrjahre. Geibels Wiege stand in Lübeck. Hier wurde er am 17. Oktober 1815 geboren. Sein Vater war Prediger an der reformierten Kirche in Lübeck und nahm wegen seiner Treue und Gewissenhaftigkeit, womit er 52 Jahre hindurch seine Amtspflichten erfüllte, eine hochgeachtete Stellung in seiner Gemeinde ein. Emanuel, so hieß unser Dichter mit Vornamen, sagt von ihm:

„Erst nur hab' ich den Vater gekannt, für des hohen Berufes Pflicht nur lebend, der Hirt seiner Gemeinde zu sein.“

Die Mutter dagegen war heiteren Charakters.

„Aber dem Mächtigen stand an der Seite die treue Gefährtin, seine Vermittlerin jezt mit der Welt und die Seele des Hauses,

die das Bedürfnis des Tages sinnig zu schmücken verstand, stets voll Lieb' um die Kinder bemüht und in Keller und Küche selbst auf alles bedacht, heiter, beweglich und rasch; denn anmutig gesellt zu dem treuesten deutschen Gemüte floß noch ein Tropfen in ihr leichten französischen Bluts. Jung einst hatte den Tanz sie geliebt und am Zauber der Bühne mächtig bewegt sich erfreut, bis es die Sitte verbot. Doch sie erzählte mit Lust noch davon. Auch trat sie im Zwielficht wohl ans Klavier noch und sang schlichte Romanzen uns vor, oder sie wußt' im geselligen Spiel anregend zu scherzen und manch witzigen Pfeil schnellte sie mitten ins Ziel. Aber das Köstlichste blieb ihr der Reiz der Natur, und im Sommer zog mit den Kindern sie gern abends ins Freie hinaus. Dort dann ruhte sie still im Strahl der verglühenden Sonne, während wir spielten, und sog wonnig die reinere Luft, lauschte dem Vogelgesang und sah mit Entzücken die goldnen Wölkchen im schwimmenden Blau ziehn und die Schatten am Wald. Doch wir lernten von ihr, an den Wundern des Tags uns erquicken, lernten die Schönheit sehn, wo sie dem Auge sich bot. Also wuchsen wir auf, vom Ernste umwaltet des Vaters, während der Mutter Gemüt heiter die Welt uns erschloß, und an beide gelehnt und im Geist von beiden befruchtet, lebt' ich, ein träumerisch Kind, dämmernde Jahre des Glücks.“

An seinem Geburtsort hing Geibel mit inniger Liebe, wie manches seiner Gedichte es zum Ausdruck bringt.

„Nun kehrt zurück die Schwalbe
der langen Irrfahrt satt;
sei mir begrüßt, mein Lübeck,
geliebte Vaterstadt!“

Geibel war ein frischer, fröhlicher Knabe mit braunen Locken und blauen Augen, der unter seinen Kameraden eine leitende Stellung einnahm und durch seinen Wagemut das liebende Mutterherz nicht selten in Sorge versetzte. Als Schüler des Gymnasiums in seiner Vaterstadt übte er sich im engeren Freundeskreise fleißig im Dichten und hatte die Freude, ein Erzeugnis seiner Muse in Chamisso's Musenalmanach für 1834 gedruckt zu sehen.

Nach seinem Abgang vom Gymnasium bezog er Ostern 1835 die Universität in Bonn, um nach des Vaters Wunsch Theologie und nach seiner eigenen Neigung Philologie zu studieren. Ein einfaches, weiß getünchtes Stübchen in der Sternstraße war seine Wohnung. In die an Naturschönheiten reiche

Umgebung unternahm er genüßreiche Ausflüge. Auf Dampfern fuhr er längs dem herrlichen Rheinstrom, sah die Burgen auf den Bergen und hörte die Lieder der fröhlichen Winzer zur Zeit der Weinernte. Im nächsten Jahre setzte er seine Studien auf der Berliner Universität fort. Bald trat er in einen näheren Verkehr mit Chamisso und machte die Bekanntschaft der Dichter Kopisch („Die Heinzelmännchen“) und Eichendorff („Wem Gott will rechte Gunst erweisen“).

Während Geibel in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Berlin über Mangel an Familienanschluß geklagt hatte, trat jetzt das Gegenteil ein. Die Einladungen kamen viel zahlreicher, als er es wünschte, zuweilen fünf für einen Abend. Dadurch wurde seine Arbeitszeit scharf beschnitten. Mit Freuden begrüßte er daher das Anerbieten, die Stelle eines Hauslehrers bei dem russischen Gesandten Katakazi in Athen anzunehmen. Auch der Vater gab gern seine Einwilligung, weniger gern dagegen die bedenkliche Mutter. Ihr schrieb der Sohn: „Die Blüte von dem, was Berlin zu bieten vermag, habe ich genossen und bin noch zu jung, um mich auf einen so engen Kreis beschränken zu dürfen. Berlin ist nicht die Welt. Mein Herz sehnt sich, andre Menschen, andre Verhältnisse zu sehen. Ich werde alles daran setzen, mir neue Anschauungen und eine selbständigere Stellung zu gewinnen.“ Im April 1838 trat er die Reise nach dem Süden an.

2. Wanderjahre. Katakazi hieß den Dichter aufs herzlichste willkommen und bat ihn, sich ganz als Glied der Familie anzusehen. Zwei begabte Knaben im Alter von zehn und acht Jahren wurden Geibel als Schüler überwiesen. Leicht war das Amt eines Lehrers, aber schwer das eines Erziehers; denn die Mutter hatte andere Erziehungsgrundsätze als Geibel. Zwar hatte dieser nicht über Ungehorsam und Respektlosigkeit zu klagen; dagegen mußte er seinen Zöglingen nicht selten ernste Vorhaltungen machen, wenn sie nach russischer Sitte die Diener des Hauses mit großer Geringschätzung behandelten, sie schlugen, traten, spieen. Lachend versetzten die Knaben: „Ach, es ist ja nur ein Bedienter!“ Vom frühen Morgen bis abends 8 Uhr mußte er sich den Kindern widmen, und oft überkam ihn die Sehnsucht nach der Heimat, die er im Liede ausklingen ließ. In der „Spinnerin“ sagt er trauernd:

„Schnurre, Spindel, schnurre leise,
rund ist wie das Rad dein Glück;
gehst du selig auf die Reise,
kehrst du weinend wohl zurück.“

Schon nach einem Jahre verließ er das Haus des Gesandten, gab aber noch an fünf Wochentagen Unterrichtsstunden, bis er im Frühling des Jahres 1840 die Heimreise antrat. Unter dem Geläute der Pfingstglocken hielt er seinen Einzug in L ü b e c k.

„O, da ging mir das Herz weit auf, und den Strom der Tränen,
der vom Auge mir heiß flutete, wehrt' ich umsonst;
denn was immer die Welt mir Köstliches draußen geboten,
süßer empfand ich das Glück, wieder zu Hause zu sein;
doch mit erneuerter Hast jetzt flogen die Räder, und jubelnd,
eh' das Geläut noch verhallt, lag ich der Mutter im Arm.“

Nun weilte Geibel im Elternhause, ohne zu wissen, welche Richtung sein Lebensschifflein einschlagen sollte. Sein dreijähriges Universitätsstudium entbehrte des Abschlusses durch eine staatliche Prüfung, und zu einer Fortsetzung fehlte es ihm an Lust. Zunächst ordnete er seine Gedichte und ließ sie im Spätsommer erscheinen. Anfangs kümmerte sich aber niemand um das unscheinbare Büchlein, von dem im Todesjahre des Dichters die 100. Auflage erschien. Die ehrsamten Bürger der Hansastadt schüttelten nachdenklich ihr Haupt über den verlorenen Sohn und bedauerten den armen Vater. Noch einige Jahre später, als ein neuerbautes Schiff auf den Namen „Emanuel Geibel“ getauft werden sollte, hörte man die Äußerung: „Wat sall dat? He is nix, he hätt nix, un he deit nix!“

Im nächsten Frühjahr versetzte der Tod der geliebten Mutter den Dichter in tiefe Trauer. Da lud ihn ein Freund des Vaters, der Freiherr von der Malsburg, ein, nach Schloß E s c h e b e r g im Habichtswalde bei Kassel zu kommen, um dort eine größere Bibliothek zu ordnen. „Es muß doch Frühling werden!“ hatte Geibel im verschlossenen Winter gesungen (Gedicht: „Hoffnung“), und schneller, als es ihm ahnte, ging dieses Wort an ihm selbst in Erfüllung. Neue Lebenshoffnung blühte in ihm auf. In froher Erwartung sonniger Tage entquoll seinem Herzen das köstliche Wanderlied: „Der Mai ist gekommen.“ In Escheberg verlebte er eins der glücklichsten

Jahre seines Lebens. Nur schweren Herzens riß er sich im Mai 1842 los. Ins Fremdenbuch des Schlosses schrieb er:

„Leb wohl, du grüne Wildnis,
 leb wohl, du froher Ort!
 Ich trage still dein Bildnis
 im Herzen mit mir fort.
 Und wenn der Stürme Tosen
 ins Ohr mir draußen schallt,
 denk' ich an deine Rosen,
 denk' ich an deinen Wald.“

Bis zum Jahre 1852 führte Geibel ein bewegtes Wanderleben. Ein Jahresgehalt von 300 Talern, das der kunstliebende König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ihm — wie auch Freiligrath — 1842 verlieh, setzte ihn in den Stand, zehn Jahre hintereinander Reisen durch ganz Deutschland zu unternehmen. In Bonn besuchte er den Freiheitsjäger Arndt und lernte bei ihm den dänischen Märchendichter Andersen kennen. In St. Goar schloß er ein inniges Freundschaftsbündnis mit Freiligrath, über den er unterm 6. Juni 1843 an den Freiherrn von der Malsburg berichtete: „An Freiligrath habe ich einen Freund gefunden, wie ich ihn brauchte, offen für alle meine Interessen, von poetischem Geiste, liebevollem Herzen und ehrenhafter Gefinnung.“ Und Freiligrath urteilt über Geibel: „Er ist eine wackere, tüchtige Natur, deren wildes Feuer, so Gott will, in ein paar Jahren verflackert ist. Wo der Stamm gut ist, da kann man allerlei kleine Auswüchse schon verzeihen.“ In Weinsberg besuchte Geibel Justinus Kerner, der ihn wie einen Sohn aufnahm und ihm das brüderliche Du anbot. In Stuttgart wurde er zur Audienz beim König befohlen. In Berlin stellte er sich Friedrich Wilhelm IV. vor, um ihm persönlich für das Geldgeschenk zu danken. In Weimar gewann er sich die Zuneigung des Erbgroßherzogs, der ihn gern für immer festgehalten hätte. Auf Neuseß bei Koburg hielt er Einkehr bei Rückert.

3. Meisterjahre. Im Januar 1852 ließ König Maximilian II. von Bayern den Dichter fragen, ob er bereit sei, eine Professur für deutsche Literatur an der Universität in München anzunehmen. Geibel nahm den Ruf an und siedelte, nachdem er sich kurz vorher mit Amanda Trummer, der

Tochter eines Rechtsanwalts in Lübeck, verheiratet hatte, am 1. Oktober nach München über. Als er seine erste Vorlesung hielt, hatte sich eine zahlreiche Zuhörerschaft im Hörsaal eingefunden. Das Katheder war von Freudeshänden mit Blumen und einem Lorbeerkranz geschmückt. Einen so ehrenvollen Empfang hatte er nicht erwartet. Sichtlich ergriffen und beklommenen Herzens dankte er für den freundlichen Willkommengruß und bat, nicht zu große Erwartungen auf ihn zu setzen. Der ihm überwiesene Saal genügte aber bald nicht mehr; er mußte einen geräumigeren nehmen. Ein arbeitsreiches Leben hob jetzt für ihn an, und sein Glück wäre ohne Trübung gewesen, wenn nicht ein immer heftiger auftretendes Unterleibsleiden einen dunklen Schatten in die sonst so hellen Tage geworfen hätte. Sein geschwächter Gesundheitszustand zwang ihn auch, eine Einladung des Königs, ihn auf einer Reise nach Rom zu begleiten, abzulehnen.

Das nächste Jahr brachte dem Ehepaar ein neues Glück. Frau Amanda, oder wie Geibel sie immer nannte: Frau Ada, genas eines Töchterleins, das nach der Königin den Namen Marie erhielt. Zwei Tage nach der Taufe mußte Geibel auf Anordnung des Arztes zur Kräftigung seiner Gesundheit nach Karlsbad in Böhmen. Jener Zeit verdanken wir eine Reihe herrlicher Briefe, die uns einen tieferen Einblick in das süße Eheglück der Gatten gewähren. Der Dichter schreibt: „Du glaubst nicht, wie Du mir stündlich fehlst, wie ich Dir alles sagen und zeigen möchte. Das ist noch ganz anders wie im vorigen Jahr, Du unendlich liebe Seele. Freud und Leid haben uns seitdem viel, viel inniger verbunden — — —“ „Und nun lebe wohl, mein einzig süßes Herz! Gott mit Dir und Deinem Kinde! Mir ist der Sinn heut' so hoffnungsreich. Bitte nur recht, daß wir fröhlich wieder zusammengeführt werden! Ach gesund mit Dir zu leben, mit Dir der schönen Welt mich freuen, welche glückselige Aussicht, so glückselig, daß ich sie kaum mir auszumalen wage! Nun, wie Gott will, der Macht hat zu allem.“

Im Herbst nahm er die Arbeit wieder auf, die aber vielfach durch Krankheit unterbrochen wurde. Nicht selten mußte er sich gewaltsam aufraffen, um an den Abendgesellschaften, die der König mit Männern der Kunst und Wissenschaft ver-

anstaltete, teilzunehmen. Wenn er krankheitshalber fehlen mußte, wurde der Abend in der Regel abgesagt; so hoch stand er in der Wertschätzung beim König. Auf Geibels Verwendung wurde der junge, aufstrebende Dichter Paul Henze nach München berufen, den Geibel bereits in Berlin kennen gelernt hatte, und mit dem er in der Folge ein inniges Freundschaftsbündnis schloß.

Das Jahr 1855 schlug dem Dichter eine tiefe Wunde: seine geliebte Ada, die seit der Geburt des Töchterchens gekränkelt hatte, wurde ihm im vierten Jahre ihres glücklichen Zusammenlebens, kaum 22 Jahre alt, entrisen. Was er in seinem Gedicht „Ehespruch“ über das Wesen einer wahren Ehe sagt, findet seine vorbildliche Erfüllung in seiner eigenen Ehe:

„Das ist die rechte Ehe,
wo zwei sind gemeint,
durch alles Glück und Wehe
zu pilgern treu vereint:
der eine Stab des andern
und liebe Last zugleich,
gemeinsam Rast und Wandern
und Ziel das Himmelreich.“

Ungefähr ein halbes Jahr nach dem Tode der Gattin brachte Geibel seine Tochter nach Lübeck zu seiner Schwägerin, der Frau Dr. Elise Reuter, einer Schwester Adas, die sich ihrer in treusorgender Liebe annahm. So kam es, daß er Jahr für Jahr in die alte Heimat zurückkehrte, um bei seinem Kinde zu sein, auf das er die Liebe zur heimgegangenen Mutter übertrug. In Bayerns Hauptstadt aber trat er an die Spitze der sogenannten „Münchener Dichterschule“, zu der namhafte Dichter wie Henze, Hermann Lingg, Felix Dahn, Julius Grosse, Leuthold, Scheffel, Bodenstedt, Schack, Wilbrandt, Wilhelm Herß, Karl Stieler, Hans Hopfen und Wilhelm Jensen gehörten. Julius Grosse sagt von Geibel: „Unvergeßlich sind die zahlreichen Abende, die der jüngere Kreis mit ihm und den andern berufenen Meistern verleben durfte. Mochte er dann selbst seine neuesten Lieder, Balladen oder dramatischen Szenen mit markig-melodischer Stimme lesen oder anderer Darbietungen wohlwollend würdigen, immer fühlten sich die Anwesenden im Bann jenes geheimnisvollen Zaubers, der nur von bedeutenden Menschen ausstrahlt.“

Im März des Jahres 1864 starb Geibels fürstlicher Gönner und Freund, der König Maximilian II. Damit war das stärkste Band, das den Dichter an München fesselte, gelöst. Der neue König Ludwig II. war ein großer Verehrer des aufstrebenden Komponisten Richard Wagner. Nicht die Dichter, sondern die Tonkünstler nahmen die erste Stelle ein. Im Herbst 1868 traten Ereignisse ein, durch die Geibel gänzlich in Ungnade fiel.

Zur genannten Zeit kam König Wilhelm I. von Preußen gelegentlich eines Manövers nach Lübeck und wurde von Geibel mit folgendem Gedicht begrüßt:

„Drum Heil mit dir und deinem Throne!
 Und flücht als grünes Eichenblatt
 in deine Gold- und Lorbeerkrone
 den Segensgruß der alten Stadt!
 Und sei's als letzter Wunsch gesprochen,
 daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
 wie übers Reich ununterbrochen
 vom Fels zum Meer dein Adler zieht!“

Wenige Tage später las man in einer bayrischen Zeitung, ob es schicklich sei, daß ein Mann, der Gehalt aus der bayrischen Staatskasse beziehe, den König von Preußen zum Herrn über ganz Deutschland, und damit auch über Bayern, mache. Im nächsten Monat erhielt Geibel ein Schreiben, in dem ihm mitgeteilt wurde, daß ihm sein Professorengehalt entzogen sei. Da blieb dem Dichter nichts anders übrig, als sein Entlassungsgesuch einzureichen, das selbstverständlich sofort vom König genehmigt wurde. Geibel kehrte nach Lübeck zurück. Einen Tag nach seiner Heimkehr empfing er aus Berlin die Nachricht, daß König Wilhelm ihm ein Ehrengelalt von jährlich 1000 Talern bewilligt habe. So war er gegen drückende Nahrungsjorgen geschützt und lebte von jetzt an, durch Verleihung des Ehrenbürgerrechtes ausgezeichnet, in seiner Vaterstadt.

4. Ruhejahre. Das jahrelange Siedtum hatte den Dichter früh altern lassen. Die nun eintretende Ruhe war ihm darum sehr erwünscht. 1869 erschien sein Trauerspiel „Sophonisbe“, das schon vorher in Karlsruhe, Lübeck und Wien glanzvolle Aufführungen erlebt hatte. Die Tragödie sollte ihm aber eine noch größere Ehrung eintragen: er erhielt für sein Werk vom

König Wilhelm den „Schillerpreis“, 1000 Taler. Diese Auszeichnung fiel wie ein lichter Sonnenstrahl in eine düstere Leidenszeit, von der der schwer erkrankte Dichter gerade heimgeführt wurde. In seinem Dankbrief an den König schrieb er: „Mein trauriges Siechtum hat dergestalt zugenommen, daß ich kaum noch eine schmerzlose Stunde habe und mich völlig außer Stande sehe, auch nur über den nächsten Tag frei zu bestimmen.“

Nach und nach bezwang er aber die heimtückische Krankheit, und als im nächsten Jahre der deutsch-französische Krieg ausbrach, rief er dem deutschen Volke kampfesmutig zu:

„Empor, mein Volk, das Schwert zur Hand
und brich hervor in Haufen!
Dem heil'gen Zorn ums Vaterland
mit Feuer laß dich taufen!
Der Erbfeind beut dir Schmach und Spott,
das Maß ist voll, zur Schlacht mit Gott!
Vorwärts!“

(„Kriegslied“.)

Am 3. September 1870, nachdem Napoleon III. bei Sedan in die Gefangenschaft geraten war, schrieb er das Lob- und Danklied:

„Nun laßt die Glocken
von Turm zu Turm
durchs Land frohlocken
im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes
Geleucht facht an!
Der Herr hat Großes
an uns getan.
Ehre sei Gott in der Höhe!“

(„Am 3. September 1870“.)

Und als König Wilhelm am 18. Januar 1871 im stolzen Schlosse des Feindes zum Kaiser gekrönt worden war, da richtete Geibel an Deutschland die Aufforderung:

„Nun wirf hinweg den Witwenschleier!
Nun gürt dich zur Hochzeitsfeier,
o Deutschland, hohe Siegerin!“

(„An Deutschland“.)

Zu der Freude über die Vereinigung aller deutschen Stämme zu einem mächtigen Reich gesellte sich noch am Ende

des Jahres 1871 die Freude, daß seine Tochter Marie sich mit dem Rechtsanwalt Dr. Fehling in Lübeck verlobte. Im nächsten Jahre wurde die Hochzeit gefeiert, und 1873 sang Geibel:

„Zwei Freuden sind mir noch geworden,
 drum ich beglückt mich preisen mag.
 Ich sah mit Augen noch die Siege
 des deutschen Volks und sah das Reich
 und legt' auf eines Engels Wiege
 den frisch erkämpften Eichenzweig.“

Am 6. April 1884, in der Frühe eines Palmsonntags, ging der Dichter ein zur ewigen Ruhe. Was er einst in seinem köstlichen „Palmsonntagmorgen“ gesungen hatte, ging jetzt an ihm selbst in Erfüllung:

„Es fiel ein Tau vom Himmel himmlisch mild,
 der alle Pflanzen bis zur Wurzel stillt.
 Laß dein Sehnen!
 Laß die Tränen!
 Es fiel ein Tau, der alles Dürsten stillt.
 Wie Engelsflügel blüht es über Land;
 nun schmück dich, Herz, tu an ein rein Gewand!
 Sieh, die Sonne
 steigt zur Wonne,
 wie Engelsflügel blüht es über Land!“

Das wahrhaft fürstliche Leidenbegängnis legte Zeugnis ab von der Verehrung und Wertschätzung, deren sich Geibel in den weitesten Kreisen erfreute.

B. 1. Lyrische Gedichte. Geibels Stärke ruht in der Lyrik. Goethe sagte einst: „Wenn man dem Sternenhimmel näher tritt und die Sterne zweiter und dritter Größe nun auch zu flimmern anfangen und jeder auch als zum ganzen Sternbilde gehörend hervortritt, dann wird die Welt weit und die Kunst reich.“ Zu den Sternen zweiter Größe dürfen wir den Lyriker Geibel rechnen. Als ihn einmal jemand neben Goethe stellen wollte, sagte er: „Das ist eine Stelle, die mir nicht zukommt.“ Bescheiden ordnete er sich Goethe unter; nichtsdestoweniger ist er einer unserer hervorragendsten Lyriker, dessen Lieder überall gesungen werden. Es gibt wohl kaum ein deutsches Kind, das nicht schon während seiner Schulzeit gesungen hätte:

„Der Mai ist gekommen,
 die Bäume schlagen aus.“

a) **Vaterland.** Zu den Sängern, die in der großen Zeit des Deutsch-französischen Krieges manches patriotische Lied an das

deutsche Volk richteten, gehört auch, wie wir bereits gesehen haben, Geibel. Sein Sehnen nach einem einigen Deutschland läßt ihn schon mehrere Jahrzehnte vorher mit prophetischem Blick den Glanz der Kaiserkrone schauen. Das zeigen beispielsweise die beiden Gedichte „Friedrich Rotbart“ und das „Lied des Alten im Bart“. Letzteres schließt mit der hoffnungatmenden Frage:

„Deutschland, die schön geschmückte Braut,
 schon schläft sie leis' und leiser —
 wann weckst du sie mit Trommetenlaut,
 wann führst du sie heim, mein Kaiser?“

b) **Religion.** „Ein innig frommer Zug durchzieht wie Orgelton und Glockenklang Geibels lyrische Dichtungen. Er ist ein weltlicher Dichter voll heiligen Geistes.“ (Leimbach.) Sein „Palmsonntagmorgen“ nimmt einen der ersten Plätze in unserm religiösen Dichtungschatze ein. Tief empfunden und voll religiöser Innigkeit ist sein „Gebet“:

„Herr, den ich tief im Herzen trage, sei du mit mir!
 Du Gnadenhort in Glück und Plage, sei du mit mir!“

Kraftvoll, glaubensfreudig und hoffnungsfroh bringt sein „Türmerlied“ himmelan:

„Wachet auf! ruft euch die Stimme
 des Wächters von der hohen Zinne,
 wach auf, du weites deutsches Land!“

Ein Hauch religiöser Verklärung umschwebt seinen „Ostermorgen“:

„Die Lerche stieg am Ostermorgen
 empor ins klarste Luftgebiet
 und schmettert, hoch im Blau verborgen,
 ein freudig Auferstehungslied.“

c) **Natur.** Wie ein Maler weiß Geibel mit zarten Pinselstrichen das vielgestaltige Leben in der Natur darzustellen. Ein frischer, fröhlicher Ton durchklingt das bereits zum Volkslied gewordene: „Der Mai ist gekommen“. Weihevollte Andacht ist ausgegossen über die „Morgenwanderung“:

„Wer recht in Freuden wandern will,
 der geh' der Sonn entgegen;
 da ist der Wald so kirchenstill,
 kein Lüftchen mag sich regen.
 Noch sind nicht die Lerchen wach,
 nur im hohen Gras der Bach
 singt leise den Morgensegn.“

Das neuerwachte Leben in der Natur zur Frühlingszeit schildern die beiden Gedichte: „Hoffnung“ und „Frohe Botschaft“. Zu unsern schönsten, stimmungsvollsten Abendliedern gehört „Gute Nacht“:

„Schon fängt es an zu dämmern,
 der Mond als Hirt erwacht
 und singt den Wolkenlämmern
 ein Lied zur guten Nacht;
 und wie er singt so leise,
 da dringt vom Sternenkreise
 ein Schall ins Ohr mir sacht.
 Schlafet in Ruh', Schlafet in Ruh'!
 Vorüber der Tag und sein Schall.
 Die Liebe Gottes deckt euch zu
 allüberall.“

2. **Epische Gedichte.** Rein epische Dichtungen kommen bei Geibel selten vor; der Lyriker drängt sich in der Regel mit seinem reichen Empfindungsleben in die äußeren Vorgänge und Handlungen hinein. Besondere Beachtung verdienen: „Der reiche Mann von Cöln“, „Die Goldgräber“, „Die Türkenskugel“, „Das Negerweib“, „Gudruns Klage“, „Volkers Nachtgesang“ und vor allem „Der Tod des Tiberius“.



25. Theodor Storm.

1817—1888.

A. 1. Kindheit und Studienzeit. Theodor Storms Wiege stand in der schleswig-holsteinischen Stadt Husum, wo er als Sohn eines Rechtsanwalts am 14. September 1817 geboren wurde. An seiner Vaterstadt wie an seiner engeren Heimat überhaupt hing er mit starken Liebesseilen. „Es ist nur ein schmuckloses Städtchen, meine Vaterstadt,“ beginnt er eine seiner Novellen; „sie liegt in einer baumlosen Küstenebene, und ihre Häuser sind alt und finster. Dennoch habe ich sie immer für einen angenehmen Ort gehalten.“ Unvergleichlich schön schildert er seinen Geburtsort in dem Gedicht:

Die Stadt.

1. Am grauen Strand, am grauen Meer
und seitab liegt die Stadt;
der Nebel drückt die Dächer schwer,
und durch die Stille braußt das Meer
eintönig um die Stadt.

2. Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
kein Vogel ohn' Unterlaß;
die Wandergans mit hartem Schrei
nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
am Strande weht das Gras.

3. Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
du graue Stadt am Meer;
der Jugend Zauber für und für
ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
du graue Stadt am Meer.

Während sich auf der einen Seite von Husum die durch Deiche gegen die Fluten der Nordsee geschützte Marsch ausbreitet, finden wir auf der andern eine große Heidefläche, die den Knaben oft mit ihrem geheimnisvollen Stilleben anlockte, und die später der Mann in dem köstlichen Gedicht „Abseits“ poetisch verklärte. Die erste Strophe lautet:

„Es ist so still; die Heide liegt
im warmen Mittagssonnenstrahle;
ein rosenroter Schimmer fliegt
um ihre alten Gräbermale;
die Kräuter blühen; der Heideduft
steigt in die blaue Sommerluft.“

Neben der Heide fesselte ihn auch das Meer, über das er, auf dem Deiche stehend, seine Blicke schweifen ließ, wenn die Sonne am Abend in Purpurglut ins feuchte Wellenbett hinabstieg, und wenn zu andern Zeiten der Sturm darüber hinbrauste und die Wogen mit ihren Schaumkronen an dem breiten Fuß des Deiches hinaufwälzte. In „Ostern“ (ursprünglich „Auf dem Deich“) entwirft er in den beiden ersten und letzten Strophen folgende packende Schilderung:

1. „Hoch oben stand ich auf dem Meeresdeich
und ließ den Blick am Horizonte gleiten;
zu mir herüber scholl verheißungsreich
mit vollem Klang das Osterglockenläuten.

2. Wie brennend Silber funkelte das Meer;
die Inseln schwammen auf dem hohen Spiegel;
die Möven schossen blendend hin und her,
eintauchend in die Flut die weißen Flügel.

7. Hier stand ich oft, wenn in Novembernacht
aufgor das Meer zu gischtbestäubten Hügeln;
wenn in den Lüften war der Sturm erwacht,
die Deiche peitschend mit den Geierflügeln.

8. Und jauchzend sah ich an der festen Wehr
den Wellenschlag die grimmen Zähne reiben;
denn machtlos, zischend schoß zurück das Meer —
das Land ist unser, unser soll es bleiben!"

Das schönste Fest im Jahre war für Theodor das Weihnachtsfest, das mit seinem wonnigen Kerzenschein noch in die alten Tage des Dichters hineinleuchtet. In der Novelle „Unter dem Tannenbaum“ beschreibt er ausführlich den Weihnachtsabend im Elternhause. Da lesen wir u. a.: „Die Messingtürklinken sind womöglich noch blanker als sonst. Die große gläserne Flurlampe leuchtet heute noch heller auf die Stuckschönörkel an den sauber geweißten Wänden. Ein Kinderstrom um den andern, singend und bettelnd, drängt durch die Haustür. Vom Keller herauf aus der geräumigen Küche zieht der Duft des Gebäckes in ihre Nasen, das dort in dem großen kupfernen Kessel über dem Feuer prasselt. Die Zimmer zu beiden Seiten des Flures sind erleuchtet; rechts ist die Weihnachtsstube. Während ich vor der Tür stehe, horchend, wie es drinnen in dem Knittergold und in den Tannenzweigen rauscht, kommt von der Hofstreppe herauf der Kutscher, eine Stange mit einem Wachslichtendchen in der Hand. — „Schon anzünden, Thomas?“ Er schüttelt schmunzelnd den Kopf und verschwindet in die Weihnachtsstube.“

Auch in den beiden Gedichten „Weihnachtslied“ und „Knecht Ruprecht“ besingt Storm die Herrlichkeit des Christfestes.

Bis zu seinem 18. Jahre besuchte Theodor die Gelehrtenschule seiner Vaterstadt; dann aber trat er auf des Vaters Wunsch als Primaner in das Lübeck er Gymnasium ein, das er Ostern 1837 verließ, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft auf der Landesuniversität in Kiel zu widmen. Ein Jahr später ging er auf die Universität in Berlin, wo er sich anderthalb Jahre aufhielt. Darauf kehrte er wieder nach Kiel zurück und wurde dort mit den beiden aus Garding in Eiderstedt stammenden Brüdern M o m m s e n , Theodor und Theo,

bekannt. An ersteren, den später bekannt gewordenen Geschichtsprofessor, mit dem er zusammen in einem Hause wohnte, schloß er sich inniger an. Neben ihren Berufsstudien beschäftigten sich die drei auch mit der Dichtkunst, und die Frucht davon war das im Jahre 1843 erschienene „Liederbuch dreier Freunde“. Die meisten Gedichte in dieser Sammlung stammen von Theodor Mommsen.

2. Heimat und Fremde. Nach bestandenem Examen 1842 ließ Storm sich in seiner Vaterstadt als Rechtsanwalt nieder. 1847 verheiratete er sich mit Konstanze Esmarch aus Segeberg, die ihm sechs Kinder schenkte, und mit der er das glücklichste Eheleben führte. 1850 erschien in dem von Biernatki seit dem Jahre 1844 herausgegebenen „Volksbuch für die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg nebst Kalender“ von Storm die tiefempfundene Novelle „Immensee“, die seinen Dichterruhm begründete und noch heute seine gelesenste Dichtung ist. In demselben Jahrgang des Volksbuches veröffentlichte er auch sein köstliches Kindermärchen „Der kleine Häwermann“ und das herrliche „Oktoberlied“. In dem Jahrgang 1849 steht das scherzhafte Gedicht: „Don Kazen“.

Als im Frühling des Jahres 1848 die Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung anbrach, hielt auch Storm treu zur meerumschlungenen Heimat und suchte durch Lieder das Feuer vaterländischer Begeisterung zu schüren. Schmerzbewegt, aber doch voll männlicher Entschlossenheit sang er, als die Schleswig-Holsteiner unterlagen:

„Und mühten wir nach diesen Tagen
von Herd und Heimat bettelnd gehen,
wir wollen's nicht zu laut beklagen:
mag, was da muß, mit uns geschehen!“

Seine Abneigung gegen das neue dänische Regiment hatte er nicht verheimlicht. Darum wurde ihm auch von der dänischen Regierung sein Amt genommen, und im November 1853 riß er sich schweren Herzens von der Heimat los, um in der Fremde seinen Lebensunterhalt zu suchen. In dem Gedicht „Abschied“ läßt er seinen Seelenschmerz ausklingen.

„Und du mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
auch noch auf diesem teuren Boden stand,
hör' mich! — denn alles andere ist Lüge —
kein Mann gedeihet ohne Vaterland!“

Die preußische Regierung hatte ihn zum Assessor am Kreisgericht in Potsdam ernannt, und in dieser Stellung blieb er drei Jahre. 1856 wurde er als Kreisrichter nach Heiligenstadt auf dem Eichsfelde versetzt.

Am 15. November 1863 starb, ohne einen Thronerben zu hinterlassen, der Dänenkönig Friedrich VII. Da sang der Dichter:

„Die Schmach ist aus; der eh'rne Würfel fällt!
 Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten;
 des Dänenkönigs Totenglocke gelst;
 mir klinget es wie Osterglockenläuten.“

Und Storm hatte sich nicht getäuscht. In dem Deutsch-dänischen Kriege von 1864 wurde Schleswig-Holstein durch die Preußen und Österreicher den Dänen wieder entzogen, und Storm kehrte noch in demselben Jahre als Landvogt von Husum in seine geliebte Heimat zurück.

3. **Wieder in der Vaterstadt.** Das nächste Jahr schlug dem Dichter eine tiefe Wunde: seine Gattin starb.

„In der Gruft bei den alten Särgen
 steht nun ein neuer Sarg,
 darin vor meiner Liebe
 sich das süßeste Antlitz barg.“

Und:

„Mitunter weicht von meiner Brust,
 was sie bedrückt seit deinem Sterben;
 es drängt mich, wie in Jugendlust
 noch einmal um das Glück zu werben.“

Doch frag ich dann: „Was ist das Glück?“
 so kann ich keine Antwort geben
 als die, daß du mir kämst zurück,
 um so wie einst mit dir zu leben.“

Dann sah ich jenen Morgenschein,
 da wir dich hin zur Gruft getragen,
 und lautlos schlafen die Wünsche ein,
 und nicht mehr will ich das Glück erjagen.“

Im Jahre 1866 schloß Storm mit Dorothea Jensen aus Husum, die er von seiner Jugend her kannte, eine zweite Ehe. 1867 wurde er Amtsrichter und 1874 Oberamtsrichter in seiner Vaterstadt. In dem zuletzt genannten Jahre erschien „Pole

Poppenspüler“, eine der trefflichsten Dichtungen, die es in der deutschen Literatur für die Jugend gibt. Eine tadellos ausgestattete, billige Ausgabe (0,50 Mk.) ist bei Westermann in Braunschweig erschienen. Warm zu empfehlen für die Jugend sind ferner die Novellen „Die Söhne des Senators“, „Bötjer Basch“, „Im Brauerhause“ und die märchenartigen Erzählungen „Geschichten aus der Tonne“.

4. Der Feierabend. Im Frühling des Jahres 1880 schied Storm aus seinem Amte und siedelte nach dem stattlichen Kirchdorfe Hademarschen im westlichen Holstein, unweit der dithmarsischen Grenze, über. Hier bezog er zunächst eine Mietwohnung, bis seine Villa, die er sich erbauen ließ, fertig war. Während des Bauens schrieb er an einen Freund in Wien: „Gestern in der einsamen Mittagsstunde ging ich nach meinem Grundstück und konnte mich nicht enthalten, in meinem Bau herumzuklettern, auf langer Leiter nach oben, wo nur noch die etwas dünnen Verschalungsbretter lose zwischen den Balken liegen, und wo die Luft frei durch die Fensterhöhlen zieht. Ich blieb lange in meiner Zukunftsstube und webte mir Zukunftsträume, indem ich in das sonnige, weithin unter mir ausgebreitete Land hinauschaute. Wie köstlich ist es zu leben, bloß zu leben! Wie schmerzlich, daß die Kräfte rückwärts gehen und ans baldige Ende mahnen! Einmal dachte ich: „„Wenn nun die Bretter brächen oder die Sicherheit deiner Hände oder Augen einen verhängnisvollen Augenblick versagte, und man fände den Bauherrn unten liegen als einen stillen Mann!““ Ich ging recht behutsam nur von einem festen Balken zu dem andern, und draußen flimmerte die Welt im mittagstillen Sonnenscheine. Sehen Sie, so schön erscheint noch heute im dreiundsechzigsten Jahre trotz alledem mir Welt und Leben.“

Noch acht Jahre erfolgreichen Schaffens waren dem Dichter in Hademarschen beschieden. Er erfreute sich bis zum letzten Lebensjahr einer ungewöhnlichen Geistesfrische, wovon sämtliche Novellen aus jener Zeit der deutlichste Beweis sind. Im Winter 1887 erkrankte er ernstlich. „Mir geht es möglichst schlecht,“ schreibt er; „das fünfmonatige Krankenlager war für mich doch zu viel. Ich kann mich nicht wieder erholen. Eine Adergeschwulst und fortwährendes Rauschen des Blutes vor den Ohren quälen mich beständig. Ich hoffe freilich ein

wenig auf diesen Sommer. Möge er lind und freundlich werden, daß ich mich recht viel, wenn auch nicht lange zur Zeit, im Freien bewegen kann!“

Der Sommer brachte aber nicht die erhoffte Genesung. Am 4. Juli 1888 starb Storm nach qualvollen Leiden am Magenkrebs. Unter zahlreicher Beteiligung aus nah und fern wurde der Entschlafene seinem Wunsche gemäß in der Familiengruft auf dem St. Jürgenskirchhofe in Husum beigesetzt.

B. 1. Lyrische Gedichte. Wilhelm Jensen sagt: „Storms Iyrischer Drang hält sich von dem Umfangreicheren, der Ballade, der Verserzählung, dem didaktischen Gedicht abgewandt, faßt durchschnittlich nur die Empfindung des Augenblicks in kurze Liedstropfen. In diesen hat er alles gesagt, was im Leben sein Herz, sein Gemüt mit innerster Bewegung erfüllte, und er wiederholte es nicht mit andern Worten. So bleibt uns als die Lebensernte eines großen Iyrischen Dichters nur ein kleiner Band, doch vielleicht zu seinem und unserm Gewinn. Es sind nur vollgereifte Ähren, von den schönsten, zartesten und lieblichsten Felddblumen zu einem Kranz verschlungen. — Storms Gedichte bilden keinen Nachklang und besitzen keinen Anklang an irgend etwas Vorhergegangenes. Sie sind nur ihm eigen und so eigenartig wie diejenigen Goethes und Heines.“

2. Novellen. Über Storms Novellen äußert Wilhelm Jensen sich: „Seine sämtlichen Erzählungen gehören im letzten Grunde weniger der epischen als der Iyrischen Dichtung an. Sie sind empfunden wie Gedichte, in künstlerischer Form gehalten wie solche und wirken auch gleich Gedichten. — Sie sind alle, auch die größten noch, ihrer Länge nach nicht umfangreich; auch wo sie sich über ein Menschenleben ausdehnen, spannen sie es in knappen Rahmen. — In Stifters Erzählungen verliert sich die Handlung vollständig in dem ungeheuren Rahmen, den die Schilderung der Natur und Örtlichkeit um sie schlingt; bei Storm wird sie nur durch die letzteren unterstützt; der Vorgang zwischen Menschen bleibt immer das Wesentliche und im guten Sinne Spannung erweckend. — Fast über allen seinen Novellen liegt, wie zitternde Schwingungen der Luft, eine stille Wehmut über die Vergänglichkeit des freudigen Augenblicks, des Glückes und der Schönheit ausgebreitet; sie schauen meistens elegisch auf einmal Gewesenes zurück. Gerade darin aber sind sie unerreicht, besitzt die deutsche Dichtung nichts den wenigen Seiten von „Beim Vetter Christian“ und „Von jetzt und ehedem“, nebst vielen anderen, zur Seite zu Stellendes. Durch manche geht ein tiefer tragischer Schicksalszug; andere sind von einem feinen, anmutreichen Humor durchlächelt.“



26. Karl Gerok.

1815—1890.

A. 1. Kindheitsjahre. „Wenn unser Büblein sich nur nicht auf der Reise erkältet,“ sagte die Frau Pfarrer Gerok zu ihrem Gatten, als sie an einem der ersten März tage des Jahres 1815 in einen Wagen stieg, um eine Reise von D a i - h i n g e n nach Stuttgart anzutreten.

„Pack ihn warm ein!“ versetzte der Vater, „dann wird ihm die Winterkälte nicht schaden.“

Das Büblein, um das es sich handelte, war unser Dichter Karl Gerok. Erst vor vier Wochen hatte er am 30. Januar das Licht der Welt erblickt; darum war der Mutter Sorge nicht

unbegründet. Die Reise konnte aber nicht aufgeschoben werden; denn der Vater war zum Pfarrer in Stuttgart befördert worden und sollte jetzt sein neues Amt antreten.

Ein Jahr später stellte sich wieder ein Söhnlein ein, das den Namen Theodor erhielt und des Dichters erster Spielgenosse wurde. Zu diesen beiden Knaben gesellten sich im Laufe der Jahre noch zwei Brüder und sechs Schwestern. Es gab daher für die Mutter, der der vielbeschäftigte Vater die Erziehung größtenteils allein überlassen mußte, viel zu sorgen und zu schaffen.

Als Karl fünf Jahre alt war, bereiteten die Eltern ihm und Theodor eine große Freude, indem sie, von einem Besuch bei den Großeltern heimkehrend, beiden einen Farbekasten und einige Bilderbogen mitbrachten. „Mit diesen Farben könnt ihr die schwarzen Bilder fein bunt anmalen,“ sprach der Vater. „Morgen will ich euch zeigen, wie's gemacht wird.“ Jetzt wurde Tag für Tag gemalt. „Wer will die Bilderbogen zählen,“ sagt der Dichter in seinen „Jugenderinnerungen“, „die von Stunde an unsere immer kunstfertigeren Hände mit blühendem Leben überdeckten? Wer die Massen von Zinnoberrot und Gummituttgelb, von Saftgrün und Indigoblau berechnen, die wir im Laufe der Jahre verbrauchten? Man hätte den Neckar damit färben können. Da wurde einsam gemalt und in Gemeinschaft, so daß man einander das Wasser trübte und zwei Pinsel in einer Farbenmuschel zusammenstießen. Es wurde bei Tageslicht gemalt am kleinen Kindertischchen und am großen Familientisch bei Kerzenschein, wo man grün und blau verwechselte.“ Als der Vater zum Ankauf neuer Bilderbogen nicht immer das nötige Geld hergeben wollte, griffen die Künstler zu weißem Schreibpapier und übten sich im selbstständigen Schaffen. Der unermüdlteste Zeichner war Karl. Durch anhaltenden Fleiß brachte er es in späteren Jahren zu anerkennenswerten Leistungen.

Neben der Malerei fanden auch die Musik und die Dichtkunst eine Pflegstätte im Elternhause. „Ein musikalischer Hochgenuß war's, wenn Papa je und je abends zwischen Licht und Dunkel sich an das schmale, hochbeinige Klavier setzte und eins der halb Duzend Stücke, die er aus seiner Knabenzeit noch kannte, spielte. — — — Kein Duett im glänzendsten Konzert

hat mir so die Seele gerührt wie die Stimme der Eltern, wenn sie zum Klavier das von ihrer Brautzeit her beliebte Lied zusammen sangen:

„Sieh, Doris, wie, vom Mond bestrahlt,
die Tanne glänzt, wie schön!
Vor jedem Baum hab' ich im Wald
die Tanne mir ersehnt.“

Mama mußte uns unzählige Male die Geschichte vom Bären im zuckrigen Häuslein erzählen oder von Hänsel und Gretel, die von den Eltern im Wald ausgesetzt werden, oder vom Sneewittchen bei den sieben Zwergen.“ Und als Karl erst lesen konnte und in den Besitz von Märchenbüchern gelangte, da versorgte er seine jüngeren Geschwister überreichlich mit den Gaben dieses Wunderlandes. „Das Christfest brachte immer dieses oder jenes hübsche Buch, und mit der Zeit kamen die Märchen von Musäus, den Gebrüdern Grimm und Wilhelm Hauff ins Haus, um mit Wollust verschlungen zu werden.“

Im sechsten Lebensjahre kam Karl in eine Elementarschule, um dort auf den Besuch des Gymnasiums vorbereitet zu werden. Zwei Jahre später trat er ins Gymnasium ein. Von nachhaltigem Einfluß auf seine geistige Entwicklung wurde ein Vikar, der den kränkelnden Vater in der Ausführung der Amtsgeschäfte unterstützen mußte und sich innig an die Familie angeschlossen. Er trat in einen anregenden, freundschaftlichen Verkehr zu den ältesten Söhnen, deren Zuneigung er sich in hohem Grade erwarb. Auf gemeinsam unternommenen Spaziergängen wußte er sie für die Werke unserer großen Dichter zu begeistern. „Er las uns, mitten im Bergsteigen wie oben auf stillem Waldpfad, ein Schillersches oder Körnersches Drama vor. — — — Auch gesungen wurde unter unsers Freundes Anleitung in Feld und Wald manches deutsche Volks- und Kriegslied, wobei er die zweite Stimme hielt: „In einem kühlen Grunde“, „Sohn, hier hast du meinen Speer“, „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?“, „Wohl auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!“ — — — Auch den ersten Konfirmandenunterricht empfing ich von ihm; und als der gute Vater, bei dem ich den zweiten Kursus gehört, mich fragte, welcher von beiden Lehrern mir lieber gewesen sei, und mit meiner Antwort: einer wie der andre, sich nicht begnügen

wollte, scheute ich mich nicht, ihm harmlos ins Gesicht zu sagen, ein bißchen lieber sei ich doch zum Herrn Vikar gegangen.“

Zu Karls Gymnasiallehrern gehörte auch der Dichter Gustav Schwab, „damals ein sprudelnd lebhafter Mann in den Dreißigen“, der sich bei seinen Schülern einer besonderen Wertschätzung erfreute.

2. Studienjahre. Im Herbst 1832 bestand Gerok mit Ehren die Abgangsprüfung am Gymnasium in Stuttgart und bezog einige Wochen später die Universität in Tübingen, wo er nebst fünf andern Gymnasiasten Aufnahme im „Stift“ fand. „Als die Stiftsglocke zum ersten gemeinsamen Essen rief,“ erzählt er in seinen „Jugenderinnerungen“, „wo 150 Zinnteller klapperten und wir rekrutenmäßig auf unsere Plätze an den langen Tischen kommandiert wurden, war mir's wunderbar zu Mut, und ich vermochte dem raschen Tempo, in dem die Fütterung abgemacht wurde, lange nicht zu folgen. Als ich meinen Schlassaal unter dem Dach — er hieß, glaube ich, der kleine Ochsenstall — mit einem Duzend unbekannter Gesellen zu teilen hatte, war ich froh, wenigstens mein Kopfkissen und meine Bettdecke für mich allein zu haben, und es gehörte die gesunde Natur der Jugend dazu, um unter dem disharmonischen Schnarchkonzert den Schlaf zu finden.

Indes ich war entschlossen, mir's im Stift gefallen zu lassen, und so gefiel mir's auch bald. Die Stubenwirtschaft im allgemeinen war allerdings nicht gerade holländisch reinlich, aber man war wenigstens hinter seinem eigenen Pult Herr im Hause. — — — Die Hausordnung, wodurch Aufstehen und Schlafengehen, Studienzeit und Ausgangsfreiheit, Kirchen- und Kollegienbesuch, Nahrung und Kleidung geregelt wurden, war freilich noch halbwegs klösterlich, gegen heute kleinlich und peinlich, immerhin jedoch für ein genügsames Gemüt erträglich.“

Neben der Theologie, die Gerok sich als Berufsstudium gewählt hatte, trieb er auch fleißig Literaturstudien und verschaffte sich in den vier Jahren seines Aufenthalts auf der Universität einen tieferen Einblick in das Gebiet der schönen Literatur. Durch die Bekanntschaft mit dem Besten lernte er das Mittelmäßige und Schlechte dem wahren Werte nach schätzen und läuterte so sein poetisches Empfinden.

3. Amtsjahre. Als er 1836 sein theologisches Examen bestanden hatte, wurde er Vikar bei einem Geistlichen in Stuttgart und konnte nun unter den Augen seines Vaters seine Berufslaufbahn beginnen. Die örtlichen Verhältnisse gestatteten es, daß er im Elternhause wohnen konnte. Über seine Antrittspredigt berichtet er: „Der Erfolg war für meine wohlwollende Zuhörerschaft wenigstens insofern befriedigend, als das Amen nicht zu lange auf sich warten ließ und der Gottesdienst mit drei Viertelstunden zu Ende war. Die väterliche Kritik nach der Kirche beschränkte sich auf die Bemerkung. „„Ein mageres Predigtlein!““ Die gute Mutter gab mir erötend zu verstehen, man habe meine Stimme gar nicht mehr erkannt, sie sei die eines Knaben gewesen, und erteilte mir den sachgemäßen Rat, künftig der natürlichen Tonlage meiner Brust gemäß um eine Terz tiefer zu sprechen. — — — Über meine nächste Predigt hörte ich zu meiner Ermunterung aus des strengen Vaters Mund das Urteil: „„Die war um 100 Prozent besser als deine vorige.““

Im Oktober 1838 unternahm er eine neunmonatige Reise durch Deutschland, versah nach seiner Rückkehr noch neun Monate sein Vikariat und wurde dann (1840) Repetent (Wiederholungslehrer, Nachhelfer) am Stift in Tübingen, dem er als Student angehört hatte. Im Jahre 1844 erhielt er das Diakonat in Böblingen und 1849 ein Pfarramt in Stuttgart, und hier hat er alle Stufen des geistlichen Amtes durchlaufen bis zum Oberkonsistorialrat, Oberhofprediger und Prälaten hinauf. Am 14. Januar 1890 starb er.

B. Der Dichter. Gerok gehört wie Hebel zu den Dichtern, die erst im reiferen Lebensalter ihre Dichterharfe erklingen ließen. Er war fast vierzig Jahre alt, bevor er eins seiner Gedichte, „gegen seinen Willen“ gedruckt, in die Öffentlichkeit kam. 1853 erschienen seine „Palmbblätter“, die ihn mit einem Schlage zu einem der gefeiertsten Dichter machten und über 100 Auflagen erlebt haben. Das Buch enthält in vier Abteilungen („Heilige Worte“, „Heilige Zeiten“, „Heilige Berge“, und „Heilige Wasser“) eine Sammlung poetischer Erläuterungen und Betrachtungen zu biblischen Stellen. Von diesen Dichtungen sagt Gerok selbst:

„Palmbblätter sind's, im Morgenland gepflückt,
wo gern mein Geist gewandelt unter Palmen

und fernher oft im Windeshauch entzückt
den Widerhall vernahm von Davids Psalmen.“

Eine Fortsetzung dieser Sammlung erschien später unter dem Titel: „Auf einsamen Gängen“. Was das deutsche Volk seinem Dichter dankt, sagt Emil Frommel, ein Freund Geroks, in folgenden Worten: „Tausend und Abertausende haben ihm laut und still gedankt: sein König mit dem Kreuz, sein Kaiser mit dem Stern für das, was er unserm Volk ins Herz gesungen; die Soldaten für seine tapfern „Deutsche Ostern 1870“, drin Viktoria und Trauermarsch ertönt; die Pfarrherren für seine „Predigten“, die so manche mit mehr oder weniger Glück und Unglück nachpredigen; die Mägdlein für die „Blumen und Sterne“, die er ihnen ins Leben gestreut; die Alten für den duftenden „Letzten Strauß“, den sie sich noch in holder Erinnerung an die Brust stecken können, und die Siebziger für die Lieder „Unterm Abendstern“, die einem so mild „heimleuchten“. Vor allem aber wandeln unter dem Schatten seiner „Palmbblätter“ Tausend und Abertausende ungestraft; denn schon die hundertste Auflage ist in die Welt gegangen.“

Über Geroks Dichtergabe sagt Frommel: „Was Eichendorff singt:

„„Schläft ein Lied in allen Dingen,
die da träumen fort und fort,
und die Welt hebt an zu klingen,
triffst du nur das Zauberwort!““

das versteht Gerok meisterlich. Alles strömt ihm natürlich zu und wächst ihm zum Fenster hinein; strömt's nicht, wächst es nicht, wird auch nicht gedichtet — es muß das Gedicht wie der reife Apfel vom Zweig fallen. Das macht sie so verständlich, man meint, so könne man's auch — aber mach's einmal! Nirgends ein unedler Ders und platter Gedanke oder lückenbüßender Stoßseufzer. Der Reim quillt fröhlich, oft überraschend hervor. Der Dichter braucht nicht an der Feder zu kauen und das Alphabet sich herfsagen, bis er ihn richtig gefunden wie andere Werktagsskinder. Gerok war eben ein Sonntagsskind.“

Zu den bekanntesten und schönsten Gedichten Geroks gehören: „Sind das die Knaben alle?“, „Auch du, mein Sohn?“, „Ich bin ein Christ“, „Ave Caesar, morituri te salutant!“, „Das Mägdlein schläft“, „Behüt dich Gott!“, „Die heilige Nacht“, „Zum neuen Jahr“, „Konfirmation“, „Kindergottesdienst“, „Gewitter“, „Des armen Knaben Christbaum“, „Wer feiert die fröhlichsten Ostern?“, „Pfingstlied“, „Des deutschen Knaben Tischgebet“, „Die Rosse von Gravelotte“, „Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt“, „Wie Kaiser Karl schreiben lernte“, „Tannhäuser“.



27. Frik Reuter.

1810—1874.

1. **Im Elternhause.** Deutschlands größter Humorist, Frik Reuter, wurde am 7. November 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin geboren, wo sein Vater Bürgermeister war. Unser Dichter wurde sehr streng erzogen. Von heitern Scherzen war der ernste, strebsame Vater, der außer seinem Bürgermeisteramt eine ausgedehnte Vieh- und Ackerwirtschaft hatte, in der er zeitweilig über hundert Personen beschäftigte, kein Freund. Für Bücher gab er kein Geld aus. In seinem ganzen Leben hat er z. B. nur einen einzigen Roman gelesen. Ein weit größeres Interesse an geistiger Beschäftigung hatte die Mutter, die vor ihrer Verheiratung Erzieherin gewesen

war. Leider wurde sie zwei Jahre nach des Dichters Geburt durch eine schwere Krankheit gelähmt. Wenn sie sich am wohlsten fühlte, saß sie auf einem Stuhl und nähte; sonst mußte sie das Bett hüten und konnte sich nur lesend beschäftigen. Sie hat ihrem Fritz den ersten Unterricht im Lesen und Schreiben gegeben. Der Vater unterrichtete später in Geographie und ein Ratsherr, „Onkel Herse“ genannt, in Rechnen, Zeichnen und Rechtschreibung. Am meisten Lust hatte Fritz zum Zeichnen und wäre darum am liebsten Maler geworden. Sein Vater wollte aber einen Rechtsgelehrten aus ihm machen und schickte ihn darum im Herbst 1824 auf das Gymnasium in Friedland (Mecklenburg-Strelitz).

2. **In der Schule.** Unter den Lehrern in Friedland haben drei einen nachhaltigen Einfluß auf ihn gehabt. Der erste war Horn, ein Theologe, der später ins geistliche Amt übertrat und zuletzt Kirchenrat wurde. Als er 1869 sein fünfzig-jähriges Amtsjubiläum feierte, schrieb Reuter ihm einen herzlichen Brief, der folgendermaßen schließt: „Un nu, min leiw Lihrer un Fründ, begah Din hoges Fest in Fred und Freud, un un’ Herrgott gew Di för Dine noch äwrigen Dag, de he Di schenkt, Taufredenheit un Gesundheit, bet hei Di inröppt in sine Wahnung, wo de Truen un Braven sick in’t Wedderseihn de Hän drücken!“

Der zweite Lehrer hieß Gesellius, der sich seines Schülers besonders freundlich annahm und ihn namentlich im Zeichnen weit förderte. Ihm hat Reuter später den ersten Band von „Ut mine Stromtid“ mit folgenden Worten gewidmet: „Meinem lieben Lehrer und väterlichen Freunde, dem Herrn Konrektor Gesellius zu Parchim, in herzlicher Dankbarkeit gewidmet.“ Und als Gesellius im Jahre 1870 starb, schrieb Reuter an einen Freund: „Er war so wahr und aufrichtig, daß schon sein Beispiel dem jungen Gemüt als Leitstern für den rechten Weg leuchten mußte. — Nächst Gott und meinen Eltern verdankt ihm meine Jugend das Beste.“

Der dritte Lehrer war Zehlicke. Er stärkte und festigte Reuters Willenskraft, so daß dieser in späteren Jahren, als schwere Zeiten über ihn hereinbrachen, den Kopf oben behielt. Zehlicke war ebenso wie Horn ein Freund und Waffengenosse Theodor Körners und Ludwig Jahns gewesen

und wußte Reuter für das Turnen zu begeistern, nachdem er selbst durch Jahn ein Jünger der Turnkunst geworden war.

Die Fortschritte, die Reuter auf dem Gymnasium in Friedland machte, waren nicht befriedigend. Er trieb vorzugsweise seine Lieblingsbeschäftigung, das Zeichnen, und vernachlässigte wichtigere Arbeiten. Darum schickte sein Vater ihn 1828 auf das Gymnasium in P a r c h i m (Mecklenburg-Schwerin), wohin ein Jahr vorher Zehlicke und Gesellius als Lehrer berufen worden waren, ersterer als Direktor, und bei ihm kam Reuter in Pension. Mit neuem Eifer griff er in der neuen Schule die Lernerarbeit an, so daß der Direktor bald Günstiges über ihn an den Vater berichten konnte. Im Aufsatzschreiben überflügelte er nach kurzer Zeit seine Klassengenossen, und in den Mathematikstunden bei Gesellius brachte er es ebenfalls zu anerkennenswerten Leistungen.

Ein Lichtpunkt in seinem Parchimer Schülerleben war eine in der Sommerferienzeit des Jahres 1830 unternommene Reise nach der Insel R ü g e n, zu der ihm sein väterlicher Freund Gesellius verhalf. Zwar gab der Vater erst seine Einwilligung, als ihm ein befriedigendes Zeugnis eingesandt wurde. Es lautet:

„Der Primaner Reuter aus Stavenhagen hat von denjenigen Lehrern, bei denen er Unterricht genießt (mit Ausnahme des Herrn Direktors, welcher durch Krankheit behindert ist), gute Zeugnisse über Betragen, Aufmerksamkeit und Fleiß erhalten, wenngleich auf die eine oder andere Lektion wohl noch etwas mehr häuslicher Fleiß hätte verwendet werden können.

P a r c h i m, den 11. Juli 1830.

H. G e s e l l i u s, Konrektor.“

3. Auf der Universität. Im Herbst 1831 bestand Reuter in Parchim das Abgangsexamen und bezog einige Wochen später die Universität in R o s t o c k, um dort Rechtswissenschaft zu studieren. Aber schon nach kurzer Zeit war ihm das Studium der Rechte zuwider. Die Gesetzesparagrafen waren ihm zu trocken und langweilig; dagegen trieb ihn seine Neigung immer wieder zum Zeichnen und Malen. Er mochte durchaus nicht mehr in Rostock sein und wünschte, Ostern 1832

nach Jena überzusiedeln, um dort das Studium fortzusetzen. Anfangs wollte der Vater von diesem Wechsel nichts wissen; als Friß aber ein schlechtes Zeugnis aus Rostock mitbrachte, gab er seine Einwilligung. Über des Sohnes Fleiß und Fortschritte sagte das Zeugnis nichts, und wo sonst die Vorlesungen verzeichnet werden, die ein Student gehört hat, stand ein langer Strich. Angesichts dieses Zeugnisses mußte der Vater sich sagen, daß ein längerer Aufenthalt in Rostock vollständig nutzlos sei, und darum ließ er seinen Friß nach Jena ziehen.

Mit den besten Vorsätzen nahm er in der neuen Mosenstadt das Studium auf und setzte auch wirklich mehrere Monate hintereinander die Arbeit fort. Dann aber genoß er in vollen Zügen das freie, ungebundene Studentenleben, wie er es mit leuchtenden Farben in seinem „Hanne Nüte“ schildert:

„Ach Jena, Jena! Lieber Sohn,
 sag mal, hörst'st du von Jena schon?
 Hast du von Jena mal gelesen?
 Ich bin ein Jahr darin gewesen,
 als ich noch Studiosus war:
 was war das für ein schönes Jahr!“

Das flotte Studentenleben kostete aber Geld, und Reuter machte viele Schulden. Dazu kam, daß er auch eine Zeitlang einer Verbindung angehörte, die ihm das Leben noch mehr verteuerte. Als Verbindungsstudent wurde er in allerlei Händel, in politische und unpolitische, verstrickt, die ihm den Aufenthalt in Jena verleideten, so daß er die Stadt im Frühling 1833 verließ und ins Elternhaus zurückkehrte. Im Oktober desselben Jahres reiste er nach Berlin, um dort seine Studien fortzusetzen, fand aber auf der Universität keine Aufnahme. Ebenso erging es ihm in Leipzig. Da kehrte er wieder nach Berlin zurück, um von dort nach Stavenhagen zu reisen; denn für einen Besuch der Universität in Zürich wollte der Vater nicht die Mittel bewilligen. Wenn Friß nicht den Weg über Berlin eingeschlagen hätte, würde er wahrscheinlich ungefährdet das Elternhaus erreicht haben. Nun aber wurde er in der preussischen Hauptstadt als ein Jüngling, der sich in Jena durch umstürzlerische, politische Umtriebe verdächtig gemacht habe, von der Polizei festgenommen und in ein sicheres Gewahrsam gebracht.

4. **In der Festung.** Für Reuter beginnt jetzt die trübste Zeit seines Lebens, die siebenjährige Festungszeit, die er später mit vielem Humor in „Ut mine Festungstid“ geschildert hat. In Berlin ließ man ihn bis zum 12. November 1834 im Gefängnisse sitzen und behandelte ihn wie einen gemeinen Staatsverbrecher, für den die schlechteste Kerkerzelle noch gut genug war. Die häufig angestellten Verhöre brachten zum Ärger der Richter kein todeswürdiges Verbrechen ans Licht. Die von seinem Verteidiger geforderte Auslieferung nach Mecklenburg wurde abgelehnt, dagegen verurteilte man ihn zu einer Festungshaft, die er zunächst in der schlesischen Festung Silberberg abbüßen sollte. Das endgültige Strafurteil sollte später gefällt werden.

Langsam wie eine Schnecke kroch die Zeit. Zwar war die Behandlung in Silberberg weit menschlicher als in Berlin; aber die Freiheitsberaubung, Reuters allmählich ins Wanken geratener Gesundheitszustand und die quälende Ungewißheit, was noch aus ihm werden würde, ob zum Tode verurteilt oder für immer Strafgefangener: das alles bedrückte ihn und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. In seiner Verzweiflung griff er leider oft zur Flasche, um durch den Genuß geistiger Getränke des Lebens Leid zu bekämpfen. Seine Freunde unter den Gefangenen machten ihm dringliche Vorstellungen, vermochten aber nicht, ihn aus den Banden des Branntweinteufels zu befreien. Im Januar des Jahres 1837 wurde ihm endlich sein richterliches Urteil zugestellt. Es lautete auf — Tod! König Friedrich Wilhelm III. hatte aber die Todesstrafe in eine dreißigjährige Festungshaft umgewandelt. Von diesen dreißig Jahren waren bereits vier abgebüßt, also noch 26 Jahre! Wegen eines schweren Augenleidens, das nach Aussage des Arztes leicht verhängnisvoll werden konnte, wurde er im Februar nach der Festung Glogau gebracht.

An einem kalten Wintertage mußte er in einem Planwagen die Reise antreten. Neben ihm saß ein Gendarm. „De Schandor was fründlich tau mi, äwer ick frür“, erzählt Reuter in seinem Buch „Ut mine Festungstid“, das mit dieser Fahrt beginnt. Der Abschied wurde ihm schwerer, als er geglaubt hatte. „Wo ick weßt wir, hadd ick Kameraden, gaude Frünn' un Bekannten; wo ick hen süll, was ick allein“. Als er in

Glogau eintraf, wurde er aufs angenehmste enttäuscht. So gut hatte er es noch nicht gehabt. Er durfte sogar, begleitet von einem Unteroffizier, spazieren und bekam Menschen zu sehen, freie, frohe Menschen! Und an guten Büchern zum Lesen fehlte es ihm auch nicht.

Der Aufenthalt in Glogau dauerte aber nur sechs Wochen; dann ging's nach Magdeburg und wieder in einem Planwagen in Begleitung eines Gendarmen, der mit geladenen Pistolen nebenher ritt. Bei seiner Ankunft in Magdeburg rief ihm ein Freund aus der Jenenser Zeit, der hier als Gefangener weilte, zu: „Unselige Mensch, wo kümmtst du hierher?“ Drei Jahre hatte der Freund hier in Haft gesessen, und in der Zeit war aus dem blühenden Jüngling eine bleiche Jammergestalt geworden, und bleich und krank waren fast alle, die Reuter hier fand. Ihm wurde im untersten Stock des Hauses eine kleine Zelle angewiesen, in die weder Sonne noch Mond hineinscheinen konnte. Wie ungesund die Räume für die Gefangenen waren, geht am besten aus einem Gutachten hervor, das als Ergebnis einer vorgenommenen Untersuchung nach Berlin abging. Darin heißt es: „Den politischen Gefangenen fehlt es an den drei notwendigsten Lebensbedingungen, an frischer Luft, an Licht und an Wärme; auch ist das Trinkwasser, da es Flußwasser von unterhalb der Stadt ist, nicht zu genießen.“ Die Folge dieses Berichtes war die Überführung der Gefangenen nach einer anderen Festung.

Am 10. März 1838 traten Reuter und einer seiner besten Freunde in einem Planwagen, von zwei Gendarmen bewacht, die Reise nach Graudenz an. Beide freuten sich über diesen Wohnortswechsel; denn es war bekannt, daß in dieser Festung ein mildes Regiment herrschte. Weil sie die ersten angemeldeten Magdeburger waren, erlaubte der Kommandant ihnen, sich selbst ihre Zelle auszusuchen. „Haben Sie aber eine gewählt,“ sagte er, „dann müssen Sie sie auch behalten; denn für Ficksackereien bin ich nicht.“

Bald konnte Friß seinem Vater mitteilen, daß er sich in Graudenz ganz wohl fühle. Das Essen und die Räume für die Gefangenen waren hier weit besser als in Magdeburg. Die bleichen Gesichter röteten sich wieder, und als die andern Gefangenen aus Magdeburg nachkamen, hob ein lustiges Leben

in der Festung an, wie man es in „Ut mine Festungstid“ nachlesen kann. Reuter zeichnete und malte wieder zu seinem Vergnügen, trieb auch etwas Mathematik und landwirtschaftliche Studien; denn zur Rechtswissenschaft fühlte er sich durchaus nicht mehr hingezogen und beschloß daher, wenn er auf freien Fuß käme, Landmann zu werden.

Die wiederholt von ihm und seinem Vater eingereichten Gesuche um Auslieferung nach Mecklenburg hatten endlich, als sein Großherzog sich beim König von Preußen für ihn verwendete, den gewünschten Erfolg. Im Juni 1838 kam der Dichter nach der mecklenburgischen Festung D ö m i ß , nachdem er mit einem feierlichen Eid gelobt hatte, nie wieder das preussische Gebiet zu betreten. Würde er wortbrüchig, dann sollte er zwei Jahre Zuchthausstrafe erhalten.

In Dömiß atmete er Heimatluft. Von einer Gefangenschaft war nur dem Namen nach die Rede. Der Kommandant zog ihn in seinen Familienkreis und ließ ihn frei umhergehen. Er durfte in einem beliebigen Gasthause zu Mittag essen, als Jäger über die Felder schweifen, im heißen Sommer kühlende Bäder nehmen und im Winter die Frau und die Töchter des Kommandanten auf den Ball begleiten. Fleißig führte er den Pinsel und malte nach und nach die ganze Familie des Kommandanten.

Im Jahre 1840 starb Friedrich Wilhelm III. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm IV. erließ gleich nach seinem Regierungsantritt eine Verfügung, derzufolge alle sogenannten politischen Verbrecher auf freien Fuß gesetzt werden sollten. Da gab auch der Großherzog von Mecklenburg Reuter die Freiheit wieder, und dieser verließ eines Morgens in der Frühe mit einem Ränzel auf dem Rücken und einem Stock in der Hand die Festung und wanderte mutterseelenallein in die Welt hinaus. Auf einem Stein in der Nähe der Stadt ließ er sich nieder und hielt Umschau. Soweit das Auge reichte, nur Sand, Heidekraut und Tannengebüsch. Und trostlos wie die Gegend waren auch seine Gedanken und Betrachtungen, denen er sich hingab. Endlich wanderte er weiter. Schül- und Jugendfreunde standen in Amt und Würden, und er — war nichts und hatte nichts! Während der siebenjährigen Festungszeit war er der Welt und dem Leben fremd geworden.

5. **Noch einmal auf der Universität.** In Stavenhagen wurde er herzlich willkommen geheißen. Die Stadtkapelle zog vors Rathaus und brachte ihm ein Ständchen. Seinen Wunsch, Landmann zu werden, mußte er aber aufgeben, weil ihm zum Ankauf eines Landbesitzes das erforderliche Geld fehlte. Auf des Vaters Drängen entschloß er sich, noch einmal das Rechtsstudium in Angriff zu nehmen. Ende September 1840 reiste er ab nach Tübingen, wo man ihm aber nicht die Pforten der Universität öffnen wollte; dagegen fand er Aufnahme in Heidelberg. Hier ging es ebenso wie in Jena. Anfangs arbeitete er gewissenhaft, und dann ergab er sich dem Müßiggang und genoß wieder in vollen Zügen die tolle Lust studentischen Lebens. Dem Vater blieb das Tun und Treiben des Sohnes nicht verborgen. Er schrieb ihm ernste Mahnbriefe, in denen es z. B. heißt: „Davon überzeuge ich mich immer mehr, daß Dir nicht zu helfen ist, obgleich ich es so herzlich, herzlich gerne möchte, und ich sehe leider ein, daß die Wahrscheinlichkeit, Dir zu helfen, immer mehr schwindet.“ An anderer Stelle heißt es: „Willst und kannst Du Dich aber nicht überwinden — prüfe das ja ruhig und ernstlich —, das trockne Studium der Jurisprudenz zu betreiben, so magst Du immer Landmann jetzt schon werden.“

Auf solche Vorhaltungen hin gelobte Fritz, von jetzt an sehr fleißig und ein ordentlicher Mensch werden zu wollen, an dem der Vater noch seine Freude haben solle. Doch: „Versprechen ist ehrlich, aber halten beschwerlich.“ Fritz versumpfte immer mehr. Da wurde dem Vater von befreundeter Seite mitgeteilt, wenn Fritz nicht bald aus Heidelberg fortkäme, dann ginge er zugrunde. Schleunigst schickte der Bürgermeister einen zuverlässigen Stadtdiener aus Stavenhagen nach Heidelberg mit dem nötigen Gelde und dem Auftrage, Fritz zu holen. Diesem sollte aber nichts vom Gelde eingehändigt werden, damit er es nicht auf der Reise vertrinke. Der Stadtdiener sollte Fritz nicht nach Stavenhagen, sondern nach Jabel zu seinem Onkel, dem Pastor Ernst Reuter, bringen; denn der Vater wollte seinen Sohn nicht sehen. Fritz war es sehr lieb, daß er nicht nach Stavenhagen zu kommen brauchte, und noch lieber war es ihm, daß er nach Jabel sollte; denn den Onkel

verehrte und liebte er schon von seiner Jugendzeit her. Mitte Juli 1841 traf er in Tadel ein und blieb bis Ende November.

Der Aufenthalt in Tadel wurde für Reuter von ganz besonderer Bedeutung durch die Bekanntschaft mit mehreren Personen, die später in seinen Dichtungen eine hervorragende Rolle spielen. Unter ihnen steht obenan der ehrsame „Köster Heinrich Suhr“, der in „De Kei' nah Bellingen“, „Hanne Nüte“ und dem Gedicht „Mon inricht“ in „Läuschen und Rimels“ auftritt. Als „Köster Suhr“ sein wohlgetroffenes Bild in diesen Büchern fand, entbrannte er in hellem Zorn. „O die Karnall! Bleib mich aberst einer vom Leib mit den Kerl, er soll es noch eins gewohr werden, daß in diesen Teilen ich mich so was nich gefallen lassen könnte! Wo? Bün ich ihn nich all mein Tag' bloß mit lauter Gutheit unter die Augen gegangen? Hab ich ihn nich ümmer die besten Flüg gezeigt bei's Borsangeln?! Wo is es minschenmäglich, daß so einer regelrechter Nevö is zu unsen ehrwürdigen Herrn Paster! Aberst, paßt Achtung — ich kann auch slecht sein, un hat er mir vor die Welt en Lack anhängt, denn werd ich ihn wieder einen anhängeln und werd über ihn mal liksterwelt so 'ne dämliche Gedichten machen.“

Die in Aussicht gestellten Gedichte sind freilich nicht erschienen; aber lange Jahre hat Suhr dem Dichter gegrollt und nichts mit ihm zu schaffen haben wollen. Noch wichtiger für Reuters Werke ist Suhr als Vorbild für „Unkel Bräsig“, der in der ganzen deutschen Dichtung als unübertroffene humoristische Person dasteht. Seine unvergleichliche Redeweise, ein ergötzliches Gemisch aus Hochdeutsch und Plattdeutsch, das sogenannte „Missingsch“, hat Reuter dem „Köster Suhr“ abgelauscht.

6. Neun Jahre Landmann. Durch des Onkels Vermittlung gelang es, den Vater zu bewegen, daß er endlich seinen Plan, aus Friß einen Rechtsgelehrten zu machen, aufgab und ihn zur Landwirtschaft übergehen ließ. Aber niemand wollte den dreißigjährigen Mann, der bis jetzt nicht viel Gescheites getrieben hatte, als Lehrling aufnehmen. Da bewirkte wiederum der Onkel, daß der Vater ihn in seinem eigenen landwirtschaftlichen Betriebe arbeiten ließ. Indessen, was der Bürgermeister von vornherein befürchtet hatte, traf ein; er und Friß konnten sich nicht vertragen. Der Vater war kurz

angebunden und unfreundlich, und Friß war nachlässig bei der Arbeit und konnte nicht vom Trinken lassen. Beide sprachen kein freundliches Wort mehr miteinander. Was sie einander zu sagen hatten, teilten sie sich brieflich mit. Zuletzt schrieb Friß seinem Vater, daß er nach Amerika wolle und zu diesem Zweck um 400 Taler bitte. Damit wolle er ein für allemal zufrieden sein; hier werde doch nichts mehr aus ihm.

Da nahm sich der Pächter Franz Rust des unglücklichen Reuter an und beschäftigte ihn zwei Jahre lang, von 1842 bis 1844, auf seinem Gut. Hier wurde er mit des Pächters Schwager bekannt, dem trefflichen Friß Peters von Thalberg, der auch Landmann war. Die Bekanntschaft führte zu einer innigen Freundschaft fürs ganze Leben. Bei Peters fand Reuter die freundlichste Aufnahme, als seine Lehrzeit bei Rust im Jahre 1844 abgelaufen war. Im März des nächsten Jahres starb Reuters Vater. Er hatte seinem Sohn testamentarisch 5000 Taler vermacht, aber mit der Bestimmung, daß diese Summe erst dann ausbezahlt werden dürfe, wenn Friß sich vier Jahre lang des Trinkens enthalten habe. Bis dahin solle er nur die Zinsen genießen, und dieser solle er verlustig gehen, wenn er sich inzwischen verheirate. Das war ein harter Schlag für Reuter. Nun war ihm jegliche Hoffnung auf den Erwerb einer Landstelle genommen, und zugleich stand er in Gefahr, die Auserwählte seines Herzens, Luise Kunze, die Tochter eines Predigers, die bei einem Amtsbruder ihres Vaters Erzieherin war, zu verlieren. Seine Befürchtung ging aber, was Luise betrifft, nicht in Erfüllung. Sie entschloß sich, seine Bewerbung anzunehmen. Im Mai 1847 wurde die Verlobung gefeiert. Auf den Erwerb eines Landbesizes mußte er aber verzichten. Seine neunjährige „Stromtid“ (Landmannszeit) war darum scheinbar eine verlorne Lebenszeit, während sie in Wirklichkeit den Stoff lieferte zu dem wertvollsten Werke, das wir seiner Dichtkunst verdanken, nämlich zu dem Roman „Ut mine Stromtid“. 1850 gab Reuter die Landwirtschaft auf und wurde Privatlehrer in Treptow an der Tollense in Vorpommern.

7. In Treptow. Neben Geographie, Geschichte, Zeichnen, Literatur, Deutsch, Mathematik und Englisch trieb er auch Turnen, ein Unterrichtsfach, das bis dahin in Treptow unbekannt war. An Schülern fehlte es ihm nicht, und so wagte

er es, seine Luise im Sommer 1851 als Gattin heimzuführen. Bei den bescheidenen Ansprüchen, die das glückliche Ehepaar ans Leben stellte, reichte das geringe Jahreseinkommen aus, die Kosten des Haushalts zu bestreiten. Bald war ein engerer Freundeskreis gefunden, der durch geistige Anregung und herzliche Freundschaft das Lebensglück erhöhte. Einer der liebsten Freunde war der Justizrat Schröder, der über einen unerschöpflichen Reichtum an lustigen Schnurren („Läuschen“) verfügte, die er mit vielem Humor vorzutragen verstand. Da sagte Reuter, der darin auch Großes leistete, eines Tages zu seiner Frau: „Will doch sehen, Wising, wie sich die Dinger auf dem Papier ausnehmen, und wie sie sich da anhören.“ Und nun fing er an zu schreiben und kleidete die lustigen Geschichten in Gedichtform, und so entstand sein erstes Werk, die im mecklenburger Plattdeutsch geschriebenen „Läuschen un Rimels“. Als er eine größere Zahl fertig hatte und sie den Freunden vorlas, drangen diese auf Veröffentlichung durch den Druck. Es gelang dem Dichter aber nicht, einen Verleger zu finden. Da ließ der Justizrat Schröder ihm 200 Taler, und Reuter ließ das Buch im Selbstverlag erscheinen (1853). Besorgten Blickes schaute Luise in die Zukunft. Würden die zunächst immer „zur Ansicht“ bestellten Bücher auch alle wieder zurückkommen, um ihr Zimmer zu schmücken? 1200 waren gedruckt worden. Vorläufig mußte fleißig gepackt werden, um die einlaufenden Bestellungen pünktlich zu erledigen. Mehrere Einladungen zur Teilnahme an Abendgesellschaften wurden abgelehnt mit der Bemerkung: „Herzlichsten Dank! Ein andres Mal! Wir müssen packen.“

„Laß dich's nicht verdrießen, liebes Wising,“ sagte Reuter; „sollst auch ein neues seidenes Kleid haben!“

In sechs Wochen waren sämtliche Bücher verkauft. „Daran hatten unsere Seelen nicht gedacht. Wir lachten und weinten,“ sagte Luise zu einer Freundin.

Und Reuter sprach: „So, mein Wising, das seidene Kleid nehmen wir vom allerbesten Ende.“

Zwei Jahre später ließ er wieder im Selbstverlag ein Werk erscheinen: „De Reij' nah Bellingen“. Scherzend sagt er im Vorwort: „Wenn in dem ganzen Dinge nichts von Poesie zu finden sein sollte, so soll doch wenigstens auf dem

Titelblatt etwas davon zu lesen sein; ich werde es „poetische Erzählung“ nennen.“

8. **In Neu-Brandenburg.** Bald nachdem „De Reif‘ nah Bellingen“ erschienen war, siedelte Reuter nach Neu-Brandenburg in Mecklenburg-Strelitz über, 1856. Kurz vorher machte er seinen künftigen Mitbürgern in einer Zeitung bekannt, daß er von Ostern an Unterricht in Mathematik, Rechnen und Zeichnen geben wolle. Aus den Erträgen seiner schriftstellerischen Tätigkeit allein konnte er damals noch nicht leben. Und es war gut, daß er sein Lehramt noch nicht aufgab; denn die vier kleinen Lustspiele, die er zunächst schrieb, brachten weder Ehre noch Geld. Zum Dramatiker war er nicht geboren. Auch das Werk, „Kein Hüsung“, das um diese Zeit erschien, und von dem der Dichter einige Jahre vor seinem Tode sagte: „Ich habe dieses Buch mit meinem Herzblut im Interesse der leidenden Menschheit geschrieben; ich halte es für mein bestes,“ fand bei weitem nicht die Aufnahme, die er erwartet hatte. Es fehlt in diesem Werk der köstliche Humor, der sonst seine Dichtungen auszeichnet. „Kein Hüsung“ ist die düsterste unter allen Reuter'schen Dichtungen. Eine sehr freundliche Aufnahme fand dagegen der zweite Band von „Läuschen un Rimels“, der 1858 erschien. Ungleich wertvoller war aber ein Buch, das unter dem Titel: „Olle Kamellen, twei lustige Geschichten“ im folgenden Jahre herauskam. Die erste Geschichte heißt: „Woans ick tau 'ne Fru kamm“ und die zweite: „Ut de Franzosentid“. Klaus Groth, der dieses Buch auf Grund einer längeren Besprechung aufs wärmste empfahl, sagte am Schluß dem Dichter „im Namen aller Plattdeutschen für diese herrliche Gabe den herzlichsten Dank.“ Dadurch legte er einen lindernden Balsam auf die Wunde, die er Reuter durch eine abfällige Beurteilung von „Läuschen un Rimels“ geschlagen hatte. Im Jahre 1862 erschien der II. Band der „Ollen Kamellen“ mit der bereits erwähnten Erzählung „Ut mine Festungstid“ und zu Weihnachten desselben Jahres der III. Band unter dem Titel: „Ut mine Stromtid“, erster Teil. 1863 erschien der zweite und 1864 der dritte Teil. Mit dem dreiteiligen Roman „Ut mine Stromtid“ (Band III—V der „Ollen Kamellen“) hat Reuter den Gipfel seines Dichterruhms erklommen. Das Werk trug seinen Namen

nicht nur durch ganz Deutschland, sondern durch ganz Europa, ja über das Meer nach allen Erdteilen.

9. Bei Eisenach. „Ich setze mich auf den Balkon. Vor mir liegen schöne Gärten und die Stadt Eisenach in dem Tale, rechts Sandhäuser, Gärten und Höhen, links ein wunderschöner Wald, der sich bis zur Wartburg hinaufzieht und mit zwanzig Schritten von uns zu erreichen ist.“ So schrieb Reuter 1863 an einen Freund in Neu-Brandenburg, nachdem er seinen Wohnsitz ins schöne Thüringerland verlegt hatte. Was es heißt, ein berühmter Mann geworden zu sein, wurde ihm in seinem neuen Aufenthaltsort bald klar. Die von ihm gemietete, im Schweizer Stil erbaute Villa lag an der Straße, auf der alljährlich Tausende nach der Wartburg hinaufstiegen. Kein Wunder, daß mancher im Vorbeigehen bei ihm Einkehr hielt. In den ersten vier Monaten besuchten ihn 93 Personen.

Zu Anfang des Jahres 1865 unternahm Reuter mit seiner Luise eine zweimonatige Reise in die alte Heimat nach Mecklenburg, wo er überall mit fürstlichen Ehren empfangen wurde. Mancher wäre um solcher Ehrungen willen hochmütig geworden; Reuter blieb aber für alle alten Freunde der alte Friß. Überschwenglichkeiten strafte er mit Verachtung. Bei seinem Besuch in Wismar kam eine ältere Dame auf ihn zu mit den Worten: „Herr Doktor, Sie stehen für mich über Goethe und Schiller.“ Da sah Reuter sie an und sagte: „So? Na, denn adjus, Madam!“ wandte ihr den Rücken und ließ sie stehen.

1866 erschien der VI. Band der „Ollen Kamellen“, betitelt: „Dörchläuchting.“ In demselben Jahre legte der Dichter den Grundstein zu einer eigenen Villa, die er am 1. April 1868 bezog. Hier haben ihn viele Verehrer besucht und oft gestört und belästigt. Seine fürsorgliche Gattin ließ darum eines Tages bei der Haustür ein Porzellanschild anbringen mit der Aufschrift: „Dr. Friß Reuter. Vormittags nicht zu sprechen.“ über der Haustür aber stand:

„Wenn einer kümmt und tau mi seggt:
 „„Ich mak dat allen Minschen recht,““
 denn segg ick: „„Seiwe Fründ, mit Gunst,
 o lihrn S' mi doch des' swere Kunst!““

Allmählich rückte der Lebensabend für Reuter heran. Zu Anfang des Jahres 1874 stellte sich ein Herzleiden ein, dem ein

lähmender Schlaganfall folgte, so daß er weder stehen noch gehen konnte. Beim wärmenden Frühlingssonnenstrahl ließ er sich in einem Rollstuhl nach dem Garten fahren, wo er, umgeben von Frühlingsblumen, sich der wiederverjüngten Erde freute. Täglich besuchte ihn sein Arzt. Freunde gingen ein und aus, um ihm Gesellschaft zu leisten. Am 9. Juli war er zum letztenmal im Garten. Drei Tage später ging er ein zum ewigen Frieden. Seine irdischen Überreste ruhen auf dem „Neuen Friedhof“ in Eisenach. Auf dem Grabe hat Luise ihrem Fritz ein herrliches Denkmal errichten lassen, das des Dichters Marmorbüste unter einem schützenden Sandsteinbau zeigt. Tausende haben das Grab aufgesucht, und viele haben es mit Blumen geschmückt. Einmal lag auf dem Grabe ein kleiner, einfacher, grüner Kranz mit einem Zettel daran, auf dem geschrieben stand:

„En armen Handwarksburßen is hier wesen,
dei hett dinen Hanne Nüte lesen.“

Dolle zwanzig Jahre hat Luise ihren Gatten überlebt. Sie starb am 9. Juni 1894 und ruht jetzt an seiner Seite.



28. Theodor Fontane.

1819—1898

1. **Im Elternhause.** In der Bilderstadt Neu-Ruppin wurde Theodor Fontane am 30. Dezember 1819 geboren. Sein Vater war Apotheker und stammte aus Frankreich. Die Mutter war, wie der Dichter erzählt, „eine schlanke, zierliche Frau mit schwarzem Haar und hatte Augen wie Kohlen.“ Der Vater litt leider an dem Fehler, daß er mehr ausgab, als er einnahm. Die Mahnung der heiligen Schrift: „Wohltun und mitzuteilen vergesst nicht!“ befolgte er in einem höheren Grade, als seine Vermögensverhältnisse gestatteten. Dazu kam noch eine kostspielige Liebhaberei, nämlich die Anschaffung zweier Luxusperde und eines feinen Wagens. Später erfaßte ihn, um das Maß des Unglücks voll zu machen, auch noch der Spielteufel und zog ihn immer tiefer ins Verderben herab. Vergeblich waren die Warnungen und Bitten der Mutter.

Weder gütliche Vorstellungen noch ernste Auseinandersetzungen brachten ihn zur Einsicht und Umkehr. Nach 7 Jahren mußte er seine Apotheke verkaufen, und das geschah zum Glück mit so großem Gewinn, daß er alle seine Gläubiger befriedigen und sich eine neue Apotheke in Swinemünde wiederkaufen konnte.

Die erste Schule besuchte Theodor in Neu-Ruppin. Sein Lehrer hieß Gerber und war ein freundlicher Mann, der nur selten das tat, was sein Name unartigen Büblein in Aussicht stellte. Unser Dichter, ein begabter Knabe, machte gute Fortschritte, die zum Teil auf die Nachhilfestunden bei seiner strengen, klugen Mutter zurückzuführen waren. Jeden Nachmittag mußte er an ihrem Nähtisch stehen und ihr etwas aus einem Buche vorlesen. Eine neue Welt tat sich ihm in der Seestadt Swinemünde auf. Häufig weilte er am Hasen, um sich von den Matrosen ihre Seeabenteuer erzählen zu lassen. In Swinemünde gab es damals nur eine Schule, die von allen Kindern, reichen sowohl wie armen, besucht wurde. Manche gingen barfuß; andere klapperten in Holzpantoffeln; viele stolzten in zerrissener und beschmutzter Kleidung umher. Solche Schulkameraden ihres Sohnes wollten der feinen Apothekersfrau nicht recht behagen. Sie wußte es durchzusetzen, daß ihr Theodor aus der „Barfüßlerschule“ herausgenommen wurde und nebst den Kindern einiger befreundeter Familien einen Hauslehrer erhielt. Außerhalb der Schulzeit trieb der Knabe mit seinen Altersgenossen allerlei frohe Jugendspiele. In der „Räuberkuhle“ spielten sie „Räuber und Wandersmann“ oder „Indianer“. Die Waffen dazu schnitzten sie sich aus Holz. Auf den Schiffen am Hasen kletterten sie waghalsig die Strickleiter nach dem Mastkorb hinauf, und Theodor stand immer als einer der Kühnsten an der Spitze.

2. Bei Onkel August. Da Theodor nach dem Wunsche der Eltern auch Apotheker werden sollte, so kam er zu seiner weiteren Ausbildung auf eine Realschule in Berlin und wohnte dort bei seinem Onkel August, einem frohsinnigen Herrn, den er gern leiden mochte, weil er immer „so wundervolle Berliner Geschichten erzählen konnte.“ Leider war Onkel August zu gutmütig und schwach, um den lebhaftesten Knaben, wie es nötig war, unter strenger Aufsicht zu halten. In

Theodor gewann die Lust zum Spielen und Herumstreichen die Oberhand. Tagelang schwänzte er die Schule. In seinem Buche „Von zwanzig bis dreißig“ erzählt er später: „Zuerst versäumte ich nur Donnerstags die erste Stunde, weil mich der weite botanische Ausflug, den wir regelmäßig Mittwochs machten, bei meinem weiten Schulwege so ermüdete, daß ich am andern Morgen keine Lust zur Schule hatte. Aber wie der Löwe, wenn er erst Blut geleckt hat, nicht innehält, so war auch mir bald die Stunde von 8—9 viel zu wenig, und binnen kurzem hatte ich es dahin gebracht, mich halbe Wochen lang in und außerhalb der Stadt herumzutreiben.“ Nachmittags besuchte er oft in dieser Zeit des Schwänzens eine Konditorei, wo er in verschiedenen Zeitschriften Erzählungen, Aufsätze und Gedichte las. „Überblicke ich,“ fährt er fort, „noch einmal jene Tage, die nicht bloß Bummeltage, sondern Tage voll Lug und Trug waren, so schrecke ich bei diesem Rückblick einigermaßen zusammen, ähnlich jenem Reiter über den Bodensee, dem sein gefährlicher Ritt erst klar wurde, nachdem alle Gefahr hinter ihm lag.)* Ich erschrecke davor, sage ich, und bitte meine jungen Leser, es mir nicht nachmachen zu wollen. Eine Gefahr war es, und sie läuft nicht immer so gnädig ab.“

Für Fontane lief die Gefahr zum Glück noch gnädig ab. Als seine Schulschwänzereien an den Tag kamen und er kürzer am Zügel gehalten wurde, fand er den rechten Weg wieder, arbeitete treu und gewissenhaft und trat wohl vorbereitet in den ihm bestimmten Beruf ein.

3. In der Apotheke. Ostern 1836 wurde er Lehrling beim Apotheker Rose in Berlin. Lieber hätte er studiert, mußte aber darauf verzichten, da seine Eltern nicht in der Lage waren, ihm die zum Studium erforderlichen Mittel zu geben. In seinen freien Stunden las er mit Eifer schöngeistige Bücher, die er sich im Hause seines Lehrherrn zu verschaffen wußte. Durch sie wurde er zu eigenen dichterischen Versuchen angeregt. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt in Berlin ging er auf zwei Jahre nach Leipzig und Dresden und kehrte darauf wieder nach Berlin zurück. Hier trug er zunächst ein Jahr des Königs Rock und wurde in der Zeit Mitglied einer Dichter-

*) „Der Reiter und der Bodensee.“ Gustav Schwab.

gesellschaft, die sich „Tunnel über der Spree“ nannte. Diesem Verein gehörte er ein volles Jahrzehnt an und fand in dem Umgang mit den gleichstrebenden, geistreichen Freunden die förderksamste Anregung zu neuem poetischen Schaffen. Manche Mitglieder der Vereinigung nahmen in ihrem späteren Leben bedeutende Stellungen ein. Mühlner und Dr. Friedberg wurden Minister, Dr. Bormann Provinzialschulrat, Dr. Löwenstein Herausgeber des „Kladderadatsch“, Emanuel Geibel, Theodor Storm, Chr. Fr. Scherenberg, Georg Hesekeel, Heinrich Seidel, Felix Dahn und Paul Henze namhafte Dichter und Adolf Menzel einer der berühmtesten Maler. Jede Zusammenkunft wurde mit der Verlesung des Protokolls der vorigen Sitzung eröffnet. Dann folgte die Frage: „Sind Späne da?“ Damit waren neue Arbeiten, in erster Linie Gedichte, gemeint. Der Verfasser setzte sich an einen mit zwei Lichtern versehenen Tisch und las seine Arbeit vor, die darauf einer strengen Beurteilung unterzogen wurde. Bei der Abstimmung kamen nur vier Zeugnisse in Betracht: sehr gut, gut, schlecht und verfehlt.

Unserm Fontane wurde in der ersten Zeit manches Gedicht verworfen. Das spornte an zum Bessermachen. Ungeteiltes Lob fand sein schönes Gedicht „Der alte Zieten“. „Die glücklichste Stunde war,“ sagt Fontane, „als ich meinen „Archibald Douglas“ vortragen durfte. Der Jubel war groß.“ Diese Ballade ist in der Tat eine köstliche Perle deutscher Dichtkunst. Karl Löwes herrliche Komposition hat ihr Unsterblichkeitswert verliehen. Wem schläge das Herz nicht höher bei den beiden innigen Schlußstrophen:

„Nimm's hin,*) nimm's hin und trag es neu
und bewache mir meine Ruh!
Der ist in tiefster Seele treu,
wer die Heimat liebt wie du.

Zu Roß, wir reiten nach Linlithgow,
und du reitest an meiner Seit!
Da wollen wir fischen und jagen froh
als wie in alter Zeit.“

Eine große Zahl seiner Balladen stammt aus jener Zeit des „Tunnels über der Spree“. Zu den besten Erzeugnissen seiner

*) Des Königs Schwert.

später veröffentlichten Gedichtsammlung gehören außer den soeben genannten: „Guter Rat.“ „Frühling.“ „Gorm Grymme.“ „Don der schönen Rosamunde.“ „Die Brück' am Tan.“ „John Maynard.“ „Der Tag von Hemmingstedt.“ „Der 6. November 1632.“ „Schloß Eger.“ „Der Tag von Düppel.“ „Jung Bismarck.“ „Wo Bismarck liegen soll.“ „Kaiser Friedrich III. 1. Letzte Fahrt. 2. Letzte Begegnung. 3. Grabchrift.“ „Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland.“ „König Johann und der Bischof von Canterbury.“ Verschiedene dieser Gedichte haben sich bereits Bürgerrecht in unsern Lesebüchern erworben. „Guter Rat“ leitet die Gedichtsammlung ein. Das tiefempfundene Lied lautet:

1. An einem Sommermorgen
da nimm den Wanderstab,
es fallen deine Sorgen
wie Nebel von dir ab!

2. Des Himmels heitre Bläue
lacht dir ins Herz hinein
und schließt, wie Gottes Treue,
mit seinem Dach dich ein.

3. Rings Blüten nur und Triebe
und Halme von Segen schwer,
dir ist, als zöge die Liebe
des Weges nebenher.

4. So heimisch alles klinget
als wie im Vaterhaus,
und über die Lerchen schwinget
die Seele sich hinaus.

4. Schriftsteller und Dichter. Je häufiger Fontane seine Dichterharfe erklingen ließ, desto unbezwingbarer erwachte in ihm die Neigung zu schriftstellerischer Betätigung, und desto unbefriedigter fühlte er sich in seinem Apothekerberuf. Im Jahre 1849 faßte er, 30 Jahre alt, den kühnen Entschluß, „den ganzen Kram an den Nagel zu hängen und sich auf jede Gefahr hin auf die eigenen zwei Beine zu stellen“. Anfangs brachte die Federarbeit ihm nur wenig ein; aber durch die Unterstützung eines Tunnelfreundes gelang es ihm, einen Posten in der Presseabteilung des preuß. Staatsministeriums zu erhalten,

und nun wagte er es, seine Braut Emilie Kummer, mit der er seit fünf Jahren verlobt war, als Gattin heimzuführen, 1850. Wenn auch die Stellung in der Presseabteilung nur von kurzer Dauer war, so behielt doch die preußische Regierung ihren Mitarbeiter im Auge und beschäftigte ihn anderweitig. In ihrem Auftrage reiste er 1852 nach England, um von da aus Berichte für eine deutsch-englische Zeitung zu schreiben. Acht volle Jahre weilte er in der Fremde und lernte in der Zeit Land und Leute genau kennen. Das beweist eine große Zahl seiner Gedichte, deren Schauplatz England und Schottland sind, und verschiedene Bücher, in denen er seine gewonnenen Anschauungen und Erlebnisse niedergelegt hat. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1860 wurde er Schriftleiter der in Berlin erscheinenden „Kreuzzeitung“ und blieb in dieser Stellung bis zum Jahre 1870. Während der Zeit durchwanderte er Brandenburg von einem Ende bis zum andern. Mit unermüdlichem Forschersinn durchsuchte er Aktenchränke und vergilbte Papiere. Überall machte er Aufzeichnungen. Manche wertvolle geschichtliche Mitteilung verdankte er alten Leuten, deren Erzählungen er lauschte. Er machte es wie die beiden Brüder Grimm, die sich von alten Leuten, besonders alten Frauen, Märchen erzählen ließen. So entstand im Laufe der Zeit aus Fontanes Feder das vierbändige Werk: „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, das uns anmutet, „wie der Feldblumenstrauch eines Spaziergängers“. Paul Heyse sagt:

„Das Land, mit dem verwöhnte Touristen
wohl nichts anzufangen wüßten;
doch hastet des Dichters Auge dran,
fängt alles zu leben, zu leuchten an.“

An den drei großen Feldzügen von 1864, 1866 und 1870/71 nahm er als Berichterstatter teil und schilderte in drei Kriegsbüchern seine Erlebnisse. Im Kriege von 1870/71 geriet er sogar auf zwei Monate in die Gefangenschaft der Franzosen (Oktober und November 1870). Seine Freilassung verdankte er Bismarck, der der französischen Regierung sagen ließ, wenn sie den Dichter nicht sofort auf freien Fuß setze, dann würden verschiedene Franzosen in ähnlicher Lebensstellung wie Fontane in Frankreich verhaftet und nach Deutsch-

land geschickt werden. Das half. In dem Büchlein „Kriegs-gefangen“ schildert Fontane die Zeit seiner Gefangenschaft.

1870 gab er seine Stellung an der „Kreuzzeitung“ auf und lebte nur der Dichtkunst. Als Nebenbeschäftigung schrieb er zwei Jahrzehnte hindurch Theaterberichte für die „Dossische Zeitung“ in Berlin. 1878 erschien sein erster Roman „Vor dem Sturm“, dem in kurzen Zwischenräumen noch mancher mehr folgte. Beachtenswert ist dabei der Umstand, daß seine Romane bei zunehmendem Alter nicht an Wert abnahmen, sondern den Dichter auf eine immer wachsende Künstlerhöhe stellten. Wie ein Ungeschwächter ist er am 20. September 1898 unerwartet und schmerzlos aus dem Leben geschieden. Seine Geistesfrische behielt er bis zum letzten Tage.



29. Klaus Groth.

1819—1899.

1. **Im Elternhause.** „Klaas, kumm gau! ¹ Wie möt to Feld!“ rief der Müller und Landmann Groth in Heide (in Dithmarschen) seinem zwölfjährigen Sohne zu, der in der Stube saß und sich in ein Buch vertieft hatte.

Klaus erhob sich und sagte seufzend zu seiner Mutter: „Ach, all wedder! Ick mutt doch ok jeden Dag mit herut! To't Lesen kam ik rein gar nich mehr. Wenn de Arntied ² doch man erst toenn weer!“

Es war so, wie Klaus sagte. In seiner schulfreien Zeit wurde er von dem äußerst strebsamen Vater bald in den Garten und bald aufs Feld geschickt. Müßiggänger mochte der alte Groth nicht um sich haben. Ein Leben ohne Arbeit war für ihn kein Leben, und das, was Klaus am liebsten tat, nämlich in Büchern lesen, um recht viel zu lernen, sah er nicht als eine Arbeit an.

Die Mutter würde ihres Sohnes leidenschaftliche Neigung zum Lesen und Lernen gern genährt haben, wenn der Vater sie

¹ geschwind, ² Erntezeit.

nicht daran gehindert hätte. „Lat em man buten arbeiden!“ sagte er. „Wenn de Winter kummt, kann he inne Stuv sitten un Böker lesen.“

Die Beschäftigung auf dem Felde, die Klaus in Gemeinschaft mit dem Vater und dem Großvater zu treiben hatte, führte ihn mit der Natur zusammen. Der Vater und der Großvater waren große Naturfreunde, die unter den Tieren, Pflanzen und Steinen auf dem Felde gut Bescheid wußten und die Fragen des wißbegierigen, aufgeweckten Knaben gern beantworteten. Mit lebhafter Teilnahme beobachtete dieser überall auf Feld und Flur, auf Moor und Heide das ihm entgegentretende Leben in der Natur, so daß er in späteren Jahren, als er ein eifriger Naturforscher wurde, die meisten heimatischen Tiere, Pflanzen und Mineralien schon kannte.

Bei der Feldarbeit nahmen der Vater und der Großvater auch oft Gelegenheit, den Knaben auf die geschichtlich denkwürdigen Orte des Dithmarscherlandes, die um Heide herum liegen, aufmerksam zu machen. Sie erzählten ihm von Heinrich von Zütphen, der am 11. Dezember 1524 auf dem Mönchenberg bei Heide den Märtyrertod gestorben war, und von der berühmten Schlacht bei Hemmingstedt (1500), in der Reimer von Wiemerstedt den stolzen und übermütigen Junker Slenz erschlagen hatte. So wurde schon frühzeitig in dem Knaben das Interesse an der heimatischen Geschichte und das Bewußtsein geweckt, einem tapferen, freiheitliebenden Volksstamme anzugehören, wovon die in späteren Jahren entstandenen Gedichte geschichtlichen Inhalts unter der Überschrift „Ut de ol Krönk“¹ Kunde geben.

Es ist selbstverständlich, daß in einem Hause, das von so fleißigen, arbeitstüchtigen Leuten bewohnt wurde, des Lebens Not nicht an die Tür pochte. „Wie weern keen arme Lüüd,“ erzählt der Dichter von seinen Eltern. „Arme Lüüd wahn' duzendwiß' um uns herum un thern² von uns und nähren³ von uns. Wie harrn Land un Köh, Garn un Obst, Höhner, Aanten⁴ un Duben⁵. Wat wie eten, bu'n wie sülwst; Törf graben wie op uns egen Moor. As Börgerlüüd harrn wi äwerflot. Ik heff noch selten in min Leben so'n schöne, söte un sure Melk,

¹ Chronik, dithmarsische Geschichte, ² zehrten, ³ nährten sich, ⁴ Enten, ⁵ Tauben.

egen makte Botter, Arsen¹ un Bohnen uten Garn, Kantüffeln op egen Land, Appeln un Bern, Plumm,² Kirschen un Stachelbein³ eten oder Rosen un Aurikeln rükt as domals.“

2. **In der Schule.** Ostern 1825, als Klaus sechs Jahre alt war — er ist geboren am 24. April 1819 — kam er in die Volksschule. Im Lesen, Schreiben und Rechnen hatte der Großvater ihn bereits unterrichtet, so daß er von vornherein seinen Altersgenossen weit überlegen war. Unvergeßlich blieb ihm der Eindruck, den er in der ersten Zeit vom Leben in der Schule empfing. Über seinen ersten Lehrer erzählt er: „Wat weer't en häßlichen Mann! Pockennaren⁴ int Gesicht, as harr de Düwel dor Arsen op dösch⁵ — so sän de Lüüd' — awer wa weer't allens schön un merkwürdig, wat de Mann sä! So wat harr min junge Kinnerseel bet darhin nich röhr⁶. Wat wuß de to vertellen! Wa schön muß de Welt sin, wo dat all darin wer! Wo harr he dat allens her? Un he sä dat: ute Böker. He wis' se uns und sä, dar weern de Schätze in, un de weern vār jedereen, de de Mōg ni spar. De kunn jedereen recken, arm un rik, he schull blot tolangen. Ei, wa lehr ik nu, dat dat gung as en Spillwark,⁶ reken un schriben un lesen, un all, wat de ol pockennarige Mann verlangn much! Wa war he mi leef mit allens, wat to em hör! De dumpige⁷ Scholgeruch rük mi fast schöner as de Blomgeruch in Garn.“

Bei der ungewöhnlichen Begabung und dem anhaltenden Fleiße des Knaben war es nicht verwunderlich, daß er sich in den einzelnen Klassen immer bald den ersten Platz errungen hatte. Seine Lieblingsfächer, in denen er Hervorragendes leistete, waren deutsche Sprache, Rechnen und Geschichte. „Lehrer un Prest⁸er läben⁹ mi. Ik hör, wa ma sä, dat dar wat Besunners ut mi warn kunn; ik seeg, wa man op mi wis', wenn Besök vun Herrn inne Schol keem; ik dach an Prest⁸er oder Lehrer warn, Avkat oder sinsliken. Oh, wat en schöne Tid! Lust harr ik, as man seggt, to niz, as na Schol to gahn, un ik weer en so düchdigen Rekenmeister, dat ik al domals de Dag utrekent harr, de dar noch na weern vun de Tid, wovun ol Lüüd sän, dat se de beste inn Leben weer, un ik glōv⁹

¹ Erbsen, ² Pflaumen, ³ Stachelbeeren, ⁴ Pockennarben, ⁵ gedroschen, ⁶ Spielerei, ⁷ dumpfe, ⁸ lobten, ⁹ glaubte.

dat und tell¹ den Dag af, wenn ik ut de Schol keem. Dår mi weern Tid un Böker genog west, um't Glück vullständi to maken.“

3. Beim Kirchspielvogt. Wenig froh sah unser Dichter daher dem Konfirmationstage entgegen, der ihm Ostern 1834 bevorstand. Ganz unerwartet sollte sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung gehen. Kurz vor der Konfirmation fand sich der alte Rechenmeister Bakker bei den Eltern ein und fragte vor, ob sie geneigt seien, ihren Sohn nach der Konfirmation Schreiber beim Kirchspielvogt in Heide werden zu lassen. „Da weer mi to Mot,“ erzählt Groth später, „as weer mi de Dör to den Glückstempel wit apen makt. Ik war vel Tid hebbn, wat to lehrn, harr de Rekenmeister segt, un ik wuß, dat dat anner to kriegen weer, wat dorto hör: vel Böker. Min leev Moder kündig mi de Nahfrag an; er stunn dabi de Freudentran' in de Ogen. Min ernsthaften Vader harr dar niß gegen.“

Wie der berühmte Schleswig-holsteinische Dichter Hebbel (1813—1863) sechs Jahre früher Schreiber beim Kirchspielvogt in Wesselburen geworden war, so wurde Groth jetzt Schreiber beim Kirchspielvogt Dührsen in Heide. Und nun brach eine arbeitsreiche Zeit für ihn an. In seines Herrn Schreibstube gab es freilich nicht allzu viel für ihn zu tun; desto mehr Zeit konnte er darum auf seine weitere Fortbildung verwenden. Wo er konnte, suchte er die Lücken in seinem Wissen und Können auszufüllen. Alle Bücher, die aufzutreiben waren, wurden gelesen. Der Propst Schetelig machte ihn und sechs andere Schreiber mit den Werken unserer klassischen Dichter bekannt. Zur Dervollkommnung in der Schriftsprache trieb Groth eifrig deutsche Sprachlehre und Rechtschreibung. Ein jüngerer Lehrer führte ihn in die dänische Sprache ein, da diese Sprache von jedem Beamten, der vorwärts wollte, verlangt wurde; denn Schleswig-Holstein stand damals unter dänischer Herrschaft. „Ik lehr, wat ik lehrn kunn,“ erzählt Groth. „Ik pick mi vun fremde Spraken up, vun Engelsch un Französch, wo en Korn darvun verstreit leeg, un ik acht keen Mög, mi dår Böker dårtoarbeiten, bargenwiß' ² dår alle, de mi inne Hand keem.“

¹ zählte, ² haufenweise.

Da Groth schon als Knabe eine große Vorliebe für Musik gehabt hatte, so schaffte er sich, angeregt durch einige des Spielens kundige Schreiber, ein altes Klavier an, das er selbst reparierte, mit Saiten bezog und stimmte. Mit ausdauerndem Fleiße trieb er jetzt Musik, und nach einigen Wochen konnte er schon einige leichtere Stücke spielen. Er kannte nur eine Leidenschaft: lernen, immer mehr lernen! Da das Elternhaus in der Nähe der Kirchspielvogtei lag, so ließ er sich im Sommer von seinem einige Jahre jüngeren Bruder **J o h a n n**, wenn der um 4 Uhr morgens sein Tagewerk begann, wecken, und von dieser Zeit an hat die Sonne ihn zwanzig Jahre hintereinander selten im Bett zu sehen bekommen.

4. Auf dem Seminar in Tondern. Sein Aufenthalt beim Kirchspielvogt in Heide währte reichlich drei Jahre. Darauf begab er sich, 19 Jahre alt, auf das Seminar in Tondern, um sich dort auf den Beruf eines Volksschullehrers vorzubereiten. Die Laufbahn eines Beamten, wie er sie in seiner Stellung als Schreiber kennen gelernt hatte, sagte ihm auf die Dauer nicht zu. Es war zuviel geistlose Arbeit damit verknüpft, die seinem unstillbaren Wissensdrange hindernd im Wege stand. Wenn sein Wille allein maßgebend gewesen wäre, dann hätte er es wohl wie sein reichlich 40 Jahre älterer Landsmann Klaus Harms (berühmter Prediger in Kiel) gemacht, der in seinem zwanzigsten Lebensjahre als Knecht seinen Dienst bei einem Bauer aufgab und aufs Meldorfer Gymnasium ging.

In Tondern wirkten, als Groth ins Seminar eintrat, zwei tüchtige Lehrer, Direktor Professor Bahnsen und Seminarlehrer Diekmann, die aber einen so ungewöhnlich strebsamen Jüngling wie Groth nicht nach allen Richtungen hin befriedigen konnten. Neben den regelmäßig zu erledigenden Klassenarbeiten widmete er sich mit rastlosem Fleiße umfangreichen Privatstudien. In Verbindung mit einigen jungen Leuten, die bereits die Prima eines Gymnasiums besucht hatten, trieb er Latein, Französisch und Schwedisch, und später kamen noch Italienisch und Altdeutsch dazu. Zu diesen Freunden und Arbeitsgenossen gehörte auch der Seminarist Leonhard Selle, der früher Gymnasiast gewesen war und sich durch hervorragende musikalische Begabung auszeichnete. Ihm verdankt Groth eine wesentliche Förderung seiner musikalischen Bildung. An den

Freuden der Jugend, die einem Jüngling von Groths' Alter gemeinlich zu winken pflegen, hat er selten teilgenommen. Dazu hatte er bei seinem ernstesten Arbeitstrieb keine Zeit.

Nach dreijährigem Aufenthalt verließ er das Seminar mit dem nächstbesten Zeugnis, dem 2. Charakter mit sehr rühmlicher Auszeichnung. Seine Studiengenossen hatten auf den 1. Charakter für ihn gehofft. Bei seinem übergroßen Bildungsdrange liegt aber die Vermutung nahe, daß er nicht nach jeder Seite hin ein sogenannter Musterschüler sein konnte.

5. Mädchenlehrer in der Heide. Groth wurde jetzt Mädchenlehrer in seiner Vaterstadt Heide. Ein damals in der Nähe von Heide angestellter Amtsgenosse schreibt: „Als Lehrer war Groth bedeutend und seiner Zeit vorausgeeilt. Es war eine Freude, einer Unterrichtsstunde in seiner Klasse beizuwohnen. Die Schüler hörten mit gespannter Aufmerksamkeit auf das Wort des Lehrers und gaben sich ganz dem Unterricht hin.“ Neben seiner anstrengenden Lehrtätigkeit fand er noch Zeit, sich in umfassender Weise der Mathematik und der Naturwissenschaft zu widmen. Einen bessern Kenner der dithmarsischen Tier- und Pflanzenwelt als ihn gab es nicht. Mit dem Studenten Heinrich Petersen versenkte er sich in die Astronomie; mit dem jungen Pastor Koopmann, dem spätern Landesbischof, trieb er Latein und Philosophie und lag daneben mit besonderer Vorliebe sprachlichen und literarischen Studien ob. Aber auch den Pflichten, die das bürgerliche Leben an ihn stellte, entzog er sich nicht. Manchen Vortrag und manche Festrede hat er gehalten.

Zuletzt überstieg aber doch die Arbeitslast seine Arbeitskraft. Im Sommer des Jahres 1847 brach er zusammen, gab das Lehramt auf und reiste zu seinem Freunde Leonhard Selle, der in Landkirchen auf der Insel Fehmarn Organist war. Auf der Reise erkrankte er sehr schwer in Preetz. Erst nach vier Wochen konnte er die Reise fortsetzen, um in ländlicher Stille auf Fehmarn seine Genesung abzuwarten.

6. Beim Freunde auf Fehmarn. Groth stand jetzt am Wendepunkte seines Lebens. Die lange Leidenszeit auf der Insel, die ungefähr 6 Jahre währte, machte ihn zum *D i c h t e r*. Es erwachte in dem von Schmerzen geplagten Manne die Sehnsucht nach Hause, nach den frohen Tagen seiner Kindheit, und je

sonniger das Bild der fernen Heimat in ihm aufstieg, desto mehr drängte es nach poetischer Gestaltung, und so entstanden nach und nach die einzigartigen, herrlichen Lieder, die er im November 1852 unter dem Titel „Quickborn“ (d. h. lebendiger Born, Jungbrunnen) erscheinen ließ. Spätere Auflagen sind durch einige neu aufgenommene Lieder etwas erweitert worden. Der „Quickborn“ ist Groths Hauptwerk und wird seinen Namen für immer gegen Vergessenheit schützen. Der Dichter schrieb seine Lieder in plattdeutscher Sprache, die damals bei den Gebildeten nicht in hohem Ansehen stand. Er zeigte aber, über welchen Reichtum an Tiefe und Innigkeit die plattdeutsche Sprache verfügt, wenn ein Meister die ungeahnten Schätze zu heben versteht, und in diesem Streben hat Fritz Reuter ihn bald darauf kräftig unterstützt. Fast alle Lieder im „Quickborn“ wurzeln im heimatlichen Boden des Dichters und sind daher ein treues Spiegelbild des dithmarsischen Volks- und Naturlebens.

Wie hoch Groth seine plattdeutsche Muttersprache schätzte, geht aus dem ersten Liede des „Quickborn“ hervor.

Min Modersprak.

1. Min Modersprak, wa klingst du schön!
Wa büst du mi vertrut!
Weer ok min Hart as Stahl un Steen,
du drevst den Stolt herut.
2. Du bögst min stive Nack so licht
as Moder mit ern Arm,
du sichelst¹ mi umt Angesicht,
un still is alle Larm.
3. Jk föhl mi as en lüttjet Kind,
de ganze Welt is weg.
Du pust mi as en Döhrjahrswind²
de kranke Boß³ torecht.
4. Min Obbe⁴ solt mi noch de Hann'
un seggt to mi: „Tu be!“⁵
Un „Daderunser“ fang ik an,
as ik wul fröher de.⁶

¹ streichelst, ² Frühlingswind, ³ Brust, ⁴ Großvater, ⁵ bete,
⁶ tat.

5. Un söhl so deep, dat ward verstan,
so sprickt dat Hart sik ut,
un Rau¹ vunn Himmel weih^t mi an
un allns is wedder gut!
6. Min Modersprak, so slicht un recht,
du ole frame² Red!
Wenn blot en Mund „min Dader“ seggt,
so kling^t mi't as en Bed.³
7. So herrli kling^t mi keen Musik
un sing^t keen Nachtigal;
mi lopt je glik in Ogenblick
de hellen Tran hendal.

Der wehmutsvollen Erinnerung an seine schöne Jugendzeit verleih^t der Dichter einen ergreifenden Ausdruck in dem zweiten Liede des „Quickborn“.

Min Jehann.

(Des Dichters Bruder.)

1. Ik wull, wi weern noch kleen, Jehann,
do weer de Welt so grot!
Wi seten op den Steen, Jehann,
weest noch? bi Nawers⁴ Sot.⁵
An Heben⁶ seil⁷ de stille Maan;
wi segen, wa he leep,
un snacken, wa de Himmel hoch
un wa de Sot wul deep.
2. Weest noch, wa still dat weer, Jehann?
Dar röhr⁸ keen Blatt an Bom.
So is dat nu ni mehr, Jehann,
as höchstens noch in Drom.⁹
Och ne, wenn do de Scheper¹⁰ sung,
alleen int wide Feld:
ni wahr, Jehann? dat weer en Ton!
de eenzige op de Welt.
3. Mitünner inne Schlummerntid,¹¹
denn ward mi so to Mot,
denn löppt mi't langs den Rügg so hitt
as domals bi den Sot.

¹ Ruhe, ² fromme, ³ Bitte, ⁴ Nachbars, ⁵ Brunnen, ⁶ Himmel,
⁷ segelte, ⁸ rührte sich, ⁹ Traum, ¹⁰ Schäfer, ¹¹ Dämmerungszeit.

Denn dreih ik mi so hasti um,
 as weer ik nich alleen:
 doch allens, wat ich finn, Jehann,
 dat is — ik sta un ween.

Obwohl Groth um seiner Genesung willen nach Fehmarn gereist war und sich auf dringliches Anraten der Ärzte aller aufreibenden Studien enthalten sollte, so konnte sein nie rastender Geist doch nicht ohne Beschäftigung bleiben. Theils arbeitete er in Gemeinschaft mit seinem Freunde Selle, theils allein. „Was ich damals alles in fünf Jahren gelesen habe,“ berichtet er, „das würden wohl vier Pferde nicht ziehen können.“

Im Frühjahr 1853 verließ er Fehmarn, um sich nach Kiel zu begeben. Sein Bruder Johann begleitete ihn. Unterwegs wurde er aber in Lütjenburg von einer tödlichen Krankheit ergriffen, die ihn zu einem längeren Aufenthalt in dieser Stadt zwang. Johann blieb als treuer Krankenpfleger bei ihm. Erst Ende August konnte die Reise fortgesetzt werden.

7. Professor in Kiel. Von nun an hat Groth mit kurzen Unterbrechungen, die durch Reisen zur Stärkung seiner angegriffenen Gesundheit veranlaßt wurden, und auf denen er manchen berühmten Mann kennen lernte, seinen dauernden Wohnsitz in Kiel gehabt. Zu den Freunden, denen er sich hier inniger anschloß, gehört besonders der Universitätsprofessor Karl Müllenhoff, der viel für die Verbreitung des „Quickborn“ getan hat.

Als Müllenhoff im Jahre 1858 einen Ruf nach Berlin erhielt, wurde Groth Privatdozent an der Kieler Universität. Im nächsten Jahre führte er Doris Finke, die Tochter eines Kaufmannes aus Bremen, als Gattin heim. Das glückliche Zusammenleben mit ihr wurde für ihn ein Quell neuer Lebens- und Schaffensfreude. Der Ehe entsprossen vier Söhne, von denen aber nur zwei den Vater überlebt haben. Die Mutter starb 1877.

Im Jahre 1866 verschaffte Gablenz, der Statthalter von Holstein, Groth die Stelle eines Professors an der Kieler Universität mit einem Gehalte von 1200 Mark, das der preussische Kultusminister Dr. Falk im Jahre 1872 verdoppelte. 1875 erhielt er für seine dichterischen Leistungen, namentlich

für seinen herrlichen „Quickborn“, den Goethe-Preis im Betrage von 3000 Mark, und 1889 verlieh ihm Kaiser Wilhelm II. den Schiller-Preis, der seit sechs Jahren keinem Dichter hatte zuerkannt werden können. Über diese beiden Ehrungen hat Groth sich sehr gefreut.

Trotz der schweren Krankheiten, von denen Groth heim-
gesucht wurde, erreichte er ein hohes Alter. Er starb am 1. Juni 1899 an den Folgen der Influenza (Rippenfell- und Lungenentzündung), nachdem er kurz vorher am 24. April bei Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres aus allen Kreisen der Bevölkerung, von nah und fern (sogar aus Amerika), erhebende Kundgebungen von Verehrung und Anerkennung hatte entgegennehmen dürfen. Am 5. Juni versammelte sich eine nach Hunderten zählende Menge bei dem am Schwanenwege in Kiel freundlich gelegenen, im sommerlichen Blütenschmuck prangenden Dichterheim, um dem großen Toten die letzte Ehre zu erweisen. Der Kaiser ließ sich durch den Oberpräsidenten der Provinz vertreten.

Es war jetzt in Erfüllung gegangen, was der Dichter im Jahre 1882 in seinem tiefempfundenen Gedicht „Min Port“ *) gesungen hatte, wo es am Schlusse heißt:

„Un wenn de Port tolezt mal knarrt,
denn is't, wenn man mi rutdregen ward.
Un denn vār en annern geit se as nu,
un he röppt to en anner, wenn se geit: „„Dat büst du!““
Un de hier plant hett un sett de Port,
em drogen se rut an en stillen Ort.“

*) Gemeint ist die Gartenpforte, durch die man gehen mußte, wenn man den Dichter besuchen wollte, und die ihm durch ihr Knarren und Klappern verriet, daß jemand komme. Es heißt daher im Gedicht:

„Dar gung'n, de mi leef weern, ut un in:
de Fru, de Kinner, Verwandte un Frünn.
Wa oft, wenn se klapp, dat ik dacht: „„Wat nu?““
so keem en Gesicht, dat ik reep: „„Dat büst du!““



30. Detlev von Liliencron.

1844—1909.

1. **Kindheitsjahre.** „Geboren bin ich zu Kiel am 3. Juni 1844. Meine Geschwister haben früh die Händchen in ihren Särgen falten müssen. Meine verstorbene Mutter Adeline Sylvestra, geborene v. Harten, fand ihre Wiege in Philadelphia. Dort stand mein Großvater als amerikanischer General. Er war, wenn auch über die Hälfte an Lebensjahren jünger, einer der letzten, innigeren Freunde des großen Washington.“

Meine Knabenjahre sind einsam gegangen. Dazu kam die Dänenzeit. Diese allein war ein besonderer Druck auf allen. Von meinen Hauslehrern und von der Gelehrtenschule brachte ich wenig mit. Nur Geschichte hat mich bis zum heutigen Tage immer gleich mit schlagendem Herzen festgehalten. Die Mathematik, „die Schleifmühle des Kopfes“, die mir auch bis zur Stunde eine mit tausend Schlüsseln verschlossene Tür ist, hat mir die schwersten Zeiten meines Daseins verursacht.

Meine Untätigkeit brachte mir die entsprechenden Früchte. Nachhilfestunden waren die Folge. Aber dann war ich frei und

schärfste herangenommenen Pflichtgefühl, mit deiner strengen Selbstzucht!“

Wenn jemand mit Lust und Liebe Soldat gewesen ist, dann war es Liliencron. „Ich bin es leidenschaftlich bis heute,“ schreibt er in seiner Novelle „Eine Sommerschlacht“. „Besonders hat mir das Zigeunerleben in den Kriegen gefallen. Und ich wüßte auch nicht einen Tag, wenn wir im Felde standen, daß ich mich zurückgesehnt hätte zu Frieden und Ruh.“

Im Kriege von 1866 wurde er am 28. Juni bei Nachod am Unterleib verwundet. Wahrscheinlich würde die feindliche Kugel ihn getötet haben, wenn nicht das Wehrgehenk den Anprall stark abgeschwächt hätte. Ein österreichischer Offizier hatte den Schuß auf ihn abgefeuert und wurde dafür von dem Sergeanten Nimphius, der an Liliencrons Seite kämpfte, mit dem Bajonett durchbohrt.

Im Deutsch-Französischen Kriege kämpfte Liliencron auch mit bei Metz. Auf 800 Schritt Entfernung schoß er eine Kugel ab nach dem feindlichen Marschall Bazaine, aber ohne ihn zu verwunden. Dieser zog lächelnd sein Käppi vom Kopfe und dankte für den freundlichen Gruß.

Zwei feige deutsche Soldaten, die sich versteckt hatten, zog Liliencron aus ihrem Schlupfwinkel hervor und übte mit ihnen zur Strafe im vollen Kugelregen „Präsentiert das Gewehr!“

Über seine Erlebnisse im Kriege führte er ein Tagebuch. Dort lesen wir auch, wie er am 8. Oktober 1870 verwundet wurde. Den Vorgang schildert er mit folgenden Worten: „Abends sieben Uhr erhielt unsere Brigade den Befehl, St. Remy und Schloß Ladonchamps anzugreifen und zu nehmen, das die Franzosen der Landwehr abgenommen hatten. Wir traten an und gingen in Kompagnie-Kolonnen vor. Es war so dunkel geworden, daß wir fast nichts mehr sehen konnten. Die schwarzen, geordneten und, so gut es ging, gerichteten Massen marschierten nebeneinander über das leere, weite Feld. Es war grabesstill. Kein Laut, kein Kommando durfte hörbar werden. Vor St. Remy stolperten wir schon über Tote und Verwundete. Der erste Gefallene lag in einem Schützengraben, zusammengeknickt. Ich fiel über einen erschossenen Offizier, der in den Knien lag.“

Den rechten Arm hielt er wie im Kampf ganz gerade in die Höhe, und in seiner rechten Hand steckte wie in einem Leuchter steil die Kerze: sein Degen. Als ich über ihn strauchelte, brach sein Körper zusammen. Ich verhedderte mich mit ihm auf einen Augenblick zu einem Klumpen.

Wir Offiziere gingen alle unsern Kompagnien voran. Neben mir Roques, mit festem, entschlossenem Schritt, wie der Erzengel der Kraft. Da — wir waren dicht vor der Barrikade des Schlosses, die uns schon in matten Umrissen entgegenschimmerte — da klang ein einziges, schrilles, unendlich langgezogenes Hornsignal bei den Franzosen. Wir rissen die Säbel aus den Scheiden und stürmten gegen die Hölle: Marsch! marsch! hurra! Ein wahnsinniges Feuer empfängt uns: Gewehr-, Mitrailleusen- und Kartätschenfeuer. Ich sinke, verwundet am linken Knie, nieder. Roques fällt, durch den Kopf geschossen, auf mich. Ich höre seine letzten Worte: „Meine F . . .“ Er wollte sagen: „Meine Frau.“ Nun war alles ein Durcheinander. Während ich mit dem Taschentuch mein linkes Bein verbinde, wobei meine Hände voll Blut werden, steht neben mir mein Bursche Lorenz Bachmann. Ich sehe schwach, wie er immer versucht, eine Weinflasche, die er für uns im Brotbeutel hatte, mit dem Korkenzieher zu öffnen. Aber es gelingt ihm nicht. Es fehlt ihm die Kraft. Eine Kugel durch die Brust, die er schon vor Minuten bekommen haben mußte, streckt ihn ohnmächtig neben mir nieder. Du Treuer!“

Die Kriegstagebücher sind von großer Bedeutung für die deutsche Literatur geworden. Unter ihrer Benutzung hat Liliencron seine einzigartigen Kriegsnovellen geschrieben, die an lebendiger Anschaulichkeit alle Schilderungen ähnlicher Art übertreffen. Ein Probchen aus der Kriegsnovelle „Der Narr“ möge das beweisen.*)

„Wir belagerten die große Festung.

Ich hatte den Befehl erhalten, um Mitternacht mit drei Unteroffizieren und dreißig Mann den vor unserer Postenlinie liegenden Hof La Grenouille anzuzünden. Bald lag der Feind,

*) Fünf der schönsten Novellen sind für die Jugend (geb. 1 Mk.) und 44 faßliche Gedichte ebenfalls für die Jugend (geb. 0,75 Mk.) bei Schuster u. Coeffler erschienen.

bald steckten wir darin. Es war ein ewiges Gezänk. Nun sollte dem ein Ende gemacht werden.

Um zehn Uhr abends ließ ich antreten und war nach einer Stunde, nachdem ich die nächstliegenden Feldwachen in Kenntnis des mir gewordenen Auftrages gesetzt hatte, vor den Doppelposten.

Wir hatten wachsenden Mond. Der alte Herr hatte die Liebenswürdigkeit, sich gänzlich hinter Wolken zu verbergen. Ich sandte ihm für seine Artigkeit eine Kußhand; denn es war dunkel, doch nicht in dem Maße, daß alles unerkennbar verschwamm.

Los . . . Schst . . . Kagen auf dem Raubzug . . . Kein Geklirr . . . Vorsichtig, vorsichtig, langsam schleichend, zuerst lange Zeit in einem Graben, dann längs einer Garteneinfassung, Mann hinter Mann, zuweilen auf allen vieren, zuweilen blitzschnell über die Landstraße. Pst! wieder gebückt wie ein Apotheker im Moor. Halt . . . vorwärts . . . Was war das? Langer Halt . . . War nichts . . . wieder weiter . . . „Nach rückwärts geben, leise: Meier soll nicht so prusten!“ . . . Weiter . . . Pst! . . . „Halt!“ . . . und — langer Halt . . . Ganz leise: „Sergeant Barral!“ „Hier, Herr Leutnant!“ „Schreien Sie doch nicht so! . . . Hansen her!“ Einer drängt sich an mich . . . „Vorwärts!“ Ich immer voran. Den Revolver hielt ich bereit. (Meinen Säbel, als überflüssig, hatte ich zurückgelassen.) Hinter mir Sergeant Barral und Gefreiter Hansen.

Weiter . . . Lautlos . . . Kagen auf dem Raubzug . . . Kein Geklirr . . . „Halt!“ (leise nach rückwärts gebend; einer poltert auf den andern): „Ruhig, Kerls!“

Dor uns tauchen, dicht vor uns, auf: das Schloßchen La Grenouille und zwei Nebengebäude; alles in einem großen Garten . . .

Ist es besetzt? . . . Halt . . . Tiefe Stille: Man hätte den Kaiser von China und seine erhabene Mutter, die Kaiserin, von Peking her niesen hören können.“

Liliencrons Kriegserlebnissen verdanken wir auch das köstliche Gedicht:

Die Mädchen alle, Kopf an Kopf,
das Auge blau und blond der Zopf;
aus Thür und Tor und Hof und Haus
schaut Mine, Trine, Stine aus,
vorbei ist die Musik.

Klingling, tschingtsching und Paukenkrach,
noch aus der Ferne tönt es schwach,
ganz leise bumbumbum tsching,
zog da ein bunter Schmetterling
tschingtsching, bum um die Ecke?

Am 18. März 1871 kehrte Liliencron aus Frankreich nach Deutschland zurück, und im Mai verlobte er sich mit dem schönen fünfzehnjährigen adligen Fräulein Helene v. B. aus Schlesien. Aber schon nach wenigen Monaten wurde die Verlobung auf Anordnung des Freiherrn v. B. wieder aufgehoben, weil Liliencron infolge seiner leichtsinnigen, verschwenderischen Lebensweise arg verschuldet war. Helene mußte sich auf den Wunsch des Vaters mit einem andern verloben. Liliencron stürzte sich, um sein Leid zu vergessen, in rauschende Vergnügungen und neue Schulden. Um diese Zeit starb seine innig geliebte Mutter, und er verlor nun jeden sittlichen Halt. Die Schuldenlast wuchs. Wucherer saugten ihn aus, und als er dicht vor der Beförderung zum Hauptmann stand, mußte er, obwohl seine Vorgesetzten ihn gerne gerettet hätten, seinen Abschied nehmen.

Was nun? Etwas anderes als Soldat mochte er nicht sein. Da faßte er den Entschluß, nach Amerika hinüberzufahren, um dort Dienste zu nehmen. Sein Großvater hatte es hier einst bis zum General gebracht. Im September 1875 kam er in den Vereinigten Staaten an, sah sich aber bald in seinen Erwartungen bitter getäuscht und kehrte nach anderthalb Jahren, arm wie eine Kirchenmaus, nach Deutschland zurück. Das Heimweh ließ ihm keine Ruhe in der Fremde.

Rückkehr.

Aus Wogen taucht ein blasser Strand;
es schimmert fern durch meine Tränen
des Vaterlandes Küstenrand,
erschöpft muß ich am Masten lehnen.

Der Flieder blüht, die Schwalbe zieht,
 und auf den Dächern schwachen Stare;
 der Orgeldreher dreht sein Lied,
 ein linder Wind küßt mir die Haare.

Die Mädchen lachen Arm in Arm,
 Soldaten stehen vor der Wache,
 und aus der Schule bricht ein Schwarm,
 der lustig lärmt in meiner Sprache.

Es schreit mein Herz, es jauchzt und bebt
 der alten Heimat heiß entgegen,
 und was als Kind ich je durchlebt,
 klingt wieder mir auf allen Wegen.

3. Beamter und Dichter. Inzwischen war der Freiherr v. B. gestorben. Helene hatte die halb erzwungene Verlobung wieder aufgehoben, und am 8. Oktober 1878 führte Liliencron sie als Gattin heim. Was vorauszusehen war, traf bald ein. Des Lebens Not klopfte mit harten Schlägen an die Tür des glücklichen Paares. Wenige Wochen nach der Hochzeit kamen schon die Gläubiger, um ihre alten Forderungen aufs neue geltend zu machen. Eins der Hochzeitsgeschenke, eine silberne Vase, mußte zum Schrecken der jungen, vornehmen Frau ins Pfandhaus wandern. Da erbarmte sich die preußische Regierung ihres ehemaligen Offiziers und ernannte ihn nach mehrjähriger Vorbereitungszeit in Verwaltungssachen, die er in Borsby und Plön „studierte“, im März 1882 zum Haldesvogt auf der Nordseeinsel Pellworm.

Um diese Zeit fing Liliencron an zu dichten. Die Not zwang ihm die Feder in die Hand. „Erst in der Mitte meiner dreißiger Jahre,“ erzählt er selbst, „schrieb ich, durch einen Zufall veranlaßt, mein erstes Gedicht.“ 1883 erschien eine Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel „Adjutantenritte“ und fand eine begeisterte Aufnahme.

Über seinen Aufenthalt auf Pellworm läßt er sich, wie folgt, vernehmen:

„Gleichviel weshalb, ich bin's, ich bin verbannt
 auf eine kleine, beidumrahmte Insel;
 weit liegt mein walddumrauschtes Vaterland.
 Hier schleicht und kriecht das Wattenmeergerinnsel
 durch Schlick und Schlamm, ein schmutzig gelbes Band.
 Poltert der Sturm nicht, nörgelt Windgewinnsel.
 Ich seh die Sonne morgens Wasser trinken
 und abends wieder in die Wogen sinken.“

Und Hermann Heiberg berichtet: „Auf Pellworm hielt Liliencron mit seiner schönen Gattin, jener schlesischen adligen Dame, einen wirklichen und — ersehnten Hofhalt . . . Sie mußte ihn aber infolge seiner schwierigen materiellen Lage verlassen.“ Nach fünfjährigem Bestande wurde die Ehe geschieden.

Anderthalb Jahre war Liliencron Hardsesvogt auf Pellworm. Dann kam er als Kirchspielvogt nach Kellinghusen. Hier schloß er eine neue Ehe, die aber nicht das erhoffte Lebensglück begründete. Seine Frau war andauernd kränzlich. Er stand mit Schulden und Sorgen auf und ging mit Sorgen und Schulden schlafen. Seine Amtspflichten legten seiner Dichterphantasie einengende, lästige Fesseln an. Er schrieb später: „Die elende Erbärmlichkeit der Kleinstadt hielt mich wie mit tausend feinen Ketten. Ich saß in der Amtsstube, las Verfügungen und spielte abends zur Erholung Whist, und alle Sehnsucht in die Herrlichkeiten war untergegangen in Kleinlichkeit.“

Die zweite Ehe wurde auch wegen der „schrecklichen Geldverhältnisse“, wie Liliencron in einem Briefe vom 11. November 1897 schreibt, geschieden, und weil er sich um der Schuldenmenge und seiner Amtsführung willen vor seinem Vorgesetzten verantworten sollte, zog er es vor, sein Amt niederzulegen, 1887. Dieser Schritt hat ihm später sehr leid getan. „Das war der einzige dumme Streich meines Lebens,“ sagte er einmal zu seinem Freunde, dem Dichter Richard Dehmel.

Neigung und Not machten ihn jetzt zum fleißig schaffenden Dichter. Drei Jahre nach seiner Amtsniederlegung blieb er noch in Kellinghusen, und in reicher Fülle entstanden Gedichte, Novellen, Romane und Dramen. Was er in den Tagen seiner Jugend versäumt hatte, zeitigte jetzt das Mannesalter.

Endlich trieb die Sehnsucht nach gleichstrebenden Freunden, nach vermehrter Anregung und nach der freieren Großstadtluft ihn aus Kellinghusen fort. Er siedelte nach dem kunstliebenden München über und verlebte hier ein fröhliches Jahr. Freilich war Schmalhans nicht selten Küchenmeister, aber trotz alledem genoß er in Stunden des Glücks in vollen Zügen, was das Leben ihm an Freuden bot: Ausflüge in die Berge, Freundschaft, Liebe, Wein und vor allem die goldene Freiheit.

Nach einem Jahre kehrte er in die Heimat zurück. Zuerst wohnte er in Ot t e n s e n und dann fast ein Jahrzehnt hindurch in A l t o n a. Hier hätte er ein ungetrübtetes Dichterleben führen können, wenn nicht um der bösen Schulden willen die Sorge ihn mit ihrem grauen Netz umspinnen hätte. Das ewige Mahnen, Drohen und Verklagen war ihm fürchterlich. An seinen Freund Gerhard in Rakeburg schrieb er einmal: „In diesen ewigen Geldsorgen und Aufregungen — es ist ja ein Wunder, daß ich's überhaupt noch ertrage — kann ich nicht dichten. Es geht über meine Kräfte.“ (H. F. Gerhard: „Detlev v. Liliencron.“ Rakeburg, G. Scheteling.) Und ein andermal: „Sie Glücklicher, Sie Glücklicher, wieder ins Fest reisen zu können nach harter, anstrengender Arbeit! Für mich haben diese ewigen deutschen Festtage den Vorteil, daß ich mal „ungezittert“ zu Hause sitzen kann: Gläubiger und Gerichtsvollzieher belästigen mich dann nicht. — Mein Gott, wann kommt für mich die Zeit, daß ich mitten auf einsamster Heide in einer Höhle sitze, mit der Überschrift: „„Hier wohnt Herr Meier. Eintritt verboten!““

Und dieser mit der Not des Lebens — freilich nicht ohne eigene Schuld — so hart ringende Mann mochte so gerne fröhlich sein, und wenn er fröhlich war, mußten es auch andere sein, die bei ihm waren. Hatte er Geld, dann trieb ihn ein unbezwingbarer Drang, auch andere etwas davon zukommen zu lassen.

„Ach schenken, schenken, könnt' ich immer schenken
und lindern, wo die Not, die Armut haust!
Und braucht ich nie mein Geld erst zu bedenken,
wo ein Verzweifelter den Bart sich zaust!“

„So steht der kleine stramme Baron vor mir,“ sagt Gerhard. „Das bis in die Sechziger hinein jugendlich frische Antlitz leicht gerötet. Der lange, blonde Schnurrbart ein wenig aufgedreht. Die Haare kurz geschnitten. Der Anzug schlicht, aber tadellos. Die Haltung die des Offiziers. Die Formen korrekt und verbindlich. Das Organ frisch, ein wenig Kommandostimme. In den Augen allein ein Stück vom Dichter. Ein Sinnen, ein Träumen. Oft auch ein Sorgen. Häufiger aber ein Lachen: Trotz alledem — „„hurra das Leben!““

Als er 50 Jahre alt war, schloß er eine dritte Ehe, der zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, entsprossen. An den

Dichter Timm Kröger schreibt er am 28. April 1901: „Daß ich in meinem Alter noch ein so herrliches Familienglück finden sollte! Man soll ja nicht über seine Frau sprechen. Aber ich tu's mal. Sie hat den feinsten Herzenstakt. Lebt nur für die Kinder und mich. Und wie still, ordnend, immer das Rechte treffend, waltet sie im Hause. Nicht ein Funke, wirklich nicht ein Funke von Hochmut. Ob sie vor Kaiserinnen steht oder Bettlerinnen: immer dieselbe, gleiche, liebestyle, liebesichere Frau, ein unverdientes großes Glück für mich!“ Und an den Dichter Otto Ernst schreibt er am 7. Februar 1907: „Ich lebe mit meiner kleinen Familie einfach und glücklich. Wir versagen uns manches, weil's vielleicht ein schweres Geld kosten würde.“

Von Altona siedelte er nach Alt-Rahlstedt bei Hamburg über, wo er allmählich in geordnetere Verhältnisse kam und noch acht Jahre lebte. An seinem 60. Geburtstag wurde er durch zahlreiche Ehrungen und Gaben hoch erfreut. Ein Jahr vorher verlieh ihm der Kaiser ein Jahresgehalt von 2000 Mark.

Zu seinen bekanntesten Gedichten gehören außer den bereits angeführten: „Pidder Lüng“, „Truß, blanke Hans“, „Wer weiß wo“, „Krieg und Friede“, „In einer Winternacht“, „Heidebilder“, „Der Heidebrand“. Sein berühmtester Roman ist „Breide Hummelsbüttel“.

4. Das Ende. Seit längerer Zeit war es Liliencron's Wunsch, noch einmal in Frankreich die Schlachtfelder zu besuchen, auf denen er im Kriege von 1870/71 ruhmreich gestritten und sich das Eiserne Kreuz erworben hatte. Seine Frau und seine beiden Kinder sollten ihn begleiten. Im Sommer 1909 gelangte der Plan zur Ausführung. Auf dem Schlachtfelde von Mars la Tour zeigte er ihnen die Stelle, wo er verwundet niedergesunken war. Das Herz voll freundlicher Erinnerungen, kehrte er mit den Seinen zurück. Bald darauf fühlte er sich unpäßlich. Atmungsbeschwerden zwangen ihn, das Bett aufzusuchen. Der herbeigerufene Arzt stellte eine starke Lungenverschleimung fest, die durch eine Erkältung auf der Reise hervorgerufen war. Am 18. Juli schrieb Liliencron seinem Freunde Richard Dehmel:

„Lieber Richard!

Ich liege seit einigen Tagen in schwerstem Rheumatismus im Bette. Die Mitsolgen sind: Husten, Schnupfen, Erbrechen, Schlaflosigkeit und Appetitlosigkeit. Ich kann daher Euch am Dienstag nicht hier empfangen. Sobald es besser ist, bekommt Ihr Nachricht.

Herzlichen Gruß

Dein

Detlen.“

Aber es wurde nicht besser, sondern die Krankheit griff schnell um sich. In der Nacht zwischen dem 21. und 22. Juli führten wilde Fieberphantasten ihn hinaus aufs Kampfesfeld. „Warum läßt man mich auf dem Schlachtfelde allein liegen?“ rief er aus. Als die Besinnung zurückkehrte, bat er seine Frau, ihm den „Schwedischen Reitermarsch“, eins seiner Lieblingsstücke, vorzuspielen. Stille lauschte er den Klängen des Klaviers, und als das Stück zu Ende war, sagte er lächelnd: „Ei, das war schön.“ Dann schlief er ein, erlangte aber die Besinnung nicht wieder. Gegen 11 Uhr vormittags am 22. Juli hatte er ausgelitten. Nach kurzer Krankheit ein jäher Lebensabschluß! Mit Recht konnte Richard Dehmel am Beerdigungstage dem heimgegangenen Freunde in die offene Gruft nachrufen: „Er ist dem Wink des Todes gefolgt, wie er den Winken des Lebens zu folgen pflegte, rasch dahin, ohne langes Gefackel.“ Auf dem Friedhofe zu Alt-Rahlstedt hat er seine letzte Ruhestätte gefunden.



31. Johann Hinrich Fehrs.

A. 1. Der Knabe. Nicht weit von der holsteinischen Stadt Kellinghusen liegt an einem wasserreichen Bache, von schattigen Bäumen umhegt, das Dorf Mühlenbarbek. Hier wurde unser Dichter am 10. April 1838 geboren. Sein Vater hatte eine kleine Bauernstelle. Harte Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend füllte das Leben der Eltern aus. Zwölf Kinder, unter denen Johann Hinrich das siebente war, reiheten sich um ihren Tisch. „Früh mußten wir, meine Geschwister und ich,“ erzählt der Dichter in den „Bildern aus der Heimat“, „bei der häuslichen und ländlichen Arbeit mit angreifen. So ist mir keine Hantierung des Hauswesens und der Bewirtschaftung des Ackers fremd, keine Anstrengung in Hitze und Kälte, Regen und Sonnenschein erspart geblieben. Ich will gern bekennen, daß mir manche Arbeit laute und leise Seufzer entlockt hat. Im naßkalten Herbstwetter tagelang auf den Knien rutschen

und mit verklamten Fingern Kartoffeln sammeln, ist wahrlich kein Vergnügen! Aber hernach hab' ich dem gütigen Geschick gedankt, das mich früh mit unserer Allmutter Natur so eng verband und mich früh vertraut machte mit ernster Arbeit, die so segensvoll ist für Leib und Seele. Daneben fand ich immer noch Raum zu lustigem Spiel mit Altersgenossen, namentlich in den Jahren, als ich das Hirtenamt übte."

Als Fehrs neun Jahre alt war, kam er zu einer entfernt verwandten Bauernfrau im benachbarten Dorfe Störkathen, um deren Gänse einen Sommer lang zu hüten. Seine Mutter, der er durch allerlei lustige und tolle Bubenstreiche viel Mühe und Sorge machte, sagte zuletzt: „Du sollst zu andern Leuten. Es wird Zeit, daß du Unterschied kennen lernst.“ So kam er denn zu Stina-Mäsch (Stina-Tante), wie er die Verwandte nennen mußte, obwohl das Verwandtschaftsverhältnis verschiedene Grade weiter entfernt war. Stina-Mäsch führte ein strenges Regiment auf ihrem Bauernhose. Das hat der Dichter oft zu fühlen bekommen. Er erzählt selbst: „Ik harr de Gös to höden op en hoge Graskoppel buten Döörp. Een von de Göffels oder Pirken (Gänseküchlein), as wi seggt, weer un bleev lütt un gnegelig (kränklich), wull ni recht freten un kunn mit de annern, de em bald äwern Kopp wussen, op den Hin- und Hermarsch ni recht mitkam. Ik nehm min lütten Töns, as ik't nöm (nannte), op'n Arm, pleg em op alle Art, gev em von min Botterbrod un wickel em bi Regen un Küll in min Jack. He kümmer sik bald gar nich mehr üm de annern Pirken, seet un schräkel (ging unbeholfen) den ganzen Dag bi mi rüm. Wi weern Fründn un Kameraden. Ik vertell em allens, wat ik op'n Harten harr, un he mak dat ebenso, awer mit en kranke pipelige Stimm.

Mal dags awer wull min lütt Töns partu keen Fot ansetzen. He seeg mi so durfsam (traurig) an, eet un drunk nich, un denn leet he den Kopp hangen und weer dod. Ik ween min bittern Tranen, un as de Abend keem, do nehm ik min dodes Pirken mit to Hus; dar wull ik dat wiesen un denn begraben. O, wat schimp un schull min Stina-Mäsch! Ik harr dat lütt Tier verhungern laten, harr't dodknepen, weer en leeg (schlechter) Strick un harr noch mindag nix döcht. As ik steil dargegen opgung, reep se: „„Du wullt noch paßig warnn? Töv,

di will ik krigen!“ Un wat de se? Se kak dat dode Pirken op Sur un sett mi dat vör: „„Dar! Nu fritt, wat du umbröcht hejt!““ — Dar war nu niz ut; denn ik wehr mi mit Handn un Föt. Do hett se mi slan, un ik kreeg den Middag niz to eten.“

In der Schule zu Mühlenbarbeck machte Fehrs die ersten Gehversuche im Lernen, aber nur im Winterhalbjahr; denn im Sommer fiel der Unterricht aus. Sein Lehrer hieß Paulsen. Von ihm erzählt der Dichter: „Er war ein guter Mann, der alte Paul Paulsen; aber viel war's nicht, was wir bei ihm einheimsten. Sein Küchenszettel war bescheiden: Lesen, Schreiben, Rechnen, Religionslehre in täglicher Wiederholung.“

Dreizehn Jahre alt, kam Fehrs zu dem Lehrer Böttern im Nachbardorf Lohbarbeck, dessen Schule er im Sommer und Winter besuchte, und dem er viel Anregung und Förderung verdankte. Böttern stellte ihm bereitwilligst seine kleine Bibliothek zur Verfügung, die der lesehungrige Knabe fleißig benutzte. Durch sie wurde er mit unsern Klassikern bekannt, die ihm eine neue Welt eröffneten. Reichen Gewinn brachten ihm auch die abendlichen Vorlesestunden im Elternhause, wobei Vater und Mutter wechselweise die Rolle eines Vorlesers übernahmen. Ostern 1854 wurde er vom Pastor Corpus in Kellinghusen konfirmiert.

2. Der Lehrer. Die Eltern hatten ihren Johann Hinrich für den Lehrerberuf bestimmt. Wie sie dazu gekommen waren, erzählt der Dichter mit folgenden Worten: „Am leevsten weer ik Jäger, Förster oder Bur warn; denn harr ik min Arbeit ünner'n widen Heben (Himmel), in de grote Natur. Man jo keen Gewarv, wobi ik in de dumpige Stuv, in Kontor un Markstell sitten müß!

So dach ik; awer min Dader dach anners.

Ik harr en öllern Broder, Drees, de weer Lehrer, awer in de Slacht bi Friedrichstadt fulln. De harr sik al en lange Reeg Böker ranköfft, de nu unnütt darstunn'. Un üm düsse Böker war ik Scholmeister! Ik weer jo ünmer hellisch achter Böker her, meen min Dader, un min beiden Persepters (Lehrer) harrn jo seggt, dat ik en goden Kopp harr to lehrn — wat weer dar in Wegen?

So war ik nich wider fragt. As ik mal ganz von seern andüden de, dat ik gern Förster oder Jäger war, sä min Dader

kort und basch: „„So? En Tölleriker? Dat fehl ok noch! Du warrst Scholmeister un damit basta!““ He kenn blot Jäger un Förster, de ok bi Disch opwahn mät un Bedeenter spefn, un darto wull he sin Jung nich hergeben.“

Im Herbst des Jahres 1854 kam Fehrs als Lehrer an die kleine Schule in Störkathen (12 Schüler), die er aber nur einen Winter verwaltete. Bei Stina-Mäsch wohnte er; bei ihr erhielt er auch sein Morgen- und Abendbrot. Mittags speiste er dagegen der Reihe nach bei den Bauern, bei jedem eine Woche zur Zeit. Durch Vermittelung seines Vaters gelang es ihm aber, gegen eine angemessene Geldentschädigung das Mittagessen an e i n e r Stelle zu erhalten, die er selbst bestimmen durfte. Am natürlichsten wäre es gewesen, die Mittagsmahlzeit da einzunehmen, wo er auch morgens und abends speiste, also bei Stina-Mäsch. Aber dazu konnte er sich nicht entschließen. Der Gänsehirtensommer war eine zu trübe Erinnerung für ihn. Er ging hinüber ins Nachbarhaus und lud dadurch den Zorn der beleidigten Stina-Mäsch auf sich. Erst nach einigen Wochen legte sich ihr Groll.

Seine Erlebnisse als Lehrer in Störkathen hat Fehrs mit viel Humor in der Erzählung: „En Winter in Störkamp“ (Störkathen) geschildert. Im Frühling 1855 kam er als Lehrer nach Altona und von da nach vierjährigem Aufenthalt auf das Seminar in Eckernförde. Hier studierte er mit besonderem Eifer Geschichte und Literatur. Nach seinem Abgang vom Seminar (Ostern 1862) war er ein Jahr Lehrer an einem Knabenpensionat in Reinfeld bei Lübeck, dann zwei Jahre Lehrer am Waisenhaus in Tzehoe und hierauf ein halbes Jahr Lehrer in Altona. Im Herbst 1865 verheiratete er sich mit Maria Amalia Rehquate, der Tochter eines Predigers, und übernahm die Leitung einer von ihr in Tzehoe gegründeten Privat-Mädchenschule, mit der ein Pensionat verbunden war. Fast vierzig Jahre ist Fehrs Leiter dieser Anstalt gewesen. „Als meine gute Frau am 6. Dezember 1899 mir durch den Tod entrissen wurde,“ schreibt er in den „Bildern aus der Heimat“, „führte ich nur noch wenige Jahre die Leitung der Schule fort. Im Herbst 1903 übernahm die Stadt, die mir ein Ruhegehalt zubilligte, die Anstalt. Meinen Wohnort behielt ich im schönen und geliebten Tzehoe, wo meine acht Kin-

der geboren sind, und wo deren Mutter in geweihter Erde ruht unter Rosen und Immergrün.“

B. Der Dichter. Fehrs erzählt in den „Bildern aus der Heimat“: „Früh begann ich, Verse zu machen; auch entstanden kürzere und längere Erzählungen; doch trug ich Scheu, meine Versuche zu zeigen oder gar zu veröffentlichen. Sie lagen lange im Pult, und als ich sie mit gutem Bedacht endlich ins Feuer warf, erzeugten sie prächtige Flammen. Erst im Jahre 1871 erschien meine epische Dichtung „„Krieg und Hütte““. Bald folgten „„Eigene Wege““ und „„In der Wurfsschaukel““. Sie fanden wenig Leser, obwohl die Kritik sie gut aufnahm. Meine Lyrik, in zweiter Auflage unter dem Titel: „„Zwischen Hecken und Halmen““, und eine Reihe plattdeutscher Novellen — „„Lüttj Hinnerk““, „„Allerhand Slag Lüd““, Band I und II, und „„Ettgrön““ — hatten mehr Glück und machten meinen Namen wenigstens hier im Norden bekannt. Erst mein Dorfroman „„Maren““ verschaffte sich Eingang auch im übrigen Deutschland.

Dem Fuchs wird erzählt, daß er alle Beute, die er auf seinen Jagdfahrten einfängt, nach einem Orte schleppt, nach seinem Malepartus. Ähnliches habe ich in meinen plattdeutschen Erzählungen getan, indem ich sie — mit wenigen Ausnahmen — nach einem Dorf verlege, das ich Hlenbeck nenne. Man ist längst dahinter gekommen, daß mir bei diesem Namen mein Heimatdorf vor der Seele stand. Es wäre mir ein leichtes gewesen, auch andre Stätten zu bedenken; doch wozu? Unsere Geestdörfer ähneln einander in ihren strohbedeckten Häusern, ihren Bewohnern, ihrer Umgebung usw. wie ein Ei dem andern. So erachte ich mein Verfahren für keine Enge, und meine Leser werden mir die Freude gern gönnen, da einen Kranz niederzulegen, wo mir meine wunderbar glückliche Kindheit erblühte.“

Als der I. Band von „Allerhand Slag Lüd“ erschien, machte kein Geringerer als Klaus Groth mit begeistertsten Worten auf das Werk aufmerksam. Er schrieb: „Fehrs ist ein Meister in der Kunst, das holsteinische Volk in seiner heimischen Sprache zu zeichnen, wie ihn die Heimat nicht zweimal aufzuweisen hat. Es ist eine wahre Erquickung, einmal ein reines holsteinisches Plattdeutsch zu lesen. Fehrs spricht und schreibt die gebildete Sprache eines gebornen Plattdeutschen. Dabei ist sie reich an seltenen Ausdrücken und eigentümlichen Bildern, die nicht der Lektüre entnommen, sondern auf holsteinischem Boden aus der Betrachtung der täglichen Umgebung geschöpft, aber eben darum wahr, echt und schlagend sind. Wer so die Sprache des Volkes kennt und beherrscht, der kennt auch das Volk selbst, der hat, wie Luther sagt, „den Leuten aufs Maul gesehen“; denn ohne dies lernt es sich nicht.“ Was würde Klaus Groth wohl gesagt haben, wenn er noch die Freude erlebt hätte, den Roman „Maren“, das vollendetste Werk des Dichters, kennen zu lernen? Fehrs stand im 70. Lebensjahre, als „Maren“ erschien.

Der Roman führt hinein in die unvergeßliche Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung von 1848—51. Er ist ein Dorfroman im besten Sinne des Worts. Alle Personen sind dem dörflichen Leben entnommen und stehen dem Leser anschaulich und greifbar vor Augen. Es ist einem, als ob man jahrelang mit diesen Leuten zusammen gelebt hätte. „Maren“ ist ein treues Spiegelbild holsteinischen Dorflebens. „Sollte dies einst,“ sagt Jacob Bödewadt, „mit seiner völkischen Eigenart untergehen, wie es heute schon stark abgebröckelt ist — in dieser Dichtung wird es unzerstörbar weiterleben, noch vielseitiger als das dithmarsische Land und Volk in Klaus Groths unsterblichem „Quickborn“.

Unter Sehrs Gedichten, den hochdeutschen sowohl wie den plattdeutschen, gibt es manche köstliche Perle. Man höre das folgende kleine Frühlingslied!

März.

1. Die Sonne bringet
uns goldnen Schein,
Schneeglöckchen klinget
den Frühling ein.

2. Das Veilchen träumet
himmlischen Duft,
der Waldbach schäumt
durch Fels und Kluft.

3. Uralt'es Leben
ist neu erblüht. —
o Wallen, o Weben
in Welt und Gemüt!

Tief ergreifend ist die Elegie „Ostern“, in der Sehrs den Heimgang einer Jungfrau schildert. Die letzten drei Strophen lauten:

„Da hallet wunderbarer Klang
und ruft sie *) an wie fernes Locken;
wie Harfenspiel und wie Gesang
ertönt der Chor der Osterglocken.
Durch eherne Zungen kling't's hinaus
in alle Welt: „Er ist erstanden!
Er löset von des Todes Banden
und führt dich heim ins Vaterhaus.“ —

Versunken ist der Erde Leid,
die Lippe haucht, die Sinne schwanken,
und lächelnd ruht die bleiche Maid,
umspielt von neuen Senggedanken.

*) Die auf dem Sterbebett liegende Jungfrau.

Und ferner, ferner singt der Chor,
und wie die Töne leis verklingen,
entführen sie auf ihren Schwingen
die reine Seele sanft empor.

Und weich und milde wallt der Wind
durch Feld und Hain und Moor und Heide;
die Erde wirkt, ein selig Kind,
an ihrem neuen Frühlingskleide.
Die Lerche wirbelt hoch im Blau,
und in des klaren Baches Wellen
ziehn talwärts schon die Steinforellen,
und Veilchen duften auf der Au.“

Schön nach Form und Inhalt ist: „De Heiloh“.¹ Die erste Strophe lautet:

„Bi't Hünengraff dar is dat schön!
Dar wokert² de Kratt³ so düstergrön,
dar schient de Bram⁴ so gel⁵ as Gold,
dar lacht de Königsblom so stolt⁶
in Moß un Heid,
wenn de Sommerdag äwer de Heiloh geit.“

Doll urwüchsigem Humors ist: „Klönjnack in Schummern“.⁷ In weihewolle Stimmung versetzt uns die herrliche Ode „Parabel“. Von düsterer Schönheit ist in ihrer straffen Handlung die Ballade „Tragödie“.

¹ weites Heideland, ² wuchert, ³ Gestrüpp, ⁴ Besenginster,
⁵ gelb, ⁶ stolz, ⁷ Dämmerung.



32. Peter Rosegger.

A. 1. Elternhaus und Schule. Der Dichter erzählt in seiner „Lebensbeschreibung“: „Mein Geburtsjahr ist 1843. Den Geburtstag — 31. Juli — habe ich mir erst später aus dem Pfarrbuche zu Krieglach heraussuchen lassen; denn bei uns daheim wurde nur mein Namenstag, Petri Kettenfeier, am 1. August, und zwar allemal dadurch gefeiert, daß mir meine Mutter an diesem Tage einen Eierkuchen buk.

Ich lebte mit Vater und Mutter und etlichen Knechten und Mägden in einem alten, hölzernen Hause, und es gab in Hof und Stall, auf Feld und Wiese und im Walde immer alle Hände voll zu tun, und das Arbeiten vom frühen Morgen bis in die späte Nacht war etwas ganz Selbstverständliches, sogar schon bei mir; und wenn ich auf dem Acker mit Steinchen,

Erde, Holzstückchen usw. spielte, so hatte ich immer Angst, des Vaters kernige Stimme würde mich jetzt zu einer Arbeit rufen. Ich habe das Spiel mit Hast getrieben, um es noch vor der Arbeit zu Rande zu bringen, und ich habe die Arbeit mit Hast vollbracht, um wieder zum Spiele zu kommen. Und so hat sich eine gewisse Eilfertigkeit in mein Wesen eingewachsen, der — war es im Studium oder im Schaffen — die Geduld und Bedächtigkeit nicht immer die rechte Wage hielten.

Unsere kleine Gemeinde, die aus 18 bis 20 auf Höhen und Engtälern zerstreuten Bauernhäusern bestand, hieß Alpe l. Sie war von großen Wäldern umgeben und durch solche stundenlange Wälder auch getrennt von unserm Pfarrdorfe Krieglach“ (an der Mürz in Steiermark).

Peter, wie unser Dichter mit Vornamen hieß, war das älteste Kind des Bauers Lorenz Rosegger. (Der Vater schrieb seinen Stammmamen mit einem ß.) Nach und nach wuchs die Zahl der Kinder auf sieben heran, und die Eltern haben fleißig schaffen müssen, um sich ehrlich durchzuschlagen. Harte Arbeit füllte namentlich des Vaters Tage aus. Geistiges Interesse hatte er nicht. Er konnte weder lesen noch schreiben, war aber ein frommer Christ, der mit peinlicher Gewissenhaftigkeit alle religiösen Sitten und Gebräuche beobachtete, die in der katholischen Kirche vorgeschrieben sind. Die Mutter war gebildeter. Sie verstand sogar die Kunst, Gedrucktes zu lesen; schreiben konnte aber auch sie nicht. Dagegen besaß sie einen reichen Schatz an Sagen, Märchen und Heiligengeschichten, die sie immer wieder ihrem Peter erzählen mußte. Dadurch weckte und belebte sie seine Phantasie und schuf auf diese Weise unbewußt die Vorbedingungen zu seinem Dichterberuf. Was er von seiner Mutter gehört hatte, erzählte er seinen Geschwistern wieder und fand an ihnen die aufmerksamsten Zuhörer, ein Beweis dafür, daß er das Wiedererzählen gut verstanden haben muß.

Eines Tages brachte Peter einen Zweig mit schwarzen Kirschen nach Hause, den er ohne Erlaubnis von des Nachbars Kirschbaum abgebrochen hatte. „Woher hast du den Zweig?“ fragte ihn die Mutter. „Von unserm Kirschbaum,“ lautete die Antwort. Kaum hatte er das gesagt, da fiel ihm ein, daß ihr Kirschbaum nur rote Kirschen trage, und sah beschämt vor sich nieder. Die Mutter aber ging, ohne ein Wort zu sagen, hin-

aus nach dem Stall und weinte. Peter schlich ihr nach, und als er ihre Tränen sah, bat er sie flehentlich um Verzeihung. Sie befahl ihm, die gestohlenen Kirschen dem Nachbar sofort wiederzubringen und ihm alles zu sagen. Peter tat es. Der Bauer lachte höhniſch und sprach: „Ich bin es gewohnt, daß mir die Kirschen von dem Baum da unten immer gestohlen werden. Das ist ein Baum für Spitzbuben.“ Der Hieb saß. Peter ein Dieb und ein Lügner dazu! Vom Stehlen und Lügen war er für immer geheilt.

Im Jahre 1849 kam Peter zur Schule. Er berichtet darüber: „Der Schulmeister — sein Name war Michel Patterer — ging umher und lehrte die Kinder das Lesen, Schreiben und Rechnen. Er bekam dafür das Essen und Tabaksgeld. Die Kinder folgten ihm von Haus zu Haus, und unter ihnen war auch ich. Endlich wurde ihm ein bestimmtes Wohnhäuschen angewiesen, wo er im Jahre 1857 gestorben ist.

Mein Schulbesuch war aber ein sehr mangelhafter; da war's die größere Entfernung, oder ich wurde zu häuslichen Arbeiten — besonders zum Schafe- und Rinderhüten, oder als Botengeher, oder zum Futterschütten in der Mahdzeit, oder zum Garbentragen im Schnitt, oder zum Ochsenführen bei Fuhrwerken, oder zum Furchenaushauen beim Ackern — verwendet; dann wieder war's der ungestüme Winter oder meine körperliche Schwächlichkeit und Kränklichkeit, die mich am Schulgehen hinderten.

Noch bei Lebzeiten des alten Schulmeisters war die Rede gewesen, ich täte leicht lernen, hätte den Kopf voll von allerlei fremdartigen Dingen, ich sollte studieren. Unter Studieren verstand man gar nichts andres als nach Graz ins Seminar und später ins Priesterhaus gehen. Und es war richtig, ich war der fleißigste Kirchengeher und aufmerksamste Predigthörer. Für mich hatten die Kanzelreden einen großen Reiz, ich ahmte sie nach. Ich hielt, wo ich allein ging und stand, laute Predigten aus dem Stegreif; ich ging auf Suche nach geistlichen Büchern, schleppte sie — wenn ich dazu die Erlaubnis hatte — in mein Vaterhaus, las dort die halben Nächte lang laut im Prediger-ton, auch wenn mir kein Mensch zuhörte, und trieb allerhand geheimnisvolle Phantastereien.

Also führte mich meine Mutter zu Geistlichen umher und bat um Rat, wie ich denn in die „„Studie““ zu bringen wäre, „„daß es nichts tät kosten““. Denn durch Unglücksfälle, Witterschäden, Feuer, Krankheiten waren wir verarmt. Aber die geistlichen Herren sagten, wenn kein Geld da wäre, so könnten sie keinen Rat geben. Nur einer war, der Dechant von Birkfeld, der sich erbötig machte, mich selbst im Latein zu unterrichten und später für mein Fortkommen was tun zu wollen. Ich wurde also nach Birkfeld zu einem Bauer gebracht, wo ich die Pflege genießen und die vierklassige Marktschule sowie den zugesagten Lateinunterricht des Dechants besuchen sollte. Allein einerseits die rohen Jungen meines Quartierherrn, andererseits das Heimweh nach Vater und Mutter setzten mir so sehr zu, daß ich schon nach drei Tagen bei Nacht und Nebel aufbrach und den fünf Stunden langen Alpen- und Waldweg bis zu meinem Vaterhause zurücklegte. In jenen Tagen ist mein Heimweh geboren worden, das mich seither nicht verließ, auf kleineren Touren wie auf größeren Reisen in Stadt und Land mein beständiger Begleiter war und eine Quelle meiner Leiden geworden ist. Es war dasselbe Gefühl, das mich später zu Weib und Kind zog und immer wieder zurück nach den heimatischen Bergen, als ihre steilen Hänge, ihre herbe Luft meiner schwachen Gesundheit längst schädlich und gefährlich zu werden begannen.

Nun, von Birkfeld zurückgekehrt, war ich entschlossen, mich dem Stande meiner Väter zu widmen. Indes aber steigerte sich meine Neigung zu Büchern. In Krieglach lebte eine alte Frau, die die Hoffnung auf mein Weiterkommen nicht aufgab und mir ihre Bücherschränke zur Verfügung stellte. Da fand ich Gedichte, Jugendschriften, Reisebeschreibungen, Zeitschriften, Kalender. Besonders die illustrierten Volkskalender regten mich an. In einem solchen fand ich eine Dorfgeschichte von August Silberstein, deren frischer, mir damals ganz neuer Ton und deren mir näher liegender Gegenstand mich zur Nachahmung reizte. Ich war damals etwa fünfzehn Jahre alt. Ich versuchte nun auch, Dorfgeschichten zu schreiben, doch fiel es mir nicht ein, meine Motive aus dem Leben zu nehmen, sondern ich holte die Stoffe aus den Büchern. Ich schrieb nun selbst Kalender, die ich auch eigenhändig illustrierte, Gedichte,

Der Redakteur des Blattes, Dr. Svoboda, veröffentlichte richtig einiges, war übrigens aber der Ansicht, daß mir das Lernen wohlthätiger wäre als das Gedrucktwerden. Er suchte mir durch einen warm und zweckmäßig geschriebenen Aufsatz Gönner, die mich vom Gebirge ziehen und mir Gelegenheit zur weiteren Ausbildung bieten möchten. Da war es vor allem der Großindustrielle Peter Reininghaus in Graz, der mir sogleich Bücher schickte und mich materiell unterstützte, dann der Buchhändler Giontini in Laibach, der sich bereit erklärte, mich in sein Geschäft zu nehmen. Nun verließ ich völlig planlos, nur vom Drange beseelt, die Welt zu sehen, mein Handwerk und meine Heimat, fuhr nach Laibach, wo ich einige Tage deutsche, slovenische und italienische Bücher hin- und herschob, dann aber, von Heimweh erfaßt, fast fluchtartig nach Steiermark zurückkehrte.“

3. Auf der Handelsschule. Peter hatte allen Ernstes den Entschluß gefaßt, wieder mit „Meister Naß“ von Haus zu Haus zu wandern und daneben fleißig Bücher zu lesen und die Versuche im Dichten fortzusetzen. Es kam aber anders, als er geplant hatte. Die hochbedeutsame Wendung in seinem Leben schildert er mit folgenden Worten: „Allein in Graz, das ich auf der Rückfahrt berührte, ließ mich Dr. Svoboda nicht mehr fort. Nun begann dieser Mann, dem ich meine Lebenswende und so vieles andre verdanke, neuerdings tatkräftig in mein Leben einzugreifen. Er suchte mir Freunde, Lehrer und eine Anstalt, an der ich mich ausbilden sollte. Die Landesinstitute — aus denen später mancher Tadel laut wurde, daß es mir an klassischer, an akademischer Bildung fehle — diese Institute blieben damals vornehm verschlossen. Eine Privatanstalt war es, und zwar die Akademie für Handel und Industrie in Graz, die mich aufnahm, deren tüchtige Leiter und Lehrer den zwei- und zwanzigjährigen Bauernburschen in Arbeit und geistige Pflege nahmen.“

Vier Jahre hat Rosegger diese Handelsschule besucht (1865 bis 1869). Nach Ablauf des ersten Jahres gab der Direktor der Anstalt ihm einen Freiplatz in seinem für auswärtige Schüler gegründeten Pensionat. „Drei Jahre war ich im Hause dieses vortrefflichen Mannes, den ich wie einen Vater liebte, und dessen nobler Charakter günstig auf meine etwas bäuer-

wenn mir Robert Hamerling dazu ein Vorwort schriebe. Und er hat meinem „„Sither und Hackbrett““, wie wir das Büchlein nannten, einen Begleitbrief mitgegeben, der mir fürs erste bei dem Verleger, Herrn Josef Pock in Graz, ein ganz anständiges Honorar eintrug. Diefem Vorworte ist es zu verdanken, daß die Kritik dem Büchlein ihre Aufmerksamkeit zuwandte, und „„Sither und Hackbrett““ hatte einen schönen Erfolg.

Ein freundlicher Zufall wollte es, daß „„Sither und Hackbrett““ gerade in den Tagen erschien (Juli 1869), als ich nach beendigten Studien die Handelsakademie verließ, um nun — eine Stelle zu suchen. Dr. Svoboda jedoch sagte: „„Jetzt suchen Sie keine Stelle; jetzt mieten Sie sich ein liches Zimmer und studieren und dichten; auch machen Sie Reisen, schauen die Welt an und schreiben darüber! Sie haben einen glücklichen Stil, werden Ihre Schriften in den Zeitungen abdrucken lassen und dann als Bücher herausgeben.““

4. Lust und Leid. Wie Dr. Svoboda sagte, ist es geworden. Rosegger widmete sich ausschließlich der Schriftstellerei und wurde in der Folge „ein in ganz Deutschland gelesener Dichter“. Dem ersten Buche „Sither und Hackbrett“ folgte schon zu Weihnachten 1869 ein zweites unter dem Titel: „Tannenzharz und Fichtennadeln. Geschichtenbuch in steirischer Mundart von P. K. Rosegger“. Den Winter verlebte er in Graz, besuchte Vorlesungen an der Universität und trieb fleißig Privatstudien. Im Sommer unternahm er kürzere und längere Reisen. „Im Jahre 1870 machte ich eine Reise durch Mähren, Böhmen, Sachsen, Preußen bis auf die Insel Rügen, ging dann nach Hamburg, zur See nach den Niederlanden und fuhr rheinaufwärts bis in die Schweiz. Ich hatte vor, die Schweiz genau zu studieren, doch zog es mich mit solcher Macht nach Steiermark zurück, daß mir der ausbrechende Deutsch-Französische Krieg eine willkommene Veranlassung war, den unter meinen Füßen brennend gewordenen Boden eiligst zu verlassen.“

Als er von dieser Reise heimkehrte, fand er auf seinem Tisch einen Brief vom Verlagsbuchhändler Heckenast aus Pest, in dem der ihn bat, ein Buch für seinen Verlag zu schreiben. Den Wunsch konnte Rosegger leicht erfüllen; denn ein neues Buch lag gerade druckfertig vor. Es hieß: „Geschichten aus Steiermark“, und Heckenast ließ es sofort drucken.

Zwischen dem Dichter und dem neuen Verleger entwickelte sich ein inniges Freundschaftsverhältnis, das bis zum Tode des letzteren (1878) währte.

Zu Anfang des Jahres 1872 traf Rosegger ein harter Schlag: seine Mutter starb. Seit einem Jahre war das Besitztum der Eltern den Gläubigern in die Hände gefallen, und der Schmerz über diesen Verlust hatte der kränkenden Mutter den letzten Stoß gegeben. Leider war es ihrem Peter bei seinen beschränkten Mitteln nicht möglich gewesen, den Zusammenbruch des Elternhauses zu verhindern. Seinem tiefen Seelenschmerz über den Heimgang der geliebten Mutter hat er in dem Schlußkapitel des Werkes „Waldheimat“ in ergreifender Weise Ausdruck verliehen.

„Einige Zeit nach dem Tode der Mutter“, erzählt Rosegger, „hatte es den Anschein, als wenn ich das Siedtum von ihr geerbt hätte. Ich kränkelte, konnte auf keine hohen Berge steigen und war schwerfällig in meinen Studien und Arbeiten. Heckenast lud mich auf sein schönes Landgut zur Erholung. Aber dort wurde mir trotz der allerbesten Pflege und liebevollsten Behandlung noch übler, und schon nach wenigen Tagen mußte ich meinem Freunde gestehen, daß ich Tag und Nacht keinen Frieden hätte, daß ich heim müsse ins Waldhaus. Da fuhr Heckenast selbst mit in die Steiermark hinein und reiste, um mich zu zerstreuen, mit mir in Kreuz und Quer durch das schöne Land.

In demselben Sommer war es, als mir auf dem Waldwege nach meiner Heimat Alpel etwas Außerordentliches begegnete, nämlich ein zwanzigjähriges Mädchen aus Graz, das mit ihrer Freundin eine Bergpartie nach Alpel machte, um das Geburtshaus des Lieblingspoeten zu sehen. Sie glaubte mich auf einer Reise in weiten Landen und hatte mich vorher auch nicht persönlich gekannt. Die Folge dieser Begegnung war, daß ein Jahr später (1873) im Waldkirchlein Mariagrün bei Graz Anna Pichler und ich uns fürs Leben die Hände reichten.

Nun kam für mich eine glückliche Zeit. Ich war wieder ganz gesund. Wir führten ein ideal schönes häusliches Leben. Anna war die echte Weiblichkeit und Sanftmut, und ihre reiche, heitere Seele regte mich zu den besten poetischen

Schöpfungen an, deren mein begrenztes Talent überhaupt fähig war. Die Eltern meiner Gattin — geachtete Grazer Bürgersleute — hüteten unser sorgloses Leben mit rührender Liebe. Nach einem Jahre wurde uns ein Söhnchen geboren, in welchem sich unser Glück zur denkbarsten Vollkommenheit steigerte. Im zweiten Jahre kam ein Töchterlein, und zwölf Tage später ist mir mein Weib gestorben.“

Der Dichter war in seinem Schmerz über den Heimgang der heißgeliebten Gattin ganz fassungslos, so daß ihm die Teilnahme an der Beerdigung nicht gestattet werden konnte. In rührender Weise nahmen sich Dr. Svoboda, Robert Hamerling und Heckenast des Trauernden an; aber erst die alles lindernde Zeit heilte die tiefe Wunde. Auf dem Denkmal, welches das Grab auf dem St. Peterskirchhof in Graz schmückt, steht folgende Inschrift: „Hier ruht Frau Anna Rojegger, geb. Pichler. Sie war geboren zu Hartberg am 16. Oktober 1851 und ist gestorben zu Graz am 16. März 1875.“

Das Leben mit Dir war mein irdisches Glück,
das Gedenken an Dich ist mein heiligstes Weh,
Dich wiedersehen, meine Seligkeit.

Der trauernde Gatte.“

5. Ein neues Heim und neues Glück. Um Zerstreuung zu bekommen, unternahm Rojegger auf den dringlichen Rat seiner Freunde Reisen; aber das Heimweh trieb ihn immer bald wieder zu den Kindern zurück. Zunehmende Kränklichkeit raubte ihm die Stimmung zu größeren Arbeiten, und doch war ihm aus Gesundheitsgründen eine seine Geisteskräfte anspannende Tätigkeit ein unabweisbares Bedürfnis. Da fiel ihm ein alter Lieblingsplan ein, nämlich die Gründung einer Monatschrift, durch die er den Sinn für Häuslichkeit, die Liebe zur Natur und das Interesse am Volkstümlichen wecken und beleben wollte. So entstand der „*Heimgarten*“, von dem das erste Heft am 1. Oktober 1876 erschien. Zu den Mitarbeitern gehörten die meisten Freunde des Herausgebers, wie Robert Hamerling, Ludwig Anzengruber, Eduard Bauernfeld, Alfred Meißner, Rudolf Baumbach und August Silberstein.

Eine andere Tätigkeit, die ihm Zerstreuung, Freude und Ehrungen brachte, war die eines Vorlesers. Da er seine Dichtungen meisterhaft vorzutragen verstand, wurde er vielfach von Vereinen des In- und Auslandes eingeladen, Vorlesungen aus seinen Werken in steirischer Mundart zu halten. Das strengte ihn aber körperlich so sehr an, daß er vorläufig die Vortragsreisen wieder aufgeben mußte.

„Trotz dieser Obliegenheiten und andern Aufgaben“, erzählt Rosegger, „war ich recht unstet und haltlos. Die Freude an meinen wohlgearteten, gedeihenden Kindern hatte so viel Schmerz in sich. Den kleinen Haushalt führte mir eine meiner Schwestern. Vielen Dank schulde ich den Eltern meiner verstorbenen Gattin, die mir in dieser harten Zeit liebevoll beigestanden sind. Auf tatkräftiges Anraten Heckenast's entschloß ich mich 1877, unweit von dem mehr und mehr in Wald versinkenden Alpel mir und den Kindern ein neues Heim zu schaffen. Ich baute in Krieglach ein kleines Wohnhaus, wo ich die Sommermonate zuzubringen pflege, während ich den Winter in Graz verlebe.“

In Krieglach wurde er mit einem Baumeister Knauer aus Wien bekannt, der dort mit seiner Familie die Sommermonate verlebte. Zu der Tochter des Hauses, namens Anna, fühlte sich der Dichter hingezogen, und am 4. Mai 1879 schlossen sie in der Kirche zu Krieglach den Bund fürs Leben.

Das Glück der Neuvermählten wäre ohne Trübung gewesen, wenn nicht ein heimtückisches Brustleiden des Dichters, das sich allmählich zu einem asthmatischen Leiden entwickelte, dunkle Sorgenschatten ins Haus hineingeworfen hätte. Ein wiederholter Aufenthalt in einem Kurorte brachte leider nicht die erhoffte Genesung. Durch eine strengere Lebensweise ist Rosegger aber im Laufe der Zeit so weit Herr seiner Krankheit geworden, daß er, einer leidlichen Gesundheit sich erfreuend, in seinem poetischen Schaffen selten beeinträchtigt wird.

Seiner zweiten Ehe sind drei Kinder entsprossen: ein Sohn und zwei Töchter. Der älteste Sohn aus erster Ehe, namens Sepp (Joseph), wohnt in der Nähe von Krieglach (in Langenwang) als Arzt, und der Dichter pflegt auf seinen Reisen in den Sommermonaten oft Einkehr bei ihm zu halten, um mit seinem

ersten Enkelkinde, zu dem er — der große Kinderfreund — sich mächtig hingezogen fühlt, zu scherzen und zu spielen.

Obwohl Rosegger der katholischen Kirche angehört, so verdanken die Evangelischen in Mürzzuschlag es in erster Linie seiner tatkräftigen Unterstützung, daß sie im Jahre 1900 ein eigenes Gotteshaus, die sogenannte Heilandskirche, erbauen konnten. In dieser Kirche sind die bereits erwachsenen vier Kinder des Dichters zum Protestantismus übergetreten. Hier ist auch sein erster Enkel, der kleine Walter Rosegger, getauft worden, und hier hat ferner im Jahre 1903 seine Tochter Gretl vor dem Traualtar gestanden. Rosegger selbst hat freilich noch nicht den letzten Schritt getan, der ihn vom Glauben seiner Kindheit scheidet; aber er ist in seinem Denken und Tun ein echter evangelischer Christ.

Zwei Jahre nach der Einweihung der Heilandskirche in Mürzzuschlag nahm Rosegger wieder an einem ähnlichen Freudenfest teil, nämlich an der Einweihung des Waldschulhauses in Alpel. Die Bewohner seines Geburtsortes hatten ihn um seine Unterstützung bei der Erbauung eines Schulhauses gebeten. Es war ihnen endlich die Erkenntnis ausgegangen, daß man ohne eine gute Schulbildung nicht mehr in der Welt vorwärtskomme. Rosegger hatte darauf in Graz eine Vorlesung zum Besten des Waldschulhauses veranstaltet, und die Folge davon war, daß ohne sein weiteres Bitten in ausreichender Weise Geldbeiträge, Baumaterial und Einrichtungsgegenstände zur Verfügung gestellt wurden. Nicht weit von seinem Geburtshause steht jetzt das im Schweizerstil erbaute schmucke Waldschulhaus, in dem zurzeit gegen 30 Kinder unterrichtet werden. Es ist allemal ein Fest- und Freudentag für die Jugend, wenn ihr Freund, der Dichter, zum Besuch erscheint. Seine Freude ist aber noch größer beim Anblick dieser Bildungsstätte. Jetzt hat die Jugend seines Heimatsortes das, was er als Kind so schmerzlich entbehren mußte: einen geordneten Unterricht. Von den in die jugendlichen Herzen hineingesenkten Samenkörnern erhofft er eine gesegnete Ernte zum Heil der Jugend und seiner geliebten Waldheimat.

B. 1. Roseggers Eigenart. Über seine schriftstellerische Tätigkeit äußert Rosegger sich folgendermaßen: „Ich gehe als Schriftsteller einen Weg, der, wie sich's zeigt, nicht viel betreten ist. Ich

ergreift und in seinem Fühlen und Denken nachhaltig beeinflusst. Ja, oft empfängt man den Eindruck, als ob das Landschaftsbild, das den Hintergrund der Erzählung bildet, nicht um der Erzählung willen entworfen sei, sondern als ob vielmehr die letzere zur Belebung der ersteren dienen solle. Großartige Naturbilder entwirft Rofegger in „Martin der Mann“, den „Schriften des Waldschulmeisters“, „Maria im Elend“, dem „Gottsucher“, „Johannes der Liebling“, dem „Herrensepp“ usw.“

3. **Sein Humor.** Noch eine Eigenschaft, die Rofegger zu einem der beliebtesten Dichter der Gegenwart macht, muß nachdrücklich hervorgehoben werden, nämlich sein echt volkstümlicher Humor. Hugo Möbius sagt: „Rofeggers Humor ist wahrhaft originell. Kraft desselben hat sich unser Dichter weit mehr Freunde rings in allen deutschen Landen gewonnen, als ihm etwa aus seiner Polemik gegen gehässelste Zeitsünden Feinde erwachsen. Man braucht nur einen Blick in seine Dialektdichtungen zu werfen, um zu erkennen: hier ist Peter Hebel, Fritz Reuter und Klaus Groth ein würdiger Nachfolger erstanden.“

Seinen Lebens- und Entwicklungsgang schildert er selbst in der „Waldheimat“ (zwei Bände). Zu seinen hervorragendsten Werken gehören: „Die Schriften des Waldschulmeisters“ (namentlich für Lehrer), „Jakob der Letzte“, „Martin der Mann“ und „Der Gottsucher“. Für die Jugend sind warm zu empfehlen die drei Bändchen: „Als ich noch der Waldbauernbub war“.

Anhang.

Das Drama.

1. **Wesen.** In der epischen Dichtung gelangen äußere Vorgänge und Handlungen zur Darstellung; sie berichtet von geschahenen Taten. Die lyrische Poesie dagegen bringt Stimmungen und Empfindungen zum Ausdruck; sie berichtet von „der dunkeln Gefühlsgewalt, die im Herzen wunderbar schliefen.“ Die dramatische Dichtung verbindet beides; sie offenbart, was sich im Innern regt, und zeigt die Taten, die daraus entspringen. Das Drama ist daher die vollendetste Form der Poesie.

Während in einem epischen Gedicht die Handlung als eine der Vergangenheit angehörige dargestellt wird, tritt sie im Drama als eine sich in der Gegenwart vollziehende auf. Darum schildert der Dramatiker nicht, was die Personen getan haben, sondern was sie tun; er läßt sie in der Gegenwart redend und handelnd auftreten. Seine Darstellungsform ist das Wechselgespräch.

Unsere Handlungen haben vorzugsweise ihren Quellpunkt im Gefühlsleben. Wer jene recht verstehen will, muß dieses näher kennen lernen. Der dramatische Dichter muß uns daher einen tieferen Einblick in die Gemütswelt der handelnden Personen eröffnen, damit wir aus dem inneren Werden und Wachsen die Handlungen begreifen lernen.

„Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.“ (Schiller).

Was sich in den „verborgenen Tiefen“ der Menschenbrust regt, tritt im Monolog (Selbstgespräch) ans Licht der Sonne. Die Monologe sollen eine Antwort geben auf die Frage: Warum handelt der Held so? In der Regel sind sie der Ausdruck eines kräftig erregten Gefühls und daher in ihrer Darstellungsform bewegt, sprunghaft, packend, erschütternd. Zu häufige und zu lange Monologe schädigen die dramatische Wirkung. Der Dichter darf nur dann zum Monolog greifen, wenn der Charakter der Person nicht in ausreichender Klarheit in ihren Handlungen erkennbar ist.

2. **Gliederung.** Jede, einem Endziele zustrebende Handlung hat drei Entwicklungszeiten: einen Anfang, eine Mitte und ein Ende. Danach ergeben sich für jedes Drama drei Hauptteile, die man **Akte** (Handlungen) oder **Aufzüge** (Vorhang aufziehen) nennt.

Der erste Akt enthält den Anfang. Er dient zur Einführung in die dramatische Handlung. Wir werden mit den Personen bekannt gemacht und sehen den Boden, in dem die Keime der beginnenden Haupthandlung wurzeln. Die Fäden, die später eine Verwicklung herbeiführen, werden angeknüpft, so daß wir mit Spannung dem weiteren Verlauf der Handlung entgegensehen.

Der zweite Akt führt in den Mittelpunkt des Dramas. Er zeigt die Verwicklung, die aus dem Spiel und Gegenspiel der auftretenden Personen erwächst. Es entsteht ein harter Zusammenstoß zwischen Interessen und Bestrebungen. Die Fäden verschlingen sich zu einem Knoten, der unlösbar zu sein scheint. Die dramatische Handlung erreicht ihren Höhepunkt und verleiht dadurch diesem Akte seine eigentümlich spannende Kraft.

Der dritte Akt führt an das Ende des Dramas. Er bringt die Entwicklung. Der Knoten, der im zweiten Akt geschürzt worden ist, wird im dritten gelöst. Es tritt ein Glücksumschwung — die sogenannte Katastrophe — ein, und die Handlung geht zu Ende.

Bei umfangreichen Dramen wird der zweite Akt in der Regel in drei Akte zerlegt, so daß die Dichtung aus fünf Akten besteht. Dramen von sehr geringem Umfang haben nur einen Akt, der aber jene drei Hauptglieder deutlich erkennen lassen muß.

Die Akte zerfallen in kleinere Abschnitte, die man Szenen oder Auftritte nennt. Sie werden durch das Auftreten neuer Personen markiert.

3. Dramatische Einheit. Alle Personen, die im Drama handelnd auftreten, müssen mit der Haupthandlung und der Hauptperson, dem sogenannten Helden der Dichtung, in innigster Verbindung stehen. Das ist der Fall, wenn alle Nebenhandlungen sich organisch der einen Haupthandlung unterordnen. Dann legen die einzelnen Teile sich wohlgegliedert um den einigenden Mittelpunkt. Dadurch erhält das Drama die ihm als Kunstwerk zukommende innere Geschlossenheit und wirkt spannend bis zum Schlusse.

4. Arten. Nach der Eigenart des Inhalts unterscheidet man zunächst zwei Hauptformen der dramatischen Dichtung: das Trauerspiel oder die Tragödie und das Lustspiel oder die Komödie. In der Mitte zwischen beiden steht das Schauspiel.

Das Trauerspiel schildert den Kampf einer hervorragenden Persönlichkeit mit widerstrebenden Mächten und eigenen Leidenenschaften. Der Held der Dichtung wächst nach irgend einer Seite seiner Charaktereigentümlichkeiten über das zulässige Maß hinaus, vergeht sich gegen die sittliche Weltordnung (tragische Schuld, Tragödie) und wird von ihrem Räderwerk zermalmt. Sein heißes Ringen und sein endlicher Untergang haben etwas tief Erschütterndes und wecken daher unser Mitleid, unsere Trauer (Trauerspiel). Aber mit diesem Schmerz paart sich zugleich ein versöhnendes, erhebendes Gefühl, das durch die Wahrnehmung der waltenden Gerechtigkeit hervorgerufen wird. „Alle Schuld rächt sich auf Erden.“ (Goethe). Beispiel: Schillers „Wallenstein“.

Das Lustspiel schildert den Kampf eines Menschen, der keine hervorragende Persönlichkeit zu sein braucht, gegen lächerliche Schwächen und Eigenheiten. Das Wesensmerkmal der Komödie liegt im Begriff des Komischen. Darunter versteht man den Gegensatz zwischen dem Gewohnheitsmäßigen und Verständigen einerseits und dem Ungewöhnlichen und Unverständigen andererseits. In der Wahrnehmung dieses Gegensatzes liegt ein Reiz zur Heiterkeit, zum Lachen. Die Komödie zeigt uns das Menschenleben von seiner heiteren Seite. Aber die komischen Verwicklungen, in die die Personen hineingeführt werden, sollen nicht nur Heiterkeitserfolge auslösen, sondern hinter den Torheiten und den Verkehrtheiten soll in scharfer Beleuchtung das Rechte, Ernste, Beherzigenswerte, Sittlich-Stärkende stehen. Beispiel: Lessings „Minna von Barnhelm“.

Das Schauspiel schildert auch, wie das Trauerspiel, den Kampf eines hervorragenden Menschen mit widerstrebenden Mächten, läßt aber den Helden nicht untergehen, sondern siegen. Darum ist im Schauspiel der Ausgang nicht so herbe wie im Trauerspiel und die seelische Erschütterung nicht eine so tiefdringende. Beispiel: Schillers „Tell“.

Namen- und Sachregister.

Die Zahlen geben die Seiten an.
Die Hauptzahlen sind fett gedruckt.

- Adjutantenritte 268
Alemannische Gedichte **98**, 99
Andersen 209
Archibald Douglas 247
Arndt **100**, 209
Auerbach, Berthold 160
- Balladen 54, 77, 82, 143
Balladenjahr 72
Bauerbach 66
Befiehl du deine Wege 19
Bodenstedt 211
Boncourt 145, 146
Bonner Burſchenlieder 184
Bormann 247
Braut von Meſſina 73
Bürger 79
- Chamiſſo 143, **145**, 162
Charlotte v. Lengefeld 68, 69
Cid 43
Claudius 83
- Dahn, Felix 211, 247
Dehmel, Richard 272
Demetrius 74
Deutschland, Deutſchl. über alles 188
Deutschlands Ehre 5
Dingelſtedt 145
Don Carlos 67
Drama 294
Dramatiſche Dichtungen 55, 78, 294
- Eichendorff 207
Emilia Galotti 36
Enghaus, Chriſtine 176
Epiſche Dichtungen 54, 77, 294
- ſauft 53
ſehrs, Joh. Hinrich 273
Siesko 65
Sontane, Theodor **244**
Förſter, Friedrich 126
Freiheitsjänger 109
Freiligrath 189, **195**, 209
Friedberg 247
Friedenslied 17
Friederike Brion 49
Friedrich der Große 25, 47
Friedrich II. 4, 7
Fünzig Sabeln für Kinder 157
- Gadebuſch 125
Geharniſchte Sonette 130
Geibel 142, 189, 197, **205**, 247
Geiſt der Zeit 107, 108, 110
Gellert 21, 48
Gerhardt, Paul 15
Gerok, Karl **224**
Gottfried von Straßburg 3, 13
Gottſchall 189
Goethe **44**, 71, 72, 75, 98, 99
Goethepreis 260
Göttinger Dichterbund **81**, 84
Göz von Berlichingen 49
Groſſe, Julius 211
Groth, Klaus **251**
Guzkow 143
Güll, Friedrich **199**
- Hainbund 81
Hamburgiſche Dramaturgie 39
Hanne Nüte 233, 238
Harms, Klaus 255
Hartmann von Aue 13

Hebbel 168
 Hebel 93
 Heinrich VI. 7, 9
 Heinrich von Ofterdingen 4
 Herder 40, 85
 Hermann und Dorothea 52, 55
 Hermann von Thüringen 4
 Herz, Wilhelm 211
 Hefekiel, Georg 247
 Hen, Wilhelm 151
 Henje, Paul 211, 247
 Hügig 147
 Hoffmann von Fallersleben 180
 Hopfen, Hans 211
 Hugo von Trimberg 1

 Immensee 220
 Innocenz III. 5
 Jahn, Friedr. Ludwig 110
 Jensen, Wilhelm 211
 Judith 175
 Jungfrau von Orleans 73

 Kabale und Liebe 66
 Karl August 50
 Karl Eugen 59
 Karlsschule 60, 61
 Kein Hüsung 241
 Kerner, Justinus 136, 142, 143, 209
 Kindertotenlieder 132
 Kitzgen 124
 Klingsor aus Ungarn 4
 Klopstock 29
 Konradin von Hohenstaufen 7, 9
 Kopisch 207
 Körner, Theodor 114
 Kriegsnovellen 264
 Kuh, Emil 177
 Kunze, Luise 239, 242, 243

 Laokoon 38
 Laube 177
 Laudon 27
 Läuſchen un Rimels 240
 Lenore 82
 Lenſing, Eliſe 173, 174, 175, 176
 Leopold VI. 3
 Leſſing 34
 Leuthold 211

 298

Liliencron, Detlef v. 261
 Lingg 211
 Liſzt, Franz 190
 Lord 57
 Loſchwiß 67
 Löwe, Karl 247
 Löwenſtein 247
 Ludwigsburg 59
 Luſtſpiel 296
 Lützowſche Freijſchar 122
 Lyriſche Dichtungen 53, 77, 214,
 223, 294

 Madel 135
 Maneſſeſche Handſchrift 9
 Maren 277
 Maria Stuart 73
 Maßmann 187
 Märchen-, Lieder- und Geſchichten-
 buch 167
 Meiſterſänger 13
 Menzel, Adolf 247
 Meſſias 30, 32
 Meta Moller 31
 Meuſebach 184
 Minna von Barnhelm 36, 84
 Minneſänger 7
 Mohr 171
 Mommsen 219
 Moſer 57
 Mühler 247
 Müllenhoff, Karl 259
 Münchner Dichterschule 211

 Nathan der Weiſe 37
 Nibelungen 178
 Novellen 223
 Nunnanbeck, Lienhard 11

 Ode 33
 Oggersheim 65

 Palmblätter 228
 Peter Schlemihl 147, 149
 Peters, Fritz 239
 Pole Poppenspäler 221
 Preller, Friedrich 190

 Quickborn 257

Ratibor, Herzog von 191
 Räuber 62, 63, 64
 Rebecka 86
 Reinick, Robert 160
 Reinmar der Alte 2, 4
 Reinmar von Zweter 4
 Reuter, Fritz 230
 Reuter-Villa 242
 Rheinischer Hausfreund 98
 Rietichel, Ernst 190
 Rittershaus, Emil 198
 Rosegger, Peter 280
 Rüdert 127, 209

Sachs, Hans 10
 Sankt Peter mit der Geiß 12
 Sängerkrieg auf der Wartburg 4
 Schack 211
 Schadow 162, 163
 Schatzkästlein des rheinischen Haus-
 freundes 99
 Schauspiel 296
 Scheffel 211
 Scherenberg, Chr. Fr. 247
 Schill 108
 Schiller 51, 56
 Schillerpreis 177, 260
 Schlaraffenland 12
 Schoppe, Amalie 172
 Schwab 136, 144, 227
 Schwäbische Dichterschule 143
 Schwind, Moriz v. 4
 Seidel, Heinrich 247
 Selle, Leonhard 255, 256, 259
 Seisenheim 49
 Solitude 60
 Sophonisbe 211
 Stiefel, Karl 211

Stimmen der Völker in Liedern 43
 Stolberg, Leopold 91
 Storm, Theodor 217, 247
 Streicher 64

Tell 73
 Terzine 150
 Trauerspiel 195
 Trejcho 41
 Trummer, Amanda 209
 Tunnel über der Spree 247

Umland 134
 Ulrich von Lichtenstein 8
 Unkel Bräutig 238
 Unpolitische Lieder 188, 194
 Ut de Franzosentid 241
 Ut mine Festungsid 234, 236
 Ut mine Stromtid 239, 241

Vogelweidhof 2
 Volkstedt 67
 Völkerfrühling 109, 130, 138
 Voß, Joh. Heinrich 81

Wallenstein 72
 Walter von der Vogelweide 1
 Wanderungen durch die Mark
 Brandenburg 249
 Wandsbeker Bote 85
 Weber, Wilhelm 143
 Wenigenjena 69
 Wieland 50
 Wilbrandt 211
 Wittenbergisch Nachtigall 12
 Wolfram von Eschenbach 4, 8, 13

Zrinq 120

Auf der Suche nach Petroleum*)

So fuhr ich denn einige Tage später nach Santos, nahm Papiere und Geld in Empfang und rüstete mich, am nächsten Morgen ganz früh die Reise anzutreten.

Die Sterne standen noch am Himmel. Die Stadt lag noch in tiefer Stille. Eine köstliche Morgenfrische umfing mich. — Ein Schwarzer war es, der das Petroleum entdeckt haben sollte? — Auf ungefähr 80 Kilometer Entfernung? — Schwarze haben keine Vorstellung von Maßen. — Es können 60 oder 100 sein. — Mit solchen Gedanken marchierte ich auf das Abenteuer los. Unsinn, sagte ich mir, du lieferst nur das Blech zu dem gar nicht vorhandenen Petroleum! Ein Schwarzer? — So ein Detektiv auf Naturschätze muß alles versuchen! Mit dem Umwege einer halben Stunde kommst du ja bei der Ansiedlung der früheren Sklaven vorbei, von der so oft in Santos die Rede gewesen ist! Da soll es ein richtiges Negerdorf geben mit einem uralten iräheren Häuptling an der Spitze. Dem sollen von seinen Leuten dieselben Ehren und Abgaben zuteil werden, die er gewohnt war in Afrika zu empfangen. Als Zeichen seiner Würde, sagte man, trüge er immer einen Zylinderhut, und die Herren von Santos machten sich den Scherz, dem „König der Neger“ ihre abgetragenen Zylinderhüte zu schicken.

Ein schmaler Fußweg führte mich zum Dorfe. Die erste Hütte unter Bananen. Ich klopfte nach Landesitte in die Hände. Keine Antwort. Ich wagte es, die leicht angelehnte Thür ein wenig zu öffnen. Ein gefährliches Unternehmen, weil in Brasilien niemand das Haus eines andern betreten darf ohne Erlaubnis des Bewohners; selbst die Polizei nur unter Vorzeigung eines obrigkeitlichen Aktenstückes. Der Hausherr darf den Eindringling ohne weiteres niederschlagen. Ich sah beim matten Scheine einiger Holzklöße, die in der Mitte des Raumes glommen, eine Anzahl schwarzer Männer und Knaben auf ausgebreiteten Matten schlafend an der Erde liegen. Rasch trat ich zurück.

Der Morgenstern dämmerte noch. Leichte weiße Nebel wogten hin und her wie lose Schleier; die Blätterkronen hoher Palmen ragten darüber hinaus. Da färbte sich der Himmel rötlich. Die ersten Strahlen der Sonne zitterten an Busch und Gras. Ein weinendes Kind in einer Nachbarrhütte — Menschenstimmen — krähende Hähne. Kleine, schwarze Schweine liefen grunzend umher.

Ich stand noch vor der ersten Hütte. Zwei Schwarze traten heraus und musterten den Fremdling mit argwöhnischen Gesichtern. Ich begrüßte sie freundlich und bat sie um Auskunft, wie ich am besten zum Senhor Coronel gelangen könnte. Ich hatte mich beim Warten daran erinnert, daß der alte brasilianische Oberst und Großgrundbesitzer in den Zeitungen als ein warmer Freund und Fürsorger der Schwarzen gerühmt war. Da wurden die Männer zutraulich und boten mir von ihrem Kaffee an, den sie auf der Feuerstelle warm gehalten hatten. Ich war noch nüchtern und nahm gern eine Kürbisschale des starken Getränks, wogegen ich ein Paket Zigaretten spendete und für die Kinder einige Nickelstücke. So hockten wir zusammen auf dem Lehmboden der Hütte in guter Freundschaft. Als ich mich aber gar nach dem Befinden ihres „Herrn“ erkundigte und dabei den ehrenhaftesten Titel „Senhor Capitão“ gebrauchte, wurden sie freudig bewegt.

*) Aus: In Deutschland und Brasilien, Lebenserinnerungen von Gustav Stuber. Ganz-Leinenband 4,50 M. Verlag von Hellmuth Wollermann, Hofbuchhändler, Braunschweig.

Er sei ein gar zu guter Mann und in ihrem alten Vaterlande ein „mächtiger“ Häuptling gewesen; ich könne ihn aber so früh am Morgen nicht besuchen, da er die Gewohnheit hätte, ein „kleines, wirklich nur ein kleines“ Abendröschchen auszuschlafen. Ich bat sie, ihm ein Silberstück von einem „deutschen Bewunderer“ (admirador) zu behändigen.

Nun hatte ich sie, wo ich sie haben wollte. Sie begleiteten mich auf dem nächsten Wege, eine Stunde weit, bis an das Grundstück des Coronel, über welches mein Weg führte, und ich fragte sie nebenbei, ob ihnen ein Kamerad bekannt sei, der einmal Petroleum nach Santos gebracht hätte. Ja, er habe damals in ihrem Dorfe übernachtet, hätte eine Stunde hinter dem Orte Peruhya am Wege nach Iguaçu gewohnt, sei aber nicht wieder zurückgekommen.

So ging ich doch nicht ganz und gar ins Blinde hinein!

Vor mir lag der Ozean, an seinem Ufer das weite Gehößt des Oberst. Ich wußte, daß von da ab ein Postkarren alle Tage nach dem 50 Kilometer entfernten Marktsteden Jianhäem führe. Vor der Haustür des großen Herrenhauses klopfte ich also in die Hände, und heraus trat ein Mann mit einem nicht prüfenden Gesichtsausdruck. Trotz seiner vom Alter etwas gebeugten Haltung und trotz bunter Schlappen an den bloßen Füßen erkannte man in seiner Erscheinung den früheren Offizier. Mit der eigentümlich feinen, brasilianischen Höflichkeit forderte er mich auf, einzutreten, und führte mich in ein kleines Zimmer, dessen Tisch mit Papieren bedeckt war. Zwei Schantelstühle bildeten das übrige Mobiliar. Die Wände waren bedeckt mit Regalen voller Bücher. Erst als wir uns gesetzt und die gebräuchlichen Höflichkeits-Phrasen ausgetauscht hatten, stellte ich mich, der Lardeßitte gemäß, vor und bat ihn um Auskunft über die Fahrgelegenheit.

Da er einen Herrn in mir erkannt hatte, gebrauchte er mit einer verbindlichen Geste die übliche Redensart: „Minha casa está a sua disposição“ (hon'g) — Mein Haus steht zu Ihrer Verfügung. „Dies Zimmer ist mein persönliches Reich“, fügte er hinzu, auf die Bücher zeigend. „Der Aussprache nach sind Sie ein Deutscher, also ein Gelehrter.“

Wir kamen bald in ein lebhaftes Gespräch über den französischen und den Paraguay-Krieg, den er mitgemacht, und über politische Vorgänge in der ganzen Welt. Er zeigte sich außerordentlich unterrichtet.

Ich unterdrückte mein Erstaunen darüber nicht, indem ich es in die Frage kleidete: „Und das alles in solcher Einsamkeit?“

„Einsamkeit?“ wiederholte er, „sagen Sie Freiheit! Freiheit vom Geräusch der Städte! Freiheit im Blicke auf das endlose Meer, das heute leise murmelt wie ein einschlafendes Kind und morgen vielleicht schon brüllt wie ein wildes Tier. Sehen Sie dort das Wrack eines Ozean-Seglers, der kürzlich erst dicht an meinem Hause gestrandet ist!“

Ich bewunderte im stillen den Wohlklang der portugiesischen Sprache und die immer bilderreiche Plastik in den Ausdrücken der höheren Gesellschaftskreise.

Da ertönten kräftige Schläge eines Gong. „Kommen Sie mit zum Frühstück, und nehmen Sie mit den einfachen Speisen vorlieb, die wir zu genießen pflegen!“

Ein langer, schmaler Saal tat sich vor uns auf. Ein langer, gedeckter Tisch stand in der Mitte, den wohl einige 20 Menschen umstanden, welche auf den Hausherrn warteten, meist Frauen und Kinder. Vorstellung und die übliche Begrüßung mit Handschütteln. Dann traten zwei kleine Mädchen auf den Oberst zu, die ihm noch nicht den Morgengruß geboten

hatten. Sie fügten ihm die Hand und sagten dabei eine nach der andern: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Er legte die Hand auf ihre Köpfe, wie segnend, mit den Worten: „In Ewigkeit, Amen!“

„Alles meine Familie“, sagte mir dann der Oberst. Es klang wie selbstverständlich.

Ich mag ihn wohl etwas verwundert angesehen haben, denn er lächelte bei den Worten: „Das hat sich so nachgerade zusammengefunden. Meine Frau ist tot“, sagte er mit bewegter Stimme und setzte nach dem Ritual einer Kirche lateinisch hinzu: „Lux aeterna luceat ei. Wir haben nur neun Kinder gehabt. Meine Schwester hält nur Haus. Deren Kinder, unsere Kinder und Kindeskinde. Eine kleine Schar. Das ist die Freude, die ich noch am Leben habe, daß ich sie alle um mich versammeln und sie auch beschäftigen kann. Glauben Sie noch, daß ich ein Jam bin?“

So blickte ich zum ersten Male in eine feinere, brasilianische Familie und hatte ein gutes Recht bekommen, mich im Kreise der Tischgenossen umzusehen, sie auf Ähnlichkeiten prüfend. Da waren mehrere bildschöne junge Mädchen mit blau-schwarzen, vollen Haaren, großen, dunklen Augen, von langen Wimpern beschattet — zwei Damen von vielleicht 30 bis 40 Jahren, welche schon die Körperfülle zeigten, die den Brasilianerinnen nach einer kurzen Jugend eigen ist — ein paar junge Männer, zierlich gebaut, wie fast alle ihre Landsleute, mit intelligenten, aber etwas müden Gesichtern und starken, schwarzen Schnurrbärten — Kinder, Knaben und Mädchen, die sich beim Essen nicht sehr manierlich benahmen. Alle hatten die blasse, etwas gelbliche Gesichtsfarbe der Menschen in den Tropen. Mischlinge waren aber nicht unter ihnen, die man leicht an etwas dunklerer Hautfarbe und an wulstigen Lippen erkennt. Um mich völlig davon zu überzeugen, besah ich am Nachmittag die Nägel der Kinder, mit denen ich in einer Laube spielte: sie zeigten nicht die charakteristischen hell- oder dunkelbraunen Halbmonde an den Nagelwurzeln.

Auf dem Frühstück standen nach der Sitte des Landes alle Gerichte zusammen und auf einmal aufgestellt: Rindfleisch, gejotten, Huhn in Reis, gefochte Fische, schwarze Bohnen, Mandiotsa-Mehl (Farinha), Bananen, Guirava (ein birnenartiges Pasta), Käse, — aber keine Gemüse, keine Kartoffeln, kein Brot. Alles in großen Schüsseln. Jeder nimmt sich nach Belieben von dem, was er mag. Den Herren kommt es zu, die Teller ihrer Nachbarinnen zu füllen. Weil diese aber die Gewohnheit haben, tagsüber viel Backwerk, Schokolade und kandierte Früchte zu essen, hört man fast ohne Unterlaß bei Tisch die Worte: „non quero“ (naong karu) — wörtlich: ich will nicht, d. h. „danke nein“.

Ich wußte schon, daß es nicht Stil ist, sich beim Essen viel zu unterhalten. Eine vortreffliche Sitte, so sehr ich in Europa das attische Satz allen andern Tafelfreuden vorziehe. Die Brasilianerin hat aber nur in seltenen Ausnahmen geistige Interessen, obgleich sie nicht ohne Begabung zu sein pflegt.

Den auf jede Mahlzeit folgenden schwarzen Kaffee-Extrakt nehmen die Herren, ähnlich der englischen Sitte, Zigaretten dazu rauchend, allein, während die Frauen sich zurückziehen. Und dann erst erwartet der Hausherr, welchem Gastfreundlichkeit gegen Gleichgestellte eine nationale Eigenschaft und Tugend ist, Mitteilungen über die Absichten des Fremden — Dem Oberst durfte ich von dem Zweck meiner Reise nichts verraten, erkundigte mich aber nach Peruhya.

„Der Herr Doktor wollen da ohne Zweifel Untersuchungen anstellen?“ fragte er. (In der portugiesischen Sprache geschieht die Anrede immer in der dritten Person.)

„Der Herr Oberst wollen gestatten, zu sagen, daß Sie irren — ich bin nicht Doktor“ — wich ich aus.

Er lachte unter den Worten: „Wir nennen jeden Ingenieur und jeden studierten Mann Doktor. Der Herr wird beides sein, also ein doppelter Doktor. Und dazu ein Deutscher. Was könnte einen deutschen Ingenieur veranlassen, unsere Küste zu besuchen, wenn er nicht Untersuchungen anstellen wollte? Wir sind sehr dankbar dafür. Zum Beweise will ich dem Herrn Doktor meine Karte nach Pernambuco mitgeben. Der ganze Ort besteht aus einem Duzend Hütten. Fragen Sie nach Joao da Costa, er stand früher in meinen Diensten und ist dort wohl der einzige Mensch, der etwas zu lesen versteht, und der die Gegend genau kennt.“

Ich fing an, Mut für das Abenteuer zu fassen.

Dann führte mich der Oberst durchs Haus, durch die Stallungen, auf die Weideplätze, wo prächtige Manntiere und Ochsen grasen. Wir besahen Zuckerrohr- und Manioka-Pflanzungen, die Hütten seiner vielen schwarzen Arbeiter. Zwischen reizenden schwarzen Kindern (die sehen wirklich allerliebste aus), Hühnerherden, Truthähnen, Pfauen und Enten lehrten wir ins Haus zurück.

Das war mein erster genauer Einblick in das patriarchalische, häusliche Leben und den gemütlichen Betrieb einer „fazenda“ (Fazende).

„Sagen Sie noch, daß es hier einsam ist, Sie doppelter deutscher Doktor? — Aber da steht der Wagen, der nach Stanhäem fährt!“

Wagen? Ein richtiger deutscher Schäferkaren, wie man sie in meiner Jugend auf jeder Feldmark sah! Er mutete mich recht heimatisch an. Aber wie hineinkommen? Vorn zu, hinten zu! Als Junge war ich oft über die Deichsel hineingeklettert. Aber hier war keine Tür. Also hinten! Richtig, da taten sich zwei Klappen auf. — Der Oberst kam mit einer dicken Rolle unter dem Arme heran.

„Nehmen Sie das als Kopfstützen“, sagte er, und legte den Wulst in den Kasten. Dankbar und lachend schob ich mich und meinen Rucksack in den niedrigen Kasten, der für meine Körperverhältnisse zu kurz war, so daß die Füße hinten hinaus frei in die Luft hingen. Die Damen und Kinder liefen noch herbei und steckten mir Tüten mit Backwerk und Obst in meine Staatskarosse. Meinen Dank konnte ich nur durch unartikulierte Laute aus dem Kasten und besonders durch heftiges Schwanken der Beine und Füße unter dem schallenden Gelächter der Versammlung zum Ausdruck bringen. — — —



Vorstehende Schilderung (Besuch bei einem brasilian. Großgrundbesitzer in Brasilien) ist ein kurzer Auszug aus dem hochinteressanten, lehrreichen Buche

In Deutschland und Brasilien.

Lebenserinnerungen
von Gustav Stüfer.

300 Seiten. Ganzleinenband [mit Bild des 75jähr. Verfassers] nur M 4,50.

Die angesehensten Zeitungen und Zeitschriften aller Richtungen widmen diesen — bereits in 4. Auslag: seit Oktober 1913 vorliegenden — Lebenserinnerungen die glänzendsten spaltenlange Urteile. Lesen Sie die aus der Masse herausgegriffenen wenigen Urteile und bestellen Sie das Buch noch heute bei Ihrem Buchhändler oder direkt beim Verlag.

Ein Buch von bleibendem Wert.

Ein Geschenk für jedermann zu jeder Gelegenheit.

Der Deutsche Kulturpionier. Das Buch bringt ausgezeichnete Miniaturbilder aus einem sehr bewegten und nicht ganz unbedeutenden Leben. Im 1. Teil (1839 bis 1885) schildert der Verfasser seine Jugend- und Studentenjahre und seine Tätigkeit als Pfarrer in Nassau (Diez und Selters) und im Braunschweigischen (in Erkerode). Hier blühte unter seinen Händen eine Anstalt für Idioten und Irre empor, deren Bestand von 10 Böglingen im Jahre 1868 auf jetzt 450 gewachsen ist. Stutzer legte sein Pfarramt nieder, um sich ganz dieser Anstalt zu widmen, und leitete von 1880—85 die gleichfalls von ihm errichtete Anstalt für Psychisch-Kranke in Goslar-Theresienhof. Damit schließt der 1. Teil dieser Erinnerungen, der vor unserm Blick in ersten und heiteren Bildern ein arbeitsreiches, von hohen Idealen, redlichem Streben und vornehmer Gesinnung zeugendes Leben aufrollt. Des Verf. Beziehungen zu Rob. Franz, Jr. v. Raumer, Julius Sturm und anderen bemerkenswerten Persönlichkeiten verleihen dem Buche noch einen intimeren Reiz. Eine größere Anziehungskraft aber wird auf das deutsche Publikum der 2. Teil (1885—1909) ausüben, weil er von Erlebnissen in fernen Landen und uns wenig bekannten Verhältnissen berichtet. Er verdient daher hier einen ausführlichen Hinweis. Nachdem Stutzer seine Heilanstalt in Theresienhof an einen Arzt verpachtet und sich von Dr. Blumenau, dem Begründer der gleichnamigen brasilianischen Kolonie größere Ländereien gekauft hatte, ging die Fahrt — am St. Paulsfelsen vorbei — der neuen Heimath zu.

Die Reise selbst, dann die Kolonie Blumenau, sein beschwerliches Tagewerk und sein häusliches Leben ziehen an uns vorüber. Nachdem er 2—3 Jahre gebraucht hatte, um Wege anzulegen und seinen Besitz zu vermessen, fand er auch Käufer für einige Parzellen, bei den Verhandlungen aber kam es heraus, daß sein Land dem Vorbesitzer gar nicht gehört hatte, er selbst also auch nicht Eigentümer geworden war. Nun ging's wieder zurück nach Deutschland, er widmete sich wieder seinem Theresienhof (jetzt als Sommerfrische) und prozessierte lange mit Blumenau, unterlag aber. Der Wunsch einer deutschen Gesellschaft, die ihn als Autorität darum ersuchte, führte ihn inzwischen vorübergehend nach dem Süden Brasiliens. Dann nötigten ihn finanzielle Schwierigkeiten, den Theresienhof aufzugeben (1891). Er ging wiederum nach Brasilien und ließ sich jetzt im Staate Sao Paulo, in Pires nieder. Er übernahm dort die Verwaltung und Ruchbarmachung eines Waldbesitzes, das seinem Schwiegersohn gehörte, und das unter seiner unermüdlchen, kräftigen und geschickten Hand zu einem Gute ward. Nach 18 arbeitsreichen Jahren (1909) ging er nach Europa zurück und widmete sich der Niederschrift seiner Erfahrungen und Eindrücke. Auf die anschauliche Schrift: *Das Flussgebiet der Ribeira de Iguape*, die schnell eine 3. Auflage erlebte, sind nun seine Lebenserinnerungen gefolgt. Aus dem reichen Inhalt des 2. Teils seien hervorgehoben die Einblicke in die wirtschaftliche Lage Brasiliens, seine Notizen über Land und Volk, über die Sprache der Ureinwohner, über Brüllaffen und große Kreuzspinnen, die Malaria, die Sklaverei und das Leben und Treiben im brasilianischen Urwald. Seine Beobachtungen mit Röhren, Schlangen und Ameisen verraten

seine seelenkundlichen Interessen. Seine religiösen Streifbilder zeigen, daß er mit offenem Blick sah, was um ihn herum vorging. Als ein kraftvoller Vertreter des Deutschtums und ein erbitterter Feind nationaler Charakterlosigkeit gewinnt er die vollste Sympathie des Lesers. Auch harte Schicksalsschläge vermögen seine echte Frömmigkeit nicht zu erschüttern, Arbeiten und nicht ver-
zagen ist das stete Leitwort seines Lebens. Besonders gelungen sind auch die Schilderungen seiner Nachforschungen nach Petroleumquellen und einzelnen Holzarten, sowie die von Iguape und Cananéa. Mit regem Anteil folgt man endlich dem durch rastlose Arbeit erzwungenen Aufblühen seiner großen Milchwirtschaft in Pires. Das Buch ist anmutig geschrieben, durchweg fesselnd, und bietet reiche Belehrung und Unterhaltung. Nach Inhalt, Zweck und Charakter ist es für weitere Kreise bestimmt und hervorragend geeignet. Auch der Leser, der glaubt, daß ihm einzelne Schilderungen, wie z. B. die der brasilianischen Erlebnisse, ferner liegen, wird es nicht bereuen, dies Buch zur Hand genommen zu haben, und darin eine Fülle ungeabnter Anregung finden. Zu guter Letzt sei nicht verschwiegen, daß das Bild des greisen Autors eine willkommene Beigabe dieses schönen Buches ist.

Dr. Wolfram Suchier.

Das Land. . . . Eine Kernnatur, ein Willensmensch kämpft hier vor unsern Blicken mit dem Leben. In diesem Pastor, einem Freunde vieler bekannter Männer, z. B. Julius Sturms und Adolf Stöckers, wirkt das Soldatenblut seiner Vorfahren nach; (sein Großvater war jener Major Stuber, der als einziger sich dem Braunschweiger Kriegsgerichtspruch gegen die gefangenen Schill'schen Offiziere widersetzte und deshalb vom König Jerome beinahe selbst erschossen worden wäre). Als junger Pfarrer hat er sich in den Jahren des ersten Kolonialfiebers, als reifer Mann, entschlossen, sich eine neue Existenz in Brasilien zu schaffen. Welche Entwicklungen, Mißerfolge und Schicksalsschläge in fast dramatischer Zuspitzung den in die Heimat Zurückgekehrten wieder nach Südamerika trieben, muß man selbst lesen. Und nur andeuten läßt es sich, in wie vornehmer und seiner Weise hier ein Kreis seiner treuen Lebensgefährtin ein Denkmal gesetzt hat. Die eingestreuten Bemerkungen und Ausführungen naturwissenschaftlicher, ethnologischer und medizinisch-psychologischer Art geben reiche Anregung.

Dr. H. P.

Blätter für Bücherfreunde. . . . Ein interessanter Lebensweg entrollt sich hier vor unsern Augen, der den Verfasser in mancherlei Zickzacklinien durch die verschiedenartigsten Berufe führt. Sein energisch vorwärtstrebendes Naturell und seine east vaterländische Gesinnung führen ihn der damals jung aufstrebenden Kolonialbewegung zu; im Vereine mit seinem Freunde Fabrici gehört er bald zu den bekanntesten Persönlichkeiten auf diesem Gebiete. Kurz entschlossen benutzte Stuber eine scheinbar günstige Gelegenheit, um in Brasilien große Landkomplexe zu erwerben, die er der deutschen Kolonisation erschließen will. Bereits in gereifterem Lebensalter stehend, siedelt er mit seiner Familie nach Brasilien über, um hier, trotz anstrengender und zielbewußter Tätigkeit Fehlschlag auf Fehlschlag zu erleben und infolge widriger Umstände seinen ganzen

Besitz zu verlieren. Nach der Heimat zurückgekehrt, findet er auch seine in blühendem Zustande zurückgelassene Pflegeanstalt dem Zusammenbruche nahe, der nicht mehr aufzuhalten ist. Ungebrochen greift er wiederum zum Wanderstabe und entwickelt nun, allerdings nicht mehr als selbständiger Unternehmer, sondern im Dienste anderer, wiederum in Brasilien eine vielseitige und von Erfolg gekrönte Tätigkeit als Landwirt, Viehzüchter, Kaufmann, Holzhändler usw. In klaren, schlichten Worten erzählt uns hier Stüker ein interessantes Stück Zeitgeschichte, und gefesselt folgen wir ihm mit höchstem Interesse bis zum Schluß.

—4.

Der Geistesstempel der Gegenwart. In erster Linie möchte ich die Leser auf ein Buch hinweisen, das mir eine Reihe köstlicher Abende beschert hat, auf Gustav Stükers Lebenserinnerungen: In Deutschland und Brasilien. Das Buch führt in schnellen Zügen ein überaus wechselvolles Menschenleben an uns vorüber. Und doch ist es keine eigentliche Biographie. Das Biographische ist eigentlich nur der Faden, an dem sich eine Fülle reicher Erfahrungen und Beobachtungen über Welt, Leben und Menschen aufreihen. Bild drängt sich an Bild. Wunderbar, mit wie kurzen, sicheren Strichen der Verfasser seine Eindrücke festzuhalten weiß, oft so, daß man sie nicht wieder vergißt. Die Jugend des Verfassers, erst Student der Theologie, Hörer von Tholud, Thomasius und andern gefeierten Größen, darauf Pastor auf dem Lande, Gründer und Direktor der Idiotenanstalt Neuerkerode, dann Landwirt in Brasilien, dann wieder Direktor in Deutschland, Direktor eines großen Erholungshauses und noch einmal in Brasilien —, so zieht dieses vielbewegte Leben an uns vorüber, reich an äußeren und inneren Spannungen, an Erfolgen und Enttäuschungen, an Glück und Wehe, bis dem Kämpfer ein Aufatmen vergönnt wird und ein freundlicher Abendfriede sein Leben erhellt. Ein Buch, so reich an persönlichem Leben, wird selbst Erlebnis, und man scheidet von dem Verfasser wie von einem lieben Freunde mit dankbarem Händedruck.

D. E. Pfennigsdorf.

Soeben erschienen:

Deutsches Leben am Rande des brasilianischen Urwaldes

Novellen von Therese Stüker, geb. Schott.

2. Auflage. Gebunden M 3,—

Diese kleinen tiefempfundenen Novellen schildern uns lebensvoll Land und Leute in Brasilien und geben uns ein getreues Spiegelbild des Lebens unserer deutschen Landsleute daselbst.

Von den zahlreichen günstigen Urteilen nur folgendes:

Diese prachtvollen und geistreichen Erzählungen geben uns ein freundliches Bild von Land und Leuten in Brasilien. Die lebenswahren Bilder sind in feiner Sprache und mit gutem Verständnis dargestellt. Sie berichten uns von dem Ringen und Arbeiten unserer Landsleute im fernen Süden Brasiliens und bilden darum eine anregende Lektüre.

S.

Verlag von Hellmuth Wollermann, Hofbuchhändler, Braunschweig. 7

Ende Mai 1914 wurde ausgegeben:

C. Carstensen, Deutsche Geisteshelden.

Aus dem Leben deutscher Dichter.

Dritte, vermehrte Auflage, 300 Seiten, mit 32 Bildnissen.

Große Ausgabe. Gebunden M 3,—

Ein vorzügliches Buch, so recht geeignet, die Jugend mit unsern deutschen Dichtern, ihrem Leben, Schaffen und ihren Werken bekannt zu machen. Ein Geschenk für die Jugend zu jeder Gelegenheit. Aber auch für den Unterricht an höheren Schulen geeignet.

Dieses Buch ist in den Verzeichnissen der Jugendschriften-Ausschüsse aller Richtungen als besonders empfehlenswert aufgeführt. Die neue Auflage ist um 8 Lebensbilder vermehrt worden und sind nunmehr folgende 32 deutsche Dichter vertreten: Walter von der Vogelweide, Hans Sachs, Paul Gerhardt, Gellert, Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Bürger, Claudius, Hebel, Arndt, Körner, Rückert, Uhland, Chamisso, Heh, Reinick, Sebber, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Gull, Geibel, Storm, Gerok, Neuter, Fontane, Groth, Liliencron, Fehrs, Rosegger.

Aus den Urteilen von Presse und Publikum:

Prof. A. Sch. in A.: „. . . Ich behalte das Buch. Es ist, was ich schon lange suche. Senden Sie es jedem Lehrer des Deutschen zur Ansicht, Sie werden es in 1000 Fällen kaum einmal zurück-erhalten. Das ist Literaturgeschichte für Schüler, fruchtbarer, als der beste Grundriß. Man kennt es sicher zu wenig.“

„Es ist ein sehr guter Gedanke, unserer Jugend das Wissenswerteste aus der neueren deutschen Literatur (seit Hans Sachs) in einer Anzahl von abgerundeten Lebensbildern mitzuteilen, deren jedes auch ein Bild über das dichterische Schaffen des betreffenden Schriftstellers bietet. Dieser Gedanke ist — unseres Wissens zum ersten Male — in vorliegendem Büchlein aufgenommen und durchgeführt. Die Auswahl — bis auf noch lebende, wie Rosegger, herab-führend — ist gut getroffen: Die Bevorzugung der „Dichter des Idealismus“ neben den Klassikern, die vollzählig behandelt sind, ist für uns ein Grund mehr, das Werk allen Familienvätern, die ihren Kindern die Pforte des deutschen Schrifttums aufschließen möchten, angelegentlichst zu empfehlen.“

„Die Wartburg.“

Zum ersten Male erschien gleichzeitig:

Deutsche Geisteshelden.

Kleine Ausgabe. Mit 32 Bildnissen. Kartoniert M 0,80.

Diese kleine Ausgabe — keineswegs nur eine trockene Aufzählung von Namen und Daten, sondern lebensvolle Einzelbilder und dieselben Bilder wie die große Ausgabe enthaltend — ist in erster Linie zum Gebrauche an Volksschulen bestimmt. Die große Ausgabe gilt dann für die Hand des Lehrers.

8 Verlag von Hellmuth Wollermann, Hofbuchhändler, Braunschweig.

Ein Gegenstück zu den „Deutschen Geisteshelden“ ist:

Aus dem Leben deutscher Musiker.

Biographien der Großmeister deutscher Tonkunst
- für jung und alt von E. Friedrichs. -

205 Seiten mit einem Titelbild und 14 Porträts. Geb. M 3,—

Inhalt: Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Gluck, Weber, Wagner, Schubert, Mendelssohn, Schumann, Löwe, Franz, Brahms.

Ist das Carstenjensche Buch bestimmt, die Jugend mit unsern großen Dichtern bekannt und vertraut zu machen, so soll das Friedrichsche die musikliebende und -treibende Jugend mit unsern großen Meistern der Töne bekannt machen. Daß die Verfasserin das Richtige getroffen hat, beweisen die vielen günstigen Urteile von Prüfungsausschüssen, Rezensenten und Kritikern.

Aus den Urteilen:

In den höheren Lehranstalten erfahren die Schüler und Schülerinnen von Schiller, Goethe und anderen bedeutenden Dichtern, aber von unsern berühmten Tondichtern, z. B. Mozart, Beethoven und Wagner, hören sie so gut wie nichts. Zu einer allseitigen Bildung gehört aber auch die Kenntnis der hervorragenden Musiker und ihrer Werke. Zwar sind die Wortdichtungen leichter vorzuführen und zu behandeln als die Tongebilde; so, wie aber bisher verfahren ist, kommen doch die Tondichter den Dichtern gegenüber gar zu kurz. Die Schuld lag hauptsächlich an dem Fehlen eines passenden Unterrichtswerkes. Dasselbe erhalten wir in dem Buche von E. Friedrichs. Es enthält gewandt und lebendig geschriebene Lebensbilder. Das vornehm ausgestattete, mit 14 Bildern in Kunstdruck und einer Darstellung des Mozartdenkmals in Wien versehene, schön gebundene, billige Buch ist für Schule und Haus sehr schätzenswert und eignet sich daher vortrefflich zu Geschenkwegen. „Deutsche Lehrerzeitung.“

14 Großmeister deutscher Tonkunst werden in ihrem Werden, Wachsen und Wirken kurz dargestellt. Dadurch, sowie durch gelegentliche Bezugnahme bei der Ausführung des Lebensbildes auf die andern im Buche behandelten Komponisten wird nicht nur eine möglichst geschlossene Form des Ganzen hergestellt, sondern zugleich ein Überblick über die Entwicklung deutscher Tonkunst von Bach bis Brahms geboten. Im Interesse der jungen Leser sind Jugendzeit und Kindheit jedes Tonmeisters stets am ausführlichsten behandelt. Die Sprache ist schlicht vornehm, allen verständlich. Die Porträts sind ohne Ausnahme hervorragend schön. Für Volks- und Schülerbibliotheken sehr zu empfehlen. „Preussische Lehrerzeitung.“

„Das trefflich geschriebene Buch wird wohl überall, wo im Familienkreise musiziert wird, Interesse erregen und mit Freuden aufgenommen werden . . .“ „Schweizer Musikzeitung.“

Verlag von Hellmuth Wollermann, Hofbuchhändler, Braunschweig. 9

Im „Goldenen Bücherschatz“

(Hundert der besten Romane und Novellen, ausgew. nach dem Urtheil namhafter Kritiker) ist aufgeführt:

Johs. Knades Selbsterkenntnis Historische Erzählung aus der Zeit der Reformation von C. Quandt. 5. illustrierte Auflage. 500 Seiten. Gebunden M 5.50.

„Eine ganz vortreffliche Erzählung, der man nicht zuviel Ehre antut, wenn man sie eine **Perle auf dem Büchermarkte** nennt. Danzig zu Anfang des 16. Jahrhunderts ist ihr Schauplatz, und die selbstverfaßte Lebensgeschichte von Johs. Knade, der ursprünglich römischer Prediger, später lutherischer Pastor war, ihr Inhalt. Die politischen und kirchlichen Verhältnisse des alten Danzig, sowie die Wirren und Stürme jener aufgeregten Zeit treten, mit ungemeiner Lebendigkeit und Treue geschildert, uns vor Augen.“

(Br. Volksblatt.)

Die Polen in Danzig Historische Erzählung v. C. Quandt. 3. Aufl. Illustriert. Gebd. M 4.80.

„Wer den Joh. Knade von derselben Verfasserin gelesen hat, greift ganz gewiß mit großer Erwartung nach dieser neuen Erzählung und wird sich auch nicht geärgert fühlen.“

— Das beweist auch die bereits nötig gewordene 3. Auflage. —

Wieder handelt es sich um die alten, die Grenzmarken besonders erschütternden Konflikte zwischen Katholizismus und Evangelium, Deutschtum und Polonizismus, Feudalherrschaft und Bürgertum. Wir empfehlen auch dies neue Buch als ebenso unterhaltend wie zeitgeschichtlich walend allen älteren Lesern.“ (Südd. Schulbote.)

Marcella Grace Eine Erzählung aus Irlands Gegenwart von R. Mulholland.

Autorisierte Übersetzung von M. Morgenstern. Elegant gebd. M 4.—

Über diese hervorragende Erzählung schreibt „Die Hilfe“:

„Durch Zufall ist mir dieser englische Roman in die Hände gekommen. Ich bin noch wie verämbt von seiner Lektüre. Ich erinnere mich nicht, daß mich je ein Roman in gleichem Maße gefesselt und befriedigt hätte, und zwar gleicherweise durch die Macht der Handlung, wie durch den Reiz der Darstellung. . . .“

+ **Aus Südwest** + Jetzt zum herabgesetzten Preise:

Wie es am Waterberg zuing.

Ein Beitrag zur Geschichte des Hereroaufstandes von Frau Else verw. Sonnenberg. 2. Auflage. Mit 9 Abbildungen. 122 Seiten. Preis geb. statt 2,50 nur M 1,50.

In äußerst anschaulichen und stellenweise erschütternd geschriebenen Erinnerungen erzählt eine schweigeprüfte deutsche Frau von Südwestafrika, dem Lande, das ihr eine zweite Heimat hatte werden sollen, und in welchem ihr Gatte und Ernährer als ein Opfer des Hereroaufstandes durch schändlichen Mord der Schwarzen fiel. (Folgt ein Kapitel aus dem Buche.) Bad. Landesztg.

Marie Petri ❖ Marienblumen

Erzählungen für Erwachsene

1. **Zwei Häuser.** Zeigt, daß nicht Reichtum, sondern frommer Sinn und Innlichkeit Glück gewährt. 38 S. *M* — 10

2. **Friede auf Erden.** Ergreifende Erzählung eines aus Not zum Tode gewordenen, aber später mit seiner Familie versöhnten Mannes. 32 S. *M* — 10

3. **Zu früh.** Schildert die große Not, die eine zu frühe Heirat für ein junges, glückliches Menschenpaar gebracht hat. 32 S. *M* — 10

4. **Hilfe in der Not.** Der Segen der Diakonie auf dem Lande wird in dieser schlichten Erzählung so recht sichtlich für das Volk geschildert. 26 S. *M* — 10

5. **Die Schwestern.** Schönheit des Lebens ist ein vergänglichtes Gut, Schönheit der Seele aber wächst mit den Jahren. Das zeigt der Lebenslauf der beiden Schwestern. 44 S. *M* — 15

6. **Der Halbspännerhof.** Sünde des Vaters nützt das Haus in Schande und Schulden, aber der fromme Sinn des Weibes verwandelt schließlich den Fluch der Sünde in Segen. 64 S. *M* — 15

7. **Gift.** Weilt auf die durch das Lesen schlechter Bücher entstehenden Gefahren hin. 32 S. *M* — 10

8. **Auf der Alseburg.** Geschichtliche Erzählung aus dem 13. Jahrhundert, als die Alseburg noch besetzt war. 18 S. *M* — 10

9. **Ehlich währt am längsten.** Geschichtliche Erzählung aus Spanien aus dem 14. Jahrhundert. 27 S. *M* — 10

10. **Das Krappelchen.** Geschichtliche Erzählung aus dem 18. Jahrhundert im lustschloss Salzdahlum, handelt von der Gemahlin Friedrichs des Großen. 36 S. *M* — 10

11. **Eine.** Die reue Eine führt ihren Geliebten vom Wege der Sünde zurück und erobert für beide schließlich Glück und Segen von oben. 40 S. *M* — 10

12. **Das Erbteil.** Eine romantische, spannende Schweizergeschichte. 32 S. *M* — 10

13. **Bruder und Schwester.** Sucht nach Vergnügen bringt manches lustige Leben zu Falle. 32 S. *M* — 10

14. **Abendfrieden.** Eine kurze Idylle, der Rückblick eines alten Mannes auf sein Leben. Gehört zum Reinen, das die Verfasserin geschrieben. 20 S. *M* — 10

15. **Der bunte Wagen.** Der Reiz, aber auch die Gefahren eines Lebens im Komödiantenwagen. 24 S. *M* — 10

Statt früher 20, 25 und 40 Pf. nur 10 und 15 Pf. das Heft.

100 Hefte gemischt für nur *M* 9.— Heft 1—5, 6—10, 11—15 je in einen Band gebunden statt *M* 1.50 nur noch je *M* 1.—. Für Volksbibliotheken sowie zur Verteilung in Krankenhäusern, Anstalten der Inneren Mission usw. dringend empfohlen.

Echte Minne. Historische Erzählung aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts. Mit 7 Abbildungen. Hübsch geb. *M* 1.50

Durch Kampf und Not. Historische Erzählung aus der Zeit des 3. jährigen Krieges. Mit 7 Abbildungen. Geftet *M* 1.—, elegant gebunden *M* 1.50.

Die letzten Homburger. Historische Erzählung. Mit 5 Abbild. Hübsch geb. *M* 1.50.

Allezeit fröhlich! Eine Festgabe fürs christliche Haus.

Altes und Neues in Erzählungen und Betrachtungen.

144 Seiten. Eleg. kart. mit Goldschn. nur *M* 1.—. 10 Exempl. nur *M* 7.50.

Ein Geschenk ersten Ranges sowohl wegen seines reichen Inhalts als wegen seiner feinen Ausstattung. In seiner Anlage den in vielen tausend Exemplaren verbreiteten Schriften „Wo ist das Glück?“ und „Was bringt Gewinn?“ gleichend, unterscheidet sich das neue Buch von jenen, entsprechend seinem Titel, durch den fröhlichen Ton, der sich durch das Ganze hindurchzieht. Auch geeignet zu Bescherungen in Krankenhäusern, Junglings- und Jungfrauenvereinen usw.

Verlag von Hellmuth Wollermann, Hofbuchhändler, Braunschweig. 11

Heideblume. Novelle von Elisabeth Voß. 3. Auflage. Mit Abbildungen. Elegant gebunden nur M 3.—

Eine reizende, spannende Erzählung der merkwürdigen Geschichte einer Grafentochter, die durch eine eigenümliche Verkettung von Umständen in einem Pfarrhause einfach erzogen, von ihrem adelstolzen Vater wieder aufgefunden und in sein vornehmes Haus geführt wird und dort nach schweren Kämpfen und langem Dulden ihr irdisch Glück gefunden . . . Ein ernster, christlicher Sinn durchzieht das Büchlein; die in Frage kommenden sittlichen Probleme finden alle ihre richtige Lösung: der eigenwillige Schritt der Mutter findet seine Strafe, der kindliche Gehorsam der Grafentochter seinen Lohn, und das Ganze klingt gar harmonisch und friedlich aus. Die Darstellung der Verfasserin ist fließend und schön. Wir empfehlen das Büchlein, das auch im Druck und Einband schön ausgestattet ist, für den Weihnachtstisch. Br. Volksbl.

Otto Borchert,

Warum das Lebensbild Jesu in den Evangelien nicht erfunden sein kann.

— 142 S. Preis 1,25 —

P. Samuel Keller urteilt:

Mir ist unter den vielen Büchern, die ich aus Neigung und von Beruf wegen lesen muß, lange keins vorgekommen, das mich so gefesselt und erbaut hätte, wie dieses! Jesus wird einem hier in ebenso vornehmer wie origineller Weise als der Stein des Anstoßes und Argernisses vor die Seele gestellt, daß man mit einstimmen muß in Jesu eigenes Wort: „Ja, du bist von oben herab!“ Dieses Bild hätte kein Mensch erfinden können — es ist überweltlich und trägt die Maße einer anderen Welt. Für praktische Beschäftigung des Predigers, der Jesum andern anpreisen will, die ihm schein und fremd gegenüberstehen, bietet dieser Goldgrund manchen wirklich ungewöhnlich guten und neuen Gedanken. —

King, Charles,

Wer wird sie heimführen?

Roman aus d. Leben auf kalifornischen Grenzstationen. Eleg. gebd M 4,—.

Der Verfasser hat unsere Literatur durch ein treffliches Buch bereichert, dem wir weite Verbreitung wünschen. Stell. Tagebl.

Lieber, Arnulf (S. v. S.-Bielefeld),

Chor=Lisele. Aus meinen Papieren.

Eine romantische Erzählung, der Wirklichkeit entnommen. 25 Pf.

Chamloth, F.,

J. Valentin Andreae redivivus

Eine Pastoraltheologie in Versen. Elegant gebd. M 1,80.

Da ist jüngst ein köstlich Büchlein erschienen, das für Theologen, aber nicht für sie allein, gut und nützlich zu lesen ist. In Knittelversen ist es abgefaßt, und alltägliche Wahrheiten sagt es, Wahrheiten, die alle Tage bedacht werden wollen. . . .

Tag des Herrn.

Meine Palästina-reise. ⚡ Vom 28. März bis 19. Mai 1910.

Mit 30 Abbildungen. Von Heinrich Cöke. Hübsch kass. M 1.50.

„Ein nach Inhalt und Ausstattung prächtiges Büchlein für den Gabentisch und die Familienlektüre. Wir begleiten den Verfasser auf seiner Reise vom Dammtorbahnhof in Hamburg bis nach Basel, durchqueren die Schweiz, um schließlich mit der Gotthardbahn Italien zu erreichen. Wir besuchen Mailand, in Genua wird der Dampfer „Memfy“ bestiegen, der an Messina vorbei nach Alexandrien führt. Wir besichtigen in Ägypten die wichtigsten Sehenswürdigkeiten, Kairo, Pyramiden usw., um schließlich mit dem Dampfer das Land der Sehnsucht vieler Christen, „Palästina“, zu erreichen. Die Schilderungen des Verfassers zeugen von scharfer Beobachtungsgabe. Land und Leute und die aus der Heiligen Schrift bekannten Stätten werden eingehend und gemütvoll geschildert, eigene Erlebnisse wie die der Reisegenossen meist mit köstlichem Humor behandelt, und — was uns ganz besonders gefallen hat — es werden Betrachtungen angeknüpft zwischen Einst und Jetzt. Es ist wirklich ein Genuß, mit dem Verfasser zu reisen, und wir können nur wünschen, daß das schmutze Büchlein in vieler Christen Häuser Einzug halten möchte.“

Wolf Landsburg und seine Geschwister.

Eine Geschichte aus Kurland für die Jugend von Laura Frein Bistram. 180 Seiten. Hübsch gebunden M 3,—.

Eine frohe siebentöpfige Geschwisterschar, deren Mutter erkrankt ist, wird auf ein Jahr von den Eltern getrennt und lebt unter der Aufsicht einer unberheirateten mütterlichen Freundin, bis Vater und Mutter wiederkehren. In diesem schlichten Rahmen schildert die Verfasserin das Denken und Treiben natürlicher und glücklicher Landkinder so prächtig, daß wir dem Buch einen hohen erzieherischen Wert beimessen und es Eltern und Erziehern zur eigenen Lektüre und besonders für die heranwachsende Jugend warm empfehlen.“

Blätter für Bücherfreunde.

Ganz besonders empfohlen:

Wilhelm Ditlevsen

Seemannspastor zu St. Michaelis in Hamburg

Das Alte Testament

als Zeugnis von der vorchristlichen Offenbarungsreligion

Eine Übersicht über die wichtigsten Fragen der alttestamentlichen Wissenschaft als Handreichung für Bibelfreunde

3 Vorträge, auf Wunsch gehalten und in den Druck gegeben. 136 S. Fr. M 1,50
Ganz besonders für Lehrerverse.

„ . . . Das Ganze ist so klar in der Sprache und Gedankenführung, so fesselnd in der Form und gebiegen in der Sprache, daß das Lesen des Buches einen Genuß gewährt. Der Verfasser beherrscht die gesamte einschlägige Literatur und orientiert darüber aufs Beste in und unter dem Text. Jeder Gebildete wird das Buch mit Gewinn durcharbeiten.“
Fr. Bausteine.

Verlag von Hellmuth Wollermann, Hofbuchhändler, Braunschweig. 13

Das Feld muß Er behalten!

Evangelienpredigten für alle Sonn- und Feiertage des Kirchenjahres von Lic. theol. Ad. Lichtenstein, Pastor zu St. Magni in Braunschweig.

712 Seiten gr. 8°. M 8,—, gebunden M 9,—.

Diese Predigten werden sich viele Freunde erwerben. Sie sind, wie ein hervorragender Theologe schreibt, keine Blunder, sondern leuchten still. Aus gründlicher Schriftforschung, aus oratio und meditatio, aus tiefer Kenntnis der Menschenseele geboren, in schlichter, edler Sprache gehalten, mild im Urteil über theologische Richtungen, sind sie zur Erbauung hervorragend geeignet. Es schüttet der Verfasser mit königlicher Freigebigkeit einen großen Gedankenreichtum hin.

„Evangelische Wahrheit.“ Formgewandte, in der Anlage sichere Verkündigungen des alten Glaubens, nicht dogmatisch-lehrhaft, aber inhaltreich, meist so, daß die Textauslegung das Bestimmende, die Gedankenwelt der Hörer das Färbende ist. . . Zum sinnenden Lesen sind sie trefflich geeignet; man wird da oft von einzelnen Sätzen zum Innehalten und Nachdenken gezwungen.

„Neue Preussische (+) Zeitung.“ Diese Evangelienpredigten dienen vortrefflich dem Zweck, Jesu einzige Größe und erlösende Heilandsherrlichkeit sowie die von ihm ausgehende heiligende Glaubenskraft in die Mitte der Gemeinde und auf den Weg jedes einzelnen zu stellen, wie es der Verfasser sich vorgenommen hat. Ihre Sprache ist edel und nicht veraltet, ihre Beziehung auf die unsere Zeit bewegenden religiösen Kernfragen nicht polemisch, aber fest begründend, eine gehaltvolle Gabe.

Rahlenbeck.

Für die Adventszeit:

Es ist das Heil uns kommen her!

Deklamatorium für die Adventszeit
von Lic. Ad. Lichtenstein, Pastor.
24 Seiten. Eleg. brosch. M —,30.

Dieses prächtige Büchlein eignet sich wegen seiner hübschen Ausstattung sowohl zum Verlesen als Adventsgruß, wie auch als außerordentliches Mittel zur Veranlassung von adventlichen Gemeindefestern. Es soll helfen, der Gemeinde den über äuzere Feiherbereitung oft vergessenen Segen der Adventszeit nahe zu bringen. Für die öffentliche Darbietung ist Kürzung nötig, jedenfalls empfehlenswert; zur Erbauung daheim, zum Lesen vor oder nach der Darbietung aber sind die eingefügten Liederschätze und Blüten der Dichtung wohl geeignet.

Pommersche Reichspost.

Joachim Hinkel.

Tägliche Andachten

über das
Evangelium St. Matthäi.

Für Haus und Schule.

Mit einem Anhang:

Andachten zu besonderen Gelegenheiten
432 Seiten gr. 8°. Geb M 1,50
eleg. Halbjr mit Goldschm. M 2,—.

Alles in allem: es ist ein wirklich gutes Erbauungs- und Hausandachtbüch. Theol. Literaturbericht.

„ . . . Die Betrachtungen sind kurz, nicht mehr als eine Handvoll frischen Wassers —, doch inhaltlich noch reich genug, um das Gemüt zu beleben, die Stimmung zu weihen und in die Anruhe der Werktagarbeit etwas von dem mitzugeben, was bleibend ist.“

Ev. Kirchenzeitung.

Familien-Stammbuch Christliches Hand- buch der Familie

enthält an offiziellen Formularen:

Eheschließungs-Urkunde, Urkunde über die kirchliche
Trauung, Geburten und Taufen der Kinder, Todesfälle usw.

vom Standesbeamten bezw. Geistlichen zu vollziehen.

Angefügt sind Formulare zu Eintragungen

der Eltern und Großeltern des Ehepaars, Vom Hochzeitstage, Hoch-
zeitsgäste. — Patenfinder, Hauschronik, Konfirmation der Kinder. —
Ferner die wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen über Beurkundung
des Personenstandes und die Eheschließung nebst den kirchlichen
Pflichten bei Trauung, Taufe und Begräbnis.

Verzeichnis der gebräuchlichsten Vornamen mit Angabe ihrer Deutung.

Ausg. 1. Kart. 50 Pf.

Ausg. 2. Halbleinwandband 80 Pf.

Ausg. 3. Leinwand m. Rotschnitt. *M* 1,20.

Ausg. 4. 96 S. Halbfranz m. Goldschn. *M* 3,—.

Für jedes junge Ehepaar von großer Wichtigkeit; aber auch be-
reits längst verheirateten Eheleuten wird die Anschaffung des Buches
empfohlen, da die nachträgliche Eintragung der betreffenden Ur-
kunden von dem Standesamt, bei dem die Anmeldungen früher er-
folgten, und bei dem Geistlichen, der die kirchlichen Handlungen voll-
zog, gegen Erlegung einer geringen Gebühr bewirkt werden kann.

Wilh. Beste, w. D. th., Generalsuperint.

Paienphilosophie

oder Weisheitslehren für die
Gebildeten im Volke. Mit dem
Bilde des Verfassers in Stahlstich.

3. Aufl. Eleg. gebunden *M* 2,—,
mit Goldschnitt *M* 2,25.

„Ein sinniges Festgeschenk für
ernst und tief veranlagte Naturen,
die gern in der Stille über Gott
und Welt, Zeit und Ewigkeit
„meditieren“.

„Haus und Schule“.

Wilh. Beste, w. D. th., Generalsuperint.

Wegweiser zum inneren Frieden.

Christliche Meditationen.
Mit dem Bilde des Verfassers
in Stahlstich.

3. Aufl. Eleg. geb. mit G. *M* 3,—.

Das ist ein seltenes Büchlein! Es gibt
dicke Bücher, die nur dazu geschrieben zu
sein scheinen, zwei oder drei wertvolle gute
Gedanken in sehr viel Makulatur zu ver-
packen. Solcher Bücher hätte man aus diesen
Meditationen eine ganze Bibliothek herstellen
können. Man wird keine Seite, keine dieser
78 kurzen Betrachtungen lesen können, ohne
um ein Geisteskleinod sei es für die Zeit
sei es für die Ewigkeit reicher zu werden.
Quellwasser.

Verlag von Hellmuth Wollermann, Hofbuchhändler, Braunschweig. 15

Gibt es Wunder? Diese kleine Abhandlung ist für alle Geistlichen und Bibelfreunde interessant.
Von Prof. Dr. Ed. Hoppe. Pr. 25 Pf. — Bitte zu verlangen. —

Wilh. Klose.

Am Pilgerstabe.

Gedichte. 248 S. geb. m. B. M 3,—.

Eine reiche Sammlung schöner Gedichte meist geistvollen Inhalts, voll tiefer religiöser Empfindung, frommer Gedanken und formvollendeten Ausdrucks, erinnern sie an Karl Gerok's geistliche Dichtungen und E. Geibels unvergleichliche Lyrik. Dabei sind diese Gedichte doch ganz originell. Warm sei die Sammlung als wertvolles Festgeschenk allen empfohlen.
Haus u. Schule,

Margarete Stege.

Für tägliche Einkehr.

Weisheitsprüche aus dem Leben für das Leben.

366 S. Geb. M 1,50; feine Ausgabe m. Goldschnitt M 2,—.

Das Buch bringt für jeden Tag des Jahres Aussprüche, die besonders dem Erziehenden, aber auch jedem Laien als Lehre, Mahnung, Warnung, Aufmunterung, Trost dienen sollen. Die Sprüche der lehrreichen Prosa sind durch poetische Gaben edler Tendenz unterbrochen.

 Als mustergültig 

sollte jedem Kantor und Kirchenchor zugänglich gemacht werden:

Musikalische Programme mit Erläuterungen für Volkskirchenkonzerte

und andere Aufführungen, gesammelt von Otto Richter,
Prof. u. Agt. Musikdir., Kant. a. Alumnium d. Kreuzschule u. d. Kreuz- u. Sophienkirche zu Dresd.

Dritte, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage.

89 Programme auf 211 Seiten. oooo Preis M 3,—

Professor Otto Richter ist Autorität auf dem Gebiete der Volkskirchenkonzerte. Seine „Musikalischen Programme“ finden überall nur die günstigste Beurteilung und sind für jeden Veranfallter von Kirchenkonzerten ein treuer Freund und Berater.

Die Orgel. Das in dritter Auflage veröffentlichte Werk stellt sich die Aufgabe, auf die Befürwortung der Ausübung der Kirchenmusik in den breiteren Schichten der Bevölkerung, durch Veranstaltung volkstümlicher Kirchenkonzerte einzuwirken, wie dies von ihm in der Erstebener Wirksamkeit geschehen. Dieser erneuerte, vermehrte, mit erläuternden Kommentaren versehene Abdruck der Programme darf auch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus eine unverkennbare Bedeutung für sich in Anspruch nehmen, da er als ein Stück Musikgeschichte zu bezeichnen ist. Treffend weist Richter im Vorwort darauf hin, daß auch die jetzt reich gepflegte Bach-Literatur nicht nur den Begüterten, sondern auch dem Volke in äußerlich praktischer Weise, nämlich ohne Entgelt, eingeführt werden müsse, wodurch sich die mehr und mehr geltend gemachte Verbreitung auf alle, ohne Ausnahme, erstrecken würde. Die Programme, in denen in erster Linie die zugänglichsten Schöpfungen der Meister bis auf die Gegenwart Befürwortung erfahren, bilden, jedes für sich, ein in sich abgeschlossenes Ganze. Sie sind Musterprogramme, die vorbildlich zur Nachahmung anregen. Zwischen den Kirchenkonzerten, Bachausführungen, Gändelauführungen usw., stehen auch populär gefasste weltliche Konzerte. Überall bilden die Kommentare (Ihr erster Schöpfer ist der verewigte Riebel in Leipzig) ein wichtiges, namentlich für die Untundigen höchst zweckmäßiges Geleit. Aus aufrichtiger Überzeugung ist die 211 Seiten füllende Arbeit als durchaus mustergültig hinzustellen.
Prof. Emil Krause.

16 Verlag von Hellmuth Wollermann, Hofbuchhändler, Braunschweig.

430200

Carstensen, C
Deutsche Geisteshelden aus dem Leben
deutscher Dichter. Ed. 3, rev.

LG.H
C3216d

NAME OF BORROWER.

DATE.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

